This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Friedrich Christoph Öfinger

HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library

J. C. Oltinger Pinx.

12 1.80 rsd

Calwer Familienbibliothek.
55. Band.

Friedrich Christoph Ötinger.

Ein Lebens- und Charakterbild

aus

seinen Selbstbekenntnissen und Schriften

entworfen von

Johannes Herzog.

Mit sieben Abbildungen.

Calw & Stuttgart, 1902.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

BX
8080
.04
H4

Vorwort.

Bei dem Versuche, das Lebensbild eines so tiefsinnigen Mannes wie Ötinger zu entwerfen, muß man sich vor zwei Extremen hüten. Einerseits bringt die Bemühung, eine ansprechende, volkstümliche Darstellung zu geben, die Gefahr der Oberflächlichkeit mit sich. Das aber hieße sich an einem Charakter, wie der Ötingers, versündigen. Andererseits aber muß man, will man ihm gerecht werden, die entgegengesetzte Gefahr in den Kauf nehmen, der Gründlichkeit zu lieb die schuldige Rücksicht auf den Leser zu verletzen und ihn in ein Labyrinth hineinzuführen. Der Verfasser hat sich bemüht, zwischen diesen Klippen hindurchzusteuern, ohne die Befriedigung zu hegen, sie beiderseits glücklich vermieden zu haben. Im Interesse eines bleibenden Nutzens dieser Lebensbeschreibung, welches ihm höher steht, als die Stillung des Unterhaltungsbedürfnisses, ging sein Streben dahin, insoweit in die reiche Gedankenwelt des Philosophen und Theologen Ötinger den Leser einzuführen, daß sein unter uns immer noch zahlreich verbreitetes Schrifttum, zumal die kostbaren Predigtsammlungen, die wir von ihm besitzen, an Verständlichkeit gewinnen und womöglich noch mehr begehrt und gelesen werden möchte.

Wohl sagt Schubart von ihm: „Ich empfand bald, daß man dem Verstande eines Menschen nicht wenig zutraut, wenn man ihm Ötingers Schriften empfiehlt.“ Aber er fährt auch fort: „wie angehäuft sind die tiefsten Geistesresultate in den Schriften, sonderlich in den Epistelpredigten dieses Mannes! Wehe dem, der sich einigen Erdenstaub hindern läßt, die Pracht dieser Krone, voll der reichsten Steine, zu bewundern!“ Und wenn Ötinger von Ritschl als „der genialste Theolog Württembergs und der bedeutendste Theolog unter den Pietisten überhaupt“ bezeichnet wird, so sollten wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, seine Gaben und Leistungen dankbar zu schätzen und fruchtbar zu verwerten.

Was die Quellen und Vorarbeiten für eine Biographie dieses Mannes betrifft, so sei daran erinnert, daß Dr. Barth den ernsten Vorsatz hatte, Ötingers Leben herauszugeben und die Arbeit wirklich anfing, wie er in der Vorrede zum dritten Hefte seiner „Süddeutschen Originalien“ mitteilt. Nachdem Hindernisse eingetreten, bekennt er hierauf weiter, daß ihm die Aufgabe, einen so seltsamen und tiefen Geist würdig zu charakterisieren, mit jedem Tag schwerer geworden sei, und daß es sich noch frage, ob er Mut genug haben werde, dieses

schwere Unternehmen auszuführen. So hat er denn, auch weil ihm je länger je mehr die Zeit fehlte, die Hand davon gelassen. Das ist sehr schade; denn Barth wäre der Mann dazu gewesen, ihn volkstümlich zu beschreiben, ohne oberflächlich zu werden. Inzwischen ist außer der aus Manuskripten auf die Nachwelt herübergeretteten Selbstbiographie Ötingers, die den bezeichnenden Titel hat „Genealogie (d. h. Stammbaum) der reellen Gedanken eines Gottesgelehrten," ein umfassendes biographisches Werk erschienen: „Fr. Chr. Ötingers Leben und Briefe, als urkundlicher Kommentar zu dessen Schriften" von K. Chr. Eberh. Ehmann, Stuttgart 1859, welches eine ganze Fülle von Materialien zu einem Lebens- und Charakterbild Ötingers gesammelt hat. Auf dieses Buch, durch das sich durchzuarbeiten mehr Zeit erfordert, als die meisten Leser der Familienbibliothek zur Verfügung haben, nimmt die vorliegende Biographie hauptsächlich Bezug.

Daß die in den „Württ. Vätern" I. Band, S. 196—231 gegebene Zeichnung des Mannes, weil sie nur eine Skizze sein sollte und konnte, für eine eingehendere und umfassendere Darstellung noch Raum läßt, ergiebt sich nach dem Gesagten von selbst. Vielleicht hat sie in manchem aufmerksamen Leser schon selber das Verlangen erweckt, von diesem Originalmenschen mehr zu erfahren, dem bei der Einweihung der Karls-Universität im Jahre 1782, als sich zugleich die Nachricht von seinem Tode verbreitete, Schubart folgendes poetische Denkmal gesetzt hat:

„Karl baut ein schwäbisches Athene! Und ach, im Pomp der Weihe fällt
Des Weisen und des Christen Thräne! Denn Ötinger, der Lehrer einer Welt,

Er, der ins ungeheure Ganze Mit scharfem Seheraug geblickt
Und, ungeblendet von dem Glanze Des Wahns, mit Einfalt sich geschmückt;

Ach Ötinger, der wahre Jesusjünger, Der seine Größe zwar gefühlt,
Und doch in Demut sich geringer Als seine jüngsten Brüder hielt:

Ja, Ötinger flog auf in jene Kreise; Senkt weinend ihn ins dunkle Grab hinein!
Denn er, der Christ, der Edle und der Weise War eine Hohe Schul allein!"

Die 200jährige Wiederkehr des Geburtstags dieses Gottesmannes aber möge ja nicht dazu dienen, daß man — wie es heutzutage gebräuchlich — mit einigen bald verrauschenden Jubiläumsfanfaren sich mit ihm abfinde und mit rasch verwelkenden Blättern dieses Propheten Grab schmücke, sondern lieber dazu, daß recht viele sich ernstlich mit ihm befassen und gründlich in ihn hinein lesen mögen!

Hiefür Handreichung zu thun, ist die Absicht und der aufrichtige Wunsch

des Verfassers.

I. Einleitung.

Das 18. Jahrhundert hat auf schwäbischem Boden manche bedeutende Gestalten hervorgebracht, die für alle Zeiten gelebt haben. Im Jahr 1901 wurde — stille genug — der 200jährige Geburtstag des Staatsmannes Johann Jakob Moser gefeiert, in welchem die schwäbische Eigenart eine besonders charaktervolle Ausprägung gefunden hat. Man kann aber dasselbe mit gleichem Rechte von dem ein Jahr später geborenen Prälaten Friedrich Christoph Oetinger sagen. In seiner Art noch origineller als jener, war er zwar nicht berufen, in die äußeren Geschicke seines Vaterlandes einzugreifen; er sollte stille Sämannsarbeit thun, aber eine Saat ausstreuen, deren fruchtbare Keime heute noch nicht genügend anerkannt und gewürdigt sind. Man nennt ihn viel, man lobt ihn wohl auch, aber man kennt ihn im Grunde wenig. Es ist zuviel Geheimnisvolles an seinem Wesen, seinem Werke, seinen Schriften. Auch hatte er nicht die Gabe, den Reichtum seines Geistes an Erkenntnis und Weisheit in gangbare Münze auszuprägen, weder ein glänzender noch auch nur ein fließender Stil war ihm beschert. Aber es hat sich noch keiner ernstlich mit ihm beschäftigt, ohne dauernd an ihn gefesselt zu werden, denn man wird mit ihm nie fertig und er langweilt den nie, der sich in ihn hineinliest; es geht vielmehr ein belebender Hauch, eine nährende Kraft aus von den Erzeugnissen seines Geistes, die ganz dazu angethan ist und sozusagen darnach verlangt, in den unsrigen einzudringen und ihn zu befruchten.

Ehe wir uns anschicken, das Werden und Wachsen dieses Mannes zu schildern, sollte wohl über den Mutterboden, dem er entstammt, etwas zur Einleitung vorausgeschickt werden. In der That darf er, je mehr man seiner Individualität nachsinnt, für einen echten Schwaben gelten, für ein Extrakt und eine

Verkörperung des schwäbischen Volkscharakters. Aber man bedenke dabei: der Naturboden, auf welchem eine Persönlichkeit erwächst, giebt wohl das Material zu ihrer Ausgestaltung, aber das Geheimnis ihrer selbst beruht auf dem göttlichen Gedanken, der in sie gelegt ist. Und das ist das eigentlich Originelle an ihr. — Wichtiger ist, daß man sagen kann: in religiöser Beziehung war der Boden ein wohl vorbereiteter für das Wachstum einer solchen Persönlichkeit. Württemberg war in seiner religiösen und kirchlichen Entwicklung ein eigenes Land. Man braucht sich durchaus nicht von beschränktem Lokalpatriotismus leiten zu lassen, wenn man behauptet, daß das Schwabenvolk in gewisser Beziehung damals — ob heute noch? — in christlicher Beziehung eine merkwürdige Sonderstellung einnahm. Man kann hinweisen auf das Urteil des edlen Nachbarfürsten Karl Friedrich von Baden über das Württemberger Volk, es sei genügend dadurch charakterisiert, daß es „die Eberhard Ludwig und Karl Eugen, die Süß, Montmartin und Wittleder nicht haben zu Grunde richten, nicht um seine besten Güter, Gottesfurcht, Ehrbarkeit, Zucht, Fleiß und Berufstreue haben bringen können"; oder auf das ganz entsprechende Wort des Schweizer Naturforschers Albrecht von Haller: „Württemberg hat sich seiner Fürsten — außer Eberhard Ludwig des Erbprinz, ‚schwach, kränklicht und still', und Karl Alexander, ‚der den Glauben um ein Regiment getauscht' — wenig zu rühmen, und ist doch alles getreu, ergeben und eifrig, ohne Murren, ohne Stachelschriften, und nimmt die Unordnung am Hofe als eine Strafe vom Himmel. Denn im Württembergischen ist der Glaube tiefer in des Volkes Herzen, als anderswo, und zeigt sich auch im gemeinen Leben; ihre Priester sind geehret, auch die Schulen ohne Verachtung, der Gottesdienst eifrig, die geistlichen Gesänge allgemein und alles der Frömmigkeit gemäßer." Und wenn man nach dem tieferen Grunde fragt, woher diese merkwürdige Entwicklung der Dinge kam — sonst pflegte ja wohl das Beispiel von oben ansteckend zu wirken und den Ton anzugeben — so hat darüber Flattich eine bezeichnende Auskunft gegeben: Auf die Frage, was ein Pietist sei, gab er zur Antwort: „Wenn man seinen Hund den

ganzen Tag schlage, so gehe er durch und suche einen anderen Herrn, bei dem er es besser habe; auf die gemeinen Leute schlage jeder zu, der Herzog, die Soldaten, die Jäger — darum gehen sie durch zu Christus, und wer Christus sucht, ist ein Pietist." Diese merkwürdige Antwort beweist, wie im Schwabenlande der politische Druck mit eine Ursache der religiösen Verinnerlichung war. Aber daß es so gehen konnte, dazu mußten doch auch irgendwie günstige Umstände mitwirken. Und so war es auch. Der politische Druck war nicht — oder doch so gut wie nie — verbunden mit religiöser Unterdrückung. Vielmehr genoß das Württemberger Volk bei der engen Verbindung der bürgerlichen und kirchlichen Behörden und bei der überwiegend ernst gerichteten Gesinnung seiner Geistlichkeit — bis hinauf zu den Hofpredigern — das Privilegium, daß hier nicht wie anderwärts die Obrigkeit streng gegen die „Gemeinschaften", überhaupt gegen den Pietismus einschritt, so daß das noch aus dem Elend des dreißigjährigen Kriegs herausgerettete, allmählich wieder aufblühende kirchliche Leben im Lande ohne viele Umstände den Pietismus in sich aufnahm, sich ihm und denselben sich assimilierte. So kann man sagen: Württemberg war verhältnismäßig ein frommes Land. Das französische, leichtfertige, üppige Leben der Höfe und höfischen Kreise war und blieb ein fremdes Element, das eben getragen wurde. Die Gesamtatmosphäre war für die Entwicklung religiöser Charaktere durchaus nicht ungünstig, insbesondere waren die Theologen, die die Lehrstühle innehatten, teils pietistisch angeregt, teils mild und ausgleichend gestimmt.

Freilich drang eben damals auch eine andere geistige Strömung ins Land herein: die Aufklärung, und wir werden sehen, wieviel in positivem und negativem Sinne diese Richtung für die Entwicklung Ötingers ausgetragen hat. Die Nachfolger des Philosophen Leibnitz beherrschten mehr und mehr die ganze geistige Atmosphäre der gebildeten und studierenden Welt. Diese neue Strömung war teils im Ringen, teils in Verschmelzung mit dem frommen Geiste des Pietismus begriffen. In allen bedeutenderen Männern mußten sich diese

verschiedenen Einflüsse kreuzen, auseinandersetzen und ausgleichen; so finden wir bei Ötinger außer der pietistischen Wurzel seiner Welt- und Lebensanschauung auch die andere einer verständigen, weltoffenen Weitherzigkeit.

Aber alles das darf nicht überschätzt werden. Eine selbständige Persönlichkeit entnimmt wohl dem Boden, auf dem sie anwuchs, die Stoffe, aber sie bildet kraft des ihr innewohnenden schöpferischen Geistes, ihrer Natur- und ihrer Geistesgaben, dieselben um und sich selber an.

II. Ötingers Kindheit.

Gott, du hast mich von Jugend auf gelehret; und bis hierher verkündige ich deine Wunder. Ps. 71, 17.

Friedrich Christoph Ötinger, geboren am 6. Mai 1702, ist ein Sohn der Stadt Göppingen. Sein Vater, Johann Christoph Ötinger, war Stadt- und Amtsschreiber daselbst, die Voreltern und Urahnen Beamte. Seiner im Jahre 1696 geschlossenen Ehe mit Rosine Dorothea, geborene Wölfing, ebenfalls einer Tochter aus dem Beamtenstande — der Vater war ritterschaftlicher Sekretär in Möckmühl, später Amtsvogt in Weinsberg, dann in Tübingen, zuletzt in Stuttgart — entsprossen elf Kinder, von denen unser Friedrich Christoph das dritte war. Zu größerer Bedeutung ist von ihnen gelangt der Jüngste, Ferdinand Christoph, geboren 1719, der als Professor der Medizin in Tübingen im Jahre 1772 sein kurzes, aber thatenreiches Leben beschloß. Er stand lange nicht auf dem Glaubensstandpunkt seines Bruders, bis er gegen sein Ende, das er Jahre zuvor infolge eines Unfalls herankommen fühlte, den Weg hiezu fand. Dagegen wird von ihm erzählt, daß er „ein sehr erfahrener, fleißiger, methodischer, menschenfreundlicher und mitleidiger Arzt" gewesen sei, der einmal das vielsagende Wort aussprach: „alle Schmerzen seiner Patienten fallen auf

ihn". So ging es ihm, wie dem jüngst verstorbenen Obermedizinalrat v. Sick, der bezeugte, an den Krankenbetten etwas fühlen gelernt zu haben von dem Worte, das im Vollsinne vom größten Arzte gilt: „Er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen." — Mit solchem Sinne kann dieser Bruder Ötingers jedenfalls nicht fern vom Reich Gottes gewesen sein.

Daß im Elternhause ein ernster Sinn herrschte, geht, so spärlich auch die Quellen fließen, aus allen Anzeichen hervor. Beim Vater war er vielleicht mit mehr Strenge und Gesetzlichkeit gepaart, als gut und heilsam war, wogegen es die Mutter, in früherer Zeit wenigstens, noch eher zur Welt hingezogen zu haben scheint, wie sie denn gerne aus ihrem Friedrich einen Juristen oder Politikus hätte werden sehen. Dieser selbst bekennt, „eine ehrgeizige Mutter" gehabt zu haben. An anderem Orte aber nennt er sie „ein kluges Gemüt, aber des inwendigen Weges unerfahren". — Aber nun ist es nicht so, daß Ötinger von seinen Eltern hätte sagen können, wie Goethe von den seinigen:

„Vom Vater hab' ich die Natur,
Des Lebens ernstes Führen —
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust, zu fabulieren."

Denn erstens zeigt sich bei Ötinger weder eine große Lust noch eine besondere Fähigkeit, zu fabulieren oder zu dichten — was er gedichtet, ist nicht Poesie, es ist zu ernst und gedankenschwer, um leichten Schwung zuzulassen; höchstens in seiner Seminarzeit hatte er eine „ästhetische" Periode. — Sonst ist er mehr Denker als Dichter.*) Sodann, und das ist das Wichtigste, tritt schon bei dem Kinde, dem „Friederlein", aufs früheste eine so eigenartige Entwicklung an den Tag, daß man von entscheidendem Einflusse der Familie gar nicht reden kann.

*) Dieses Urteil läßt sich aufrecht erhalten, trotzdem von Ötinger eine ganze Anzahl zum Teil umfangreicher Gedichte erhalten sind. Ehmann hat ihrer 65 gesammelt und herausgegeben (Reutlingen, bei Rupp, 1869—70). So wertvoll und gewichtig aber der Inhalt vielfach ist, so schwerfällig ist die Form. Von einer Dichtergabe darf man bei ihm nicht sprechen. Er ist auch groß genug ohne sie.

Er war ganz und gar nicht das Produkt seiner Eltern — der Apfel fiel weit vom Stamme — ebensowenig das Produkt der Verhältnisse, des „Milieu", wie man sich heute ausdrückt — er war ein Original, d. h. eine ursprüngliche Größe, ein Kernmensch. Im Grunde sollten wir das alle sein und dürften es von Gottes wegen alle sein, denn in jeden Menschen hat Gott einen neuen Gedanken gelegt, der in ihm soll zur Entwicklung und Ausgestaltung kommen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet: es ist großenteils, wenn auch nicht lediglich — der Menschen eigene Schuld, wenn sie so vielfach nur als Kopien und Abdrücke ihrer Umgebung und Produkte ihrer Verhältnisse durchs Leben wandeln. Aber der Preis, der bezahlt werden muß, wenn der Mensch selbständig sein, er selbst sein und bleiben soll, ist kein geringer; das können wir an unserem Helden lernen.

Er hat ein wertvolles Denkmal seiner Lebensgeschichte und Entwicklung hinterlassen, eine Selbstbiographie, welche den Mann zeigt, wie er leibt und lebt, und welche, wenn sie so verständlich wäre, wie sie wahr und tief ist, alle weiteren Lebensbeschreibungen überflüssig machen würde. Aber sie ist so eigenartig wie er selbst: für einen Leser, der sich nicht sehr Mühe giebt und kein Freund des tieferen Nachdenkens ist, ein Buch mit sieben Siegeln. Er schildert darin nur seine innere Entwicklung. Der vielseitige Mann der, wie Salomo, reden kann „von der Zeder an auf dem Libanon bis an den Ysop, der aus der Wand wächst", der vielgereiste, der Länder und Städte und alle Reiche der Natur durchgangen hat — bietet da nichts für die gewöhnliche Wißbegierde. Wer aber darauf verzichtet, findet etwas Besseres. Er entdeckt das Gold und Edelgestein eines inneren Lebens, voller Lauterkeit und Wahrheit, Einfalt und Klarheit, in welchem sich das Licht und Leben von oben in reicher Strahlenbrechung spiegelt. Und je mehr man es sinnend betrachtet, desto gewisser werden in unserem eigenen Innern entsprechende Saiten gerührt und wir fühlen: was Ötinger erlebte, schaute und hörte, soll nicht sein Privilegium bleiben, sondern ladet uns ein zur gleichen inneren Arbeit, zum gleichen inneren Genusse, nach dem Grundsatz, aber

auch mit dem Vorbehalt: „Laß nur deinen Stern dich leiten!“ Denn „sie sollen alle von Gott gelehret sein“.

Die Selbstbiographie fängt an mit dem bezeichnenden Geständnisse: „Diejenigen, welche in meiner zarten Kindheit auf mich als ein Kind auf den Armen acht gegeben, sagen mir, man habe mich das einfältige Friederlein geheißen ... Sie sagen, ich wäre sehr uniform gewesen in meinem Gesicht; ich hätte lange an ein Eck hingeschaut und sei bei aller Aktivität doch ruhiger Art gewesen.“ Spricht sich in diesem kleinen Zug aus den Zeiten, da der Geist noch in den Tiefen des Unbewußten lag, schon die Anlage zum Nachdenken aus, so zeigt eine bewußte Erinnerung aus dem Alter von sechs bis sieben Jahren ein bestimmteres Gepräge und weist zugleich die besondere Richtung auf, welche dieser Zug zum stillen Nachdenken nahm. Als er in der Unterweisung seines Onkels mütterlicherseits, des M. Wölfing, stand, mußte er viele Lieder auswendig lernen und sie auch je und je vor dem Einschlafen herbeten. Da erzählt er nun, wie er einmal dachte: „wenn ich doch auch wüßte, was ich betete“. „Ich kam an das Lied: ‚Schwing dich auf zu deinem Gott, du betrübte Seele‘. Nichts von Betrübnis wissend, wurde ich heftig angetrieben, zu verstehen, was es sei: ‚sich zu Gott aufschwingen‘. Ich bemühte mich darum inwendig vor Gott, und siehe! da fand ich mich aufgeschwungen in Gott. Ich betete mein Lied ganz aus; da war kein Wort, welches nicht ein distinktes (d. h. deutliches) Licht in meiner Seele zurückließ. In meinem Leben habe ich nichts Fröhlicheres empfunden.“ Aber daß dies nicht eine momentane Steigerung der Empfindung, ein bloßes Produkt der Phantasie war, daß er vielmehr diese innere Erfahrung zu verwerten wußte, das beweist die folgende Mitteilung: „Das hatte in folgender Zeit die Wirkung, daß ich, wenn ein heftiges Donnerwetter kam, davor sich mein Vater hinter den Umhang des Bettes verbarg, getrost dachte: ich fürchte mich nicht, weil ich weiß, wie man zu Gott betet. Das blieb eine gute Zeit also und hatte einen Einfluß auf mein ganzes Leben; denn ich setzte es zum Muster: alles, was ich lernte, müßte ich also verstehen.“ Wie einst dem Knaben Samuel im Vergleich mit

Eli, so ging es dem Sohne Ötinger im Vergleich mit seinem Vater. Das Kind hatte die Sache, die Realität, die Berührung mit dem lebendigen Gott, der Vater nur das Surrogat, das gesetzliche Christentum.

Es ist begreiflich, daß dem selbständigen und aufgeweckten Knaben die Zwangsjacke der damaligen Unterweisung, sowohl in den geistlichen wie den weltlichen Fächern, die meist in mechanischem Drill und Gedächtniswerk bestand, außerordentlich weh that, vollends wenn dazu noch die „scharfen Zuchttraktamente" kamen, mit denen er „um zwei oder drei Worte", die er nicht auswendig konnte, bedacht wurde. Das verbitterte ihm das Leben so, daß er „fluchen lernte wie ein Hamburger Schiffer" und von Gott abkam, also auch die schönen Eindrücke sich verloren, die ihn einst so glücklich, so kindlich froh und fromm gemacht hatten. Im Sturme kann ja die Sonne im Meer ihr Angesicht nicht spiegeln. Offenbar war auch der Vater zu hart gegen ihn, und daß er auf sein Geheiß bald anfangen mußte, die Predigten nachzuschreiben, und mit ihm besonders am Sonntag auf den Knieen zu beten hatte, machte, weil der Zwang regierte, die Sache nicht besser. Im Zorn über seinen Lehrer — er klagt besonders über den Präzeptor K. (Kocher), der ein „purer Orbilius" (Schlaghart) war, machte er Verse; welcher Art, das mag daraus hervorgehen, daß er den Seufzer, den er in einem Buche gelesen, zu dem seinigen gemacht hat:

Natur, du hast ja sonst manch Monstrum ausgebildet,
Ach, warum hast du mich nicht auch dazu gemacht!

Endlich schrieb er eine lateinische Rede gegen seinen Präzeptor an seinen Vater und drohte, wenn er ihn nicht aus der Schule dieses Tyrannen thäte, so würde er etwas thun, dessen seine Eltern sich nicht zu ihm versähen. Der Vater merkte, wo es hinauswollte — er wäre auf und davon gegangen „nach Amerika" — und nahm ihn aus der Schule.

So hat Ötinger sein Joch in der Jugend getragen — nur ist dieses Joch nicht gerade ein köstlich Ding gewesen. Merkwürdig bleibt immerhin, wie vielen großen Männern es ähnlich ging. Ötingers Zeitgenossen, Zinzendorf, ist es ja

noch schlimmer ergangen. Er hatte gegen geradezu vergiftende Wirkungen seines Informators zu kämpfen, Ötinger unterstand nur dem Druck des Unverstands und der vis major des Prügelsystems. Mögen aber nicht diese und ähnliche Erlebnisse, im Zusammenhang mit dem gesetzlichen Geist, dazu mitgewirkt haben, daß er so schwere, ängstigende Träume hatte von den Gefängnissen der Unseligen nach dem Tode, deren Bilder an die „Briefe aus der Hölle" erinnern?

Aber das Lernen — das äußere nicht nur, sondern auch das innerliche — nahm seinen Fortgang. Aus dem vierzehnten Lebensjahre blieb ihm eine Erfahrung erinnerlich, die der erste Keim einer folgenreichen inneren Entwicklung werden sollte. Es war an einem Sonntag, da gab ihm die Mutter, da sie eben „ausspazieren" wollte, auf, er solle in der Bibel lesen. Sie gab ihm den gemessenen Befehl, nicht vom Stuhle aufzustehen, bis er etliche Kapitel gelesen. Er dachte: „ja ihr könnt schon befehlen; ihr geht spazieren und ich soll nun lesen." Aber er besann sich und machte nicht nur gute Miene zum bösen Spiel, sondern aus der Not eine Tugend, und sprach zu sich selbst: „weil ich muß, so will ich." Selbst ein Immanuel Kant hätte den kategorischen Imperativ nicht besser zu bethätigen vermocht! Und diese Selbstüberwindung wurde ihm reich gelohnt. „Ich fand den Propheten Jesaja, blätterte hie und da. Und weil ich wußte, daß ich böse geworden und die Züge Gottes in der Kindheit hintangesetzt, so empfand ich all mein Böses sehr tief, hatte aber einen verborgenen Hang zur Wiederumkehr zu Gott, absonderlich da ich mich hernach so grausam vor Donnerwettern fürchtete. (Also war auch jene selige Errungenschaft von der trüben Flut der bitteren Schulleiden hinweggespült worden!) Ich bekam zu Gesicht die Stelle Jes. 54, 11—14; ich las sie mit Begierde, ich seufzte und sprach bei mir selbst: wie schön liest sich das! Wenn diese schönen Sachen mich angingen, so wäre es der Mühe wert, mich zu bekehren. Ich las sodann mit neuer Begierde in den Kapiteln fort und fand, besonders in dem letzten Kapitel, daß Gott nicht mit mir, sondern mit Jerusalem und dem Lande Israel rede. Die Motive (d. h. die Gedanken und Anregungen) kamen mir unausdenklich schön

vor: sie lagen mir immer im Sinn; ich vergaß sie aber wieder unter den scharfen Zuchttraktamenten meines Präzeptors und meines Informators. Dies war aber gleichwohl der Grund meines im Jahr 1739 ausgegebenen Büchleins: Etwas Ganzes vom Evangelio."

Im selben Jahre geschah es, daß die Mutter schwer erkrankte und einen heftigen Blutsturz bekam. Der dreizehn- bis vierzehnjährige Friedrich saß eben, nächts zwischen ein und zwei Uhr, an seiner Lektüre — aus jener Zwangsanstalt von Schule errettet, gab er sich mit unersättlichem Wissensdurst den Büchern hin — da hörte er plötzlich ein Geschrei, die Mutter wolle sterben. Sie lag wie tot auf dem Bette. „Ich sah es mit Schrecken," so erzählt er, „ging sogleich wieder in mein oberes Zimmer, warf mich auf mein Angesicht vor Gott und bat mit voller Zuversicht um ihr Leben. Meine Mutter erzählte mir nachher, sie hätte mich vor allen hören schreien und beten. Nachdem es aber schien, daß sie wirklich erkaltete, trotzte ich mit Gott und sagte: Bist du nicht ein grausamer Gott? Ich habe so stark geglaubt, ich hätte sie erbeten, und nun stirbt sie doch! Sie kam aber durch die „essentia dulcis" wieder auf, und ich erquickte mich hernach, daß Gott mein Gebet erhört. Alle diese Schickungen bereiteten mich auf meine künftig von Gott auszubildenden Gedanken in der Physik und Theologie."

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß diese Probe von Gebetserhörung — wie im Grunde eine jegliche — nur in dem Zusammenhang erfaßt und beurteilt sein will, in den sie gehört, in dem Zusammenhang der inneren Entwicklung und des Glaubenslebens unseres Ötinger wie auch seiner Familie. Hätte die Sache einen anderen Gang nehmen sollen, so wäre ihm die Freudigkeit nicht geschenkt worden, von der er spricht, da er um das Leben der Mutter bat.

Wie groß und köstlich für den Knaben Ötinger der innere Ertrag dieser Erfahrung mit seinem Gotte gewesen, kann man sich denken; welche Bedeutung sie aber für die vom Rande des Grabes gerissene Mutter selbst hatte, das tritt bei ihrem zwölf Jahre später erfolgten friedevollen Ende hervor.

Wir können den Blick auf die Kindheit Ötingers hier ab-

schließen. Er war in der That nach solcher Schulung mit dem vierzehnten Lebensjahre kein „Kind" mehr. Er nahm zu an Alter und Weisheit und — dürfen wir hinzusetzen — an Gnade bei Gott und den Menschen.

Wir wenden uns zu den entscheidungsvollen Jahren, in denen der Knabe zum Jüngling wird, in denen auch, wie Schubert so schön sagt, die Weihe für die That des Lebens geschieht und die Entscheidung für den Lebensberuf getroffen wird.

III. Die Lehrjahre.

„Die Wahl des Herkules ist keine Fabel ... Wie immer aber die Entscheidung falle — der Kampf ist wirklich und nicht angeblich von Menschen gekämpft worden, ehe Bücher ihn verzeichneten." Frederick Denison Maurice.

1. Es war im Jahre 1717, gegen Ende Oktober, da zog Friedrich Ötinger, „von gnädigster Herrschaft rezipiert", als Zögling in die Klosterschule Blaubeuren ein, um dort drei Jahre zu verbringen. In der Prüfung, am 7. und 8. Dezember, dem altberühmten „Landexamen", eroberte er sich den zweiten Platz unter fünfundzwanzig Kompromotionalen. Ein moderner Leser vermißt wohl vor dem Übertritt über diese Schwelle eine Mitteilung über die Konfirmation. Aber die Quellen wissen hievon nichts, aus einfachem Grunde: laut des württembergischen Konfirmationsbüchleins ist diese Feier erst am 11. Dezember 1722 im Herzogtum Württemberg eingeführt worden. Daß aber unser Ötinger innerlich wohl konfirmiert war, darüber kann uns die bisherige Geschichte beruhigen.

Von dem Leben und Streben, Lernen und Treiben in der Klosterschule bekommt man einen nichts weniger als ungünstigen Eindruck. Die Zöglinge, die „Alumnen", waren in der That gut versorgt. Von der äußeren Versorgung sagt Ötinger in seinen Erinnerungen selbstverständlich nichts; aber was er von

der erziehlichen Pflege seitens der Lehrer mitteilt, muß uns in der That mit großer Hochachtung erfüllen. Sie erachteten ihre Pflicht nicht für erfüllt, wenn sie lehrten und unterrichteten; vielmehr lag ihnen die Bildung der Gesinnung und die Pflege des religiösen Lebens bei der ihnen anvertrauten Jugend so sehr am Herzen, daß z. B. der Professor Weißensee — später Propst in Denkendorf — es sich nicht verdrießen ließ, jeden Alumnus nach dem öffentlichen Abendgebet zu fragen, „wie er seinen Tag zugebracht? was für Züge Gottes an sein Herz gekommen? was für Gedanken und Entschließungen er auf die gute Seite hege?“ Bei Gelegenheit dieser Unterredungen floß auch Oetinger manchmal etwas zu, was für ihn einen inneren Fortschritt bezeichnete. Einmal wußte er auf des Lehrers Fragen nichts zu sagen. Da sprach dieser: „Was hat Er denn heute gelesen?“ Antwort: „Boileau Despréaux.“ „Was darin?“ Antwort: „Von der Scham des Guten, daß diese der Grund alles Elends sei“ (wörtlich: das Grundübel). Das gefiel dem Professor sehr wohl, und er sagte, „es sei so gut wie ein biblisch-applizierter Spruch“. Es ist nicht zufällig, daß gerade dieses schlichte Wort sich in seine Seele tiefer eingrub. Nicht bloß darum, weil vielleicht im schwäbischen Volkscharakter etwas ist, was diese Erinnerung brauchen kann: er ist in Gefahr, das Gute, das Beste in ihm so eng, so luftdicht in sich zu verschließen, daß es zu ersticken droht — sondern es entsprach einer in Oetinger je länger je mehr aufdämmernden und schließlich zur lichten Überzeugung werdenden Erkenntnis, daß Gott die Menschen nicht nur durch die Schrift, sondern auch durch „die Stimme der Weisheit auf der Gasse“, d. h. durch die Philosophie oder den „sensus communis“, das Gemeingefühl, lehren und unterweisen wolle, daß wir also das Gute nehmen sollen, wo wir's nur finden. Diese Erkenntnis ist's, die Oetinger zu dem universellen, vielseitigen Geist gemacht hat. Interessant ist es übrigens, wie Rückert der Kehrseite dieser Wahrheit einen so schönen und sinnigen Ausdruck verliehen hat in dem Verse:

„O Herz, versuch es nur! so leicht ist's gut zu sein;
Und es zu scheinen, ist so eine schwere Pein.“

Das ist auch ganz im Sinne Ötingers gesprochen. — Ein andermal aber gelang es dem wohlmeinenden Lehrer nicht, dem wahrheitsdurstigen Schüler weiterzuhelfen, aus dem einfachen Grunde, weil in diesem Fall der letztere tiefer blickte und tiefer bohrte, als jener. Ötinger brachte vor ihn die ihn immer wieder bewegende Frage, die an jenem Sonntag Nachmittag ihm eine offene geblieben war: wie er wissen könne, daß die auf ganze Länder gehenden Sprüche im Jesaja *ihn* selber angehen? Weißensee antwortete: „Was allen gesagt sei, sei auch ihm gesagt." Damit war der Fragesteller nicht befriedigt; ob er auch schwieg, so dachte er doch: das habe ich wohl vorher gewußt.

Wir würden aber doch ein falsches Bild von dem Seminaristen Ötinger bekommen, wenn wir ihn als einen frühreifen Knaben, einen seine eigenen Wege gehenden Sonderling oder als einen Tugendspiegel uns vorstellen wollten. Wenn der Apostel Paulus sagt: „der geistliche Leib ist nicht der erste, sondern der natürliche, danach der geistliche," so ist damit ein Gesetz der Entwicklung ausgedrückt, das auch auf die *Stufen des Lebens* seine Anwendung erleidet, die der Mensch auf Erden zu durchlaufen hat. Die Naturstufe ist normalerweise nicht zu überspringen, sondern durchzumachen und zu überwinden (und wo die Gnade waltet, geschieht es auch ebenso ohne Unterdrückung der Natur auf der einen, wie ohne Schädigung des Geisteslebens auf der anderen Seite). So hat auch Ötinger dem Jugendalter seinen Zoll gezahlt, ist fröhlich gewesen mit den Fröhlichen, knabenhaft mit den Knaben. Sein sittliches Verhalten wird bezeichnet als „folgsam, geordnet und gefällig"; doch wird auch notiert, daß er zu einer eleganten, weltförmigen Lebensart hinneige, endlich fehlt er auch nicht in dem — freilich harmlosen — Strafregister. Er ließ sich oft durch seinen lebhaften, von Witz übersprudelnden Geist hinreißen, Kameraden zu necken und andere Jugendstreiche zu verüben, und wurde dann wie andere reglementmäßig mit Abzug am Tischwein „gebüßt". Es wird aber ausdrücklich bezeugt, „daß sein Scherz nie eine Spur von Bosheit verriet". Von der Regel „sunt pueri, pueri, pueri puerilia tractant" („Knaben sind es eben und Knabenhaftes treiben sie") machte auch *er* keine Ausnahme.

Aber es war zugleich eine Bewahrung vor größeren Fehltritten unverkennbar vorhanden, und wie bald ging diese Periode der Mischung von Scherz und Ernst vorüber!

Die Zeugnisse über seine Kenntnisse, Fähigkeiten und Fortschritte lauten glänzend. Er zeigte „ganz ausgezeichnete Fähigkeiten, angelegt für alle Arten des Wissens, leichte Fassungskraft, glückliches Urteil, ungemeine Lernbegierde, verbunden mit ausdauerndem Fleiß, ein vielversprechendes poetisches Talent 2c.“ (das widerspricht der obigen Charakteristik aber nicht, wonach Oetinger zum Dichter nicht geboren war).

2. Eine ganz neue Stufe im Lebenslauf sollte der Übergang in die Klosterschule Bebenhausen mit sich bringen, in welche er im Herbst 1720, also achtzehnjährig, eintrat. Dort sollte er die Entscheidung für seinen Lebensberuf treffen und diese kostete ihn einen harten Kampf. Von sich selber bekennt er: „ich war ein Jüngling von guter Gestalt, sehr lebhaft und hurtig, und wegen des Studiums berühmt.“ Da trat die starke Versuchung an ihn heran, Karriere zu machen, in der Welt etwas zu werden. „Studiere die Jura!“ (die Rechtsgelehrsamkeit), mahnte die Mutter, hinter der hohe Verwandte, besonders der Geheimerat und Direktor Osiander, standen; „bleibe bei der Theologie!“ so befahl ihm und beschwor ihn der Vater, der ihn schon in Mutterleib dafür bestimmt und gewidmet hatte. Er stand, wie Herkules, am Scheidewege. Zur Linken winkte die weltliche Ehre und Größe, wenn er ein Politikus werden wollte, zur Rechten stand des Vaters gestrenger Wille, der ihn „mit einer Art Fluch bedrohte“, wenn er ihm entgegenhandeln sollte, und doch befing ihn zugleich eine Ängstlichkeit vor dem theologischen Berufe, besonders wegen der Austeilung des Abendmahls, davor ihn „schon als Knaben ein horror ankam“ (vermutlich wegen der gesetzlichen Vorstellung von dem Sakramente und der Gefahr des unwürdigen Genusses). Was sollte er wählen? Er schrieb für und wider ganze Bogen Erwägungen nieder und konnte doch nicht zum Schluß kommen. Seine Lehrer, Prälat Hochstetter und die Professoren Weißmann und Canz, hatten Mitleid mit dem Jüngling, der zwischen Thür und Angel stand. Weißmann glaubte ihm ins Angesicht sagen zu müssen,

„er tauge besser zur Welt, als zu einem Geistlichen, er habe Gaben zu einem Politiker; er wüßte sich ihn nicht vorzustellen als einen Andächtigen.“ Er wußte nicht, daß er nach dem Schein geurteilt hatte. Ötinger sprach bei sich selbst: „Mein Herr, wie wißt ihr so gar nicht, was in meinem Innersten für Gedanken sind! Ich habe eine viel größere Neigung zur Gottseligkeit, als der Außenschein ergiebt.“ So sprach er bei sich selbst, warum nicht offen und laut zu seinem Lehrer? War es der Schwabe, der sein Innerstes verschließt, der jetzt an der „Scham des Guten“ litt? Oder war es die Unentschlossenheit, das noch nicht fest gewordene Herz?

Der weitere Verlauf spricht für das Letztere. Die Stunde drängte, es galt zu handeln und nach der getroffenen Wahl zu studieren. Der Herr Prälat, „ein sehr gerader und aufrichtiger Herr,“ zitierte ihn auf sein Zimmer und befahl ihm, sich zu entschließen. „Ich sagte,“ erzählt er selbst, „daß ich so viele Gründe dafür als dawider hätte, könnte demnach nicht.“ Da sagte er: „So gehe er hinein nach Tübingen zu seinem Vetter Elias Camerer (der meiner Mutter Schwester zur Ehe hatte), und was der ihm sagt, das thue er.“ Ich ging hinein und er sprach: „Gehe er nur aus dem Kloster; er hat kein geistlich Fleisch.“ — Jetzt sollte man meinen, müßte dem Zünglein der Wage der Ausschlag gegeben sein; ein Gewichtstein um den andern war in die Wagschale der Jura geworfen. Aber siehe da, jetzt löste sich die harte Kruste der Verschlossenheit, der „Scham des Guten“, denn der in ihm war, der wurde ihm zu stark; er antwortete: „Mein Herr Vetter, Sie wissen nicht wie mir ist: ich fürchte Gott im Verborgenen.“ Der Vetter scheint nun geschwiegen zu haben. So ging er heim nach Bebenhausen, immer noch unverrichteter Sache; wie schwer mag ihm auf dem Wege das Herz geworden sein! Er sagte dem Prälaten, wie es gegangen. Da gab ihm dieser den einzigen Rat, der noch möglich war: „So gehe er hinein in seine Kammer, falle nieder vor Gott und bete er um eine feste Entschließung.“ Ötinger ließ sich das nicht zweimal sagen. „Ich fuhr wie ein Pfeil in meine Kammer, fiel nieder auf die Kniee und wollte beten, konnte aber nicht, weil ich soviel Neigung zur Welt, als

zu Gott hatte. Mir ging's gerade wie dem Auguſtinus, der auch ſo zwiſchen zweien hing, als er ſich zu Gott bekehren wollte."

Aber da trat Gott ſelbſt ins Mittel und erfüllte die Verheißung: Wirf dein Anliegen auf den Herrn; der wird dich verſorgen und wird den Gerechten nicht ewiglich in Unruhe laſſen. Es kam ihm in den Sinn — und das kam von oben — „was iſt's hernach, wenn du auch die prächtigſten Kleider trägſt, zu befehlen haſt, und allen Gipfel der Ehre erreichſt? Es iſt doch beſſer Gott dienen. Deo servire libertas (Gott dienen iſt Freiheit)." Auf dies hin rief er Gott von ganzem Herzen an, ihm alle Abſichten auf die Welt aus der Seele zu nehmen. „Und das geſchah ſogleich," bezeugt er. „Ich war nun vollkommen entſchloſſen, bei der Theologie zu bleiben, und ſagte es ſogleich meinem Herrn Prälaten. Von der Stunde an war ich ein anderer Menſch: ich war nicht mehr galant in Kleidern, ich ging nicht mehr in Geſellſchaft, ich redete wenig, ich las in Gottes Wort und nicht mehr in Cicero und anderen weltlichen Autoren. Die Alumnen ſahen meine Veränderung, wunderten ſich, ſahen mich oft beten in meinem Zimmer durch ein Fenſterlein, kamen zu mir mit dem Verlangen, mit ihnen zu beten. Das that ich einfältig hin."

So war die Schlacht geſchlagen und der Sieg entſchieden. Es war der erſte große Wendepunkt im Leben Ötingers, den man als ſeine Bekehrung — nicht im abgenützten Sinne des Worts! — füglich bezeichnen kann. Und an der Größe und Schwierigkeit der Wendung wird doch offenbar, daß es ſich in den verlebten letzten Jahren nicht nur um Unentſchiedenheit, ſondern um eine teilweiſe Ablenkung von der Richtung gehandelt hatte, die ſeine Führung und daher wohl ſein innerſtes Gefühl ihm vorgezeichnet hatte.

Aber dieſe Entſcheidung, dieſe Löſung der innerſten Lebensfrage, dieſe Weihe für die That des Lebens läßt doch bei näherem Zuſehen einige Fragezeichen zurück. War ſie denn in dieſer beſonderen Schärfe eigentlich notwendig? und war ſie ganz geſund? Beides will erwogen ſein, um die Geſchichte Ötingers zu verſtehen.

Gewiß iſt eigentlich in jedem ernſten Lebensgang, in dem

Lauf eines jeden Menschen, der nicht in den Tag hinein und sich darleben will, sondern sein Leben *als eine zu verwirklichende Aufgabe* erkannt hat, ein solcher, oder ihm irgendwie ähnlicher Moment vorauszusetzen und meist auch nachzuweisen, der Moment, in dem ihm der Sinn seines Lebens aufgeht, sein Gang gewiß und sein Herz fest wird, da der Mensch sein natürliches Selbst, seinen Eigenwillen und Eigensinn aufgebend sein *wahres Selbst* erst findet. Aber so, wie sich dieser Prozeß bei Oetinger abspielte, bekommt man fast den Eindruck, als ob für ihn der Beruf des Juristen oder „Politikus" gleichbedeutend gewesen wäre mit der *Weltlichkeit*, der des Geistlichen mit der Gottseligkeit. Und doch kann und soll man in jedem ehrlichen Stand und Beruf Gott dienen; im „weltlichen" Stande sind ernste Christen doppelt nötige und gesegnete Werkzeuge Gottes; man denke nur an den großen Zeitgenossen Oetingers, Johann Jakob *Moser*, und seinen weniger bekannten, ihm völlig ebenbürtigen Sohn Friedrich Karl! Aber sowie man der Sache auf den Grund geht, löst sich das Rätsel. Es ist das Geheimnis des „*Berufes*", das heißt der göttlichen Berufung, welches die Frage entscheidet, das Dunkel erhellt, das über der individuellen Lebensführung liegt. Wohl kann man sagen: Oetinger hätte mit seinen Gaben auch als „Politikus" seinen Mann stellen können; aber ob er in Harmonie mit sich selbst geblieben wäre? ob der Reibungswiderstand von außen, das innerste Suchen und Sehnen von innen ihn nicht in die bedauerliche Lage des Menschen geführt hätte, der da fühlt, „er habe seinen Beruf verfehlt"? Der *Beruf* ist nicht ein willkürlicher Gedanke, eine Erdichtung, sondern eine von oben gegebene Thatsache, der dem Einzelnen gesetzte Schrankenlauf. Wenn man weltlich dieselbe richtig so ausdrückt: „der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme", so darf der Christ mit den Worten der Schrift bekennen, daß er „von Mutterleibe" ausgesondert sei zu diesem oder jenem Dienste. Und Oetingers Lauf und Lebenswerk beweist es unwidersprechlich, daß er berufen und ausgesondert war zum Dienst des Evangeliums. In dieser Beziehung hat sein Vater recht behalten gegen die Mutter, mit welcher der Sohn im übrigen viel enger verbunden war.

Seine Lebensgeschichte giebt auch Antwort auf die andere Frage: ob dieser große, gewaltige Übergang, der zugleich einen Bruch mit der Vergangenheit — wenigstens der jüngsten — bedeutete, in gesunden Bahnen sich vollzog. Hier scheint fast ein rundes Ja! nicht ganz berechtigt. Die nächsten Monate, die der neunzehnjährige Student erlebte, beweisen, daß die große Wendung ihn mit ihrer elementaren Gewalt bis zu Extremen fortriß: ist schon das geflissentliche Meiden von Gesellschaften und „weltlichen Autoren" bei ihm, dem vielseitig angelegten und interessierten Wahrheitssucher, auffallend und übertrieben, so bekannte er nun auch selbst ganz offen, daß er das innere Gleichgewicht verlor und sich ungeduldig in die Theologie hineinstürzte, um den Grund der theologischen Wahrheiten so klar zu wissen, wie er einst das Lied: „Schwing dich auf zu deinem Gott" verstanden habe. Er zerplagte sich z. B., „wie er doch mit Christi Blut besprengt wäre", und wollte es glauben, wenn ihn jemand besprengte. Aber er konnte auf diesem Wege nichts erlangen, weder durchs Gebet noch durchs Forschen. Dagegen wurde er krank, nahm ab am Leibe, bekam eine Halsgeschwulst und mußte ein halbes Jahr von der Klosterschule nach Hause, um sich auszuheilen. In dieser Stille trat erst recht die Arbeit des Gewissens an die Stelle des unbändigen Wahrheitsdurstes. Es fielen ihm die Sünden der Jugend aufs Herz, besonders die von der unglückseligen Schulzeit, da er gegen seine Präzeptoren geflucht hatte, und er lernte die Bußpsalmen beten, aber auch an den Verheißungen der Schrift sich aufrichten.

So ist nicht zu leugnen, daß ein gewisser ungesunder Hang zum Extremen, zur Ausschließlichkeit sich in dieser Zeit seiner bemächtigte, welcher der Korrektur bedurfte und sie auch erhielt. Er ist denn auch aus der Einseitigkeit bald wieder zur Vielseitigkeit zurückgekehrt, zur Arbeit der Biene, die emsig und ohne Ermüden den Honig zusammensucht, wo sie ihn nur finden kann. —

Indessen ist noch etwas zu beachten: wenn die rasche Wendung ihn fast bis zu einem krankhaften Wesen hinriß, so grenzt diese Schwachheit, wie es so zu gehen pflegt, sicherlich aufs engste an das, was seine Stärke war: es war ihm ein

faustischer Drang angeboren, was er war, was er wollte, was er that, womöglich recht zu sein, zu wollen, zu thun, und sollte er es bis auf die Spitze treiben. In ihm brannte eine innere Glut, welche wie das Feuer den Dampf die Expansionskraft seines Geistes zur höchsten Anspannung steigerte. Ein solcher Geist thut immer schwer, in sogenannten „normalen", d. h. eigentlich mittelmäßigen Bahnen zu bleiben.

Das hat ihm dann auch in der Folgezeit noch besondere Arbeit gemacht und ihn zu inneren Auseinandersetzungen geführt, die unser tiefstes Interesse beanspruchen. Es trat zunächst eine besondere Frage an ihn heran. Für den geistlichen Beruf hatte er sich entschieden und zwar mit dem ausgesprochenen Entschluß, der Welt damit abzusagen. Da liefen ihm, der allen Ernstes dieses sein Lebensprogramm ins Werk zu setzen begann, die „Inspirierten" in den Weg, die Bußprediger jener Zeit für die damalige Kirche. Sie waren zersprengte Überreste von den Camisarden, den „Blusenmännern", die im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihre siegreichen Heldenkämpfe um den reformierten Glauben gegen Ludwig XIV. ausgefochten hatten, aber schließlich vertrieben worden waren. Sie erregten wegen ihres unglücklichen Schicksals, ihres fremdartigen Wesens, ihrer begeisterten prophetischen Ergüsse und ihrer inbrünstigen Frömmigkeit, die weder Schmach noch Verfolgung scheute, in Deutschland und besonders auch in Schwaben das größte Aufsehen. Selbstverständlich fanden sie bei den Stillen im Lande, den Pietisten und vollends den Separatisten, vermöge der inneren Wahlverwandtschaft teils Anklang, teils einen bereiteten Boden für ihre Wirksamkeit. Für Ötinger, der alles ernst nahm und gründlich prüfen wollte und mußte, war es eine Gewissensfrage, sich mit ihnen redlich auseinanderzusetzen. Er dachte: „diese Leute leiden Bande, Gefängnis und Streiche um ihres Bekenntnisses willen, unsere Pfarrer und Speziäle (Dekane) aber leiden niemals nichts. Diese sehen den Aposteln viel ähnlicher als die Pfarrer." So mußte er die Sache aufs genaueste prüfen, um „nach der Wahrheit Gottes zu erforschen, ob sie Gottes Knechte oder von ihrem eigenen Geiste betrogen seien". Er schaffte sich ihre Bücher an und verglich sie mit

„aller Propheten Beruf und Reden“. Der Unterschied fiel ihm in die Augen, „daß die Inspirierten wohl viele Redensarten aus den Propheten angenommen, hingegen kein solcher Stilus, keine solche Macht, von den Dingen des Königreichs zu zeugen, darin sei“. — Aber er war damit noch nicht zufrieden. Hören wir ihn selbst weiter darüber: „Ich hatte gleich bei meiner Erweckung zum Grund gelegt, ich wolle meinen allererheblichsten Einwendungen niemals trauen, wie sie auch seien, sondern immer sorgen, ich werde von meiner Gunst gegen meine Gesinnungen betrogen, deswegen wolle ich solche vorher im Gebet Gott vortragen und hernach wieder prüfen. Ich suchte deswegen in heiliger Schrift, was der prophetische Geist für eigentliche Kennzeichen hätte, und ob nicht niedrige und höhere Grade der Prophezeiung seien? niedrigere, bei welchen noch Fehler sein können, wie Paulus sagt: die Weissagung verachtet nicht; prüfet aber alles.“ — Richtig fand er es so, aber da fürchtete er wieder auf der anderen Seite in Fanatismus zu geraten. Er erwog die Sache hin und her, drei Vierteljahre lang, nahm das Studium der Logik zu Hilfe, das selbstverständlich gegen sie sprach. Aber, fährt er fort, „ich konnte nicht dahin kommen, solche Leute zu verdammen, welche von sich sagten, Gott rede mit spöttischen Lippen durch sie zum Volk; die Welt brauche nun keine anderen Gesandten. Also ging ich endlich auf meine obere Bühne, fiel auf mein Angesicht und sagte: Mein Jesu, wenn du jetzt auf der Welt mit deinen Jüngern gewandelt hättest, so wollte ich dich in drei, vier Tagen geprüft haben, aber diese Leute kann ich nicht prüfen. Du hast gesagt: wenn ich nicht gekommen wäre und hätte es ihnen gesagt, so hätten sie keine Sünde; nun aber haben sie nichts vorzuwenden. Ich aber sprach: Herr, ich kann dies getrost vorwenden; ich verdamme nicht gern jemand. Du hast mancherlei Knechte. Doch da ich sie nicht verdammen und auch nicht annehmen kann, so bin ich los von ihnen. Und auf diese Art bin ich auch sowohl logice (nach dem Recht der Vernunft) als nach dem sensu interno (dem inneren Sinne) von ihnen losgesprochen worden.“

Er hatte daraufhin denn auch den Mut, sich von ihnen

loszusagen. Er that es, und als sie sodann ihm mit Gottes Gericht drohten, hatte er die Kühnheit und die Kraft, sie abzufertigen. Er hatte zwar noch Berührungen mit ihnen, ziemlich freundliche, aber nicht ohne ihnen seinen abweichenden Standpunkt klarzumachen.

Ihr Rock wäre ihm zu kurz beschnitten, zu dünn und fadenscheinig gewesen, als daß er sich darin wohl befunden oder es längere Zeit darin ausgehalten hätte. Und so mag es bis auf den heutigen Tag vielen ernsten, um den Schaden Josephs bekümmerten, d. h. die Gebrechen des bestehenden Kirchenwesens tief empfindenden Männern gegangen sein. Die Unabhängigkeit, der Märtyrersinn, die Weltflucht bei den Sekten und Separatisten, alles das, was an die apostolische Einfachheit und Entschiedenheit erinnert, hat etwas ungemein Fesselndes — aber sie *können* nicht auf ihre enge Weise sich einschwören, oder, wenn sie den Übertritt zu ihnen wagen, so halten sie es nicht lange aus: sie kehren entweder zurück oder — vereinsamen.

Ötinger war übrigens zunächst nun mit den *Inspirierten*, nicht aber schon mit dem ganzen Problem ins Reine gekommen, wie er mit gutem Gewissen seines Amtes als Diener des Evangeliums in der Landeskirche warten könne. Dieses mußte er später, wie wir sehen werden, noch ganz gründlich durcharbeiten.

Aber es fiel ihm bei dieser Auseinandersetzung für jetzt noch ein anderer großer Gewinn zu. Die immer noch offene Frage, die Weißensees unzulängliche Antwort nicht geschlichtet hatte, wie er wissen könne, daß die herrlichen Jesajaworte, besonders Kap. 54, auch *ihm* gelten, sollte jetzt eine Antwort finden, die „logice und spiritualiter", d. h. für das Bedürfnis des Verstandes wie für das Zeugnis des Geistes zureichte. Er sagte darüber: „Die Frage entstand bei mir, wie ich wüßte, daß, wenn Jesus jetzt auf der Welt wäre, ich auch, wie seine Jünger, *sein vollkommener Anhänger* sein würde? Da kamen mir diese reellen Gedanken fest ins Herz: Ich habe im vierzehnten Jahr mit großer Begierde im Jesaja Kap. 54 gelesen: O Jerusalem, alle deine Kinder sollen gelehret sein von dem Herrn. Nun sah ich schon damals, daß es erstlich auf die letzten Zeiten gehe, und zweitens auf eine ganze Ver-

fassung und Land geredet sei. Darum konnte ich es mir nicht zueignen. Denn mein erstes Muster, wie klar die Gedanken sein müssen, wenn etwas gewiß sein soll, stand im Anbeginn immer vor mir. Darum hatte ich so großes Mißtrauen auf meine Eigenliebe; darum hielt ich meine ungeprüften Urteile für meine größten Verführer; darum sah ich die Logik als Gottes Gabe an, wenn sie neben anderen Hilfsmitteln gebraucht würde. Logice schloß ich demnach also: Jesus hat Joh. 6, 45, was der Prophet für eine ganze Zeit und für ein ganzes Volk gesprochen, auf die um ihn herumstehenden Juden gedeutet. Hat es also Jesus auf diese Zeiten gedeutet, die Jesajä letzten Zeiten weit vorgelaufen, so kann ich es, richtig schließend, auch auf meine Zeiten deuten. Also geht der Spruch Jes. 54 auch gewiß mich an; also wäre ich gewiß zu seiner Zeit unter seinen Jüngern gewesen, so gut als Petrus, Jakobus, Johannes. Und dessen hatte ich eine um so gewissere und reellere Versicherung, je weniger mir vorher alle gegebenen Antworten genug waren."

Wir können es ihm kaum nachfühlen, warum und wieso das für ihn eine neue und überraschende *Entdeckung* war. Ihm genügte eben nicht die Art Zinzendorfs, der „nach den Absichten alles so eingerichtet, daß er möchte geschwind Eingang und Erfolg haben bei den Seelen", aber auch nicht die trockene Methode (d. h. Gnadenordnung) der Orthodoxie, wonach es gilt, die *Lehren* zu verstehen, ihnen zuzustimmen und, *so gut es geht*, auf sich anzuwenden. Beiderlei Einseitigkeit suchte er zu vermeiden.

Ötinger war in seinen *Lehrjahren* wacker fortgeschritten, als er Bebenhausen verließ; er hatte gewählt und war seines Weges gewiß geworden, als er im Jahre 1722 auf die Universität zog.

3. Die *Universitätszeit* Ötingers, die von 1722—27 dauerte, ist so reich an den mannigfaltigsten Einflüssen, die auf den universellen, unermüdlichen und unersättlichen Geist einwirkten und in ihn einströmten, daß es ganz unmöglich ist, ein anschauliches, vollends ein lichtvolles Gemälde von seinem Bildungsgang zu geben. Die Philosophie seiner Zeit, die von *Malebranche*, *Wolf* und *Leibnitz* beherrscht war, auf der einen,

die wie zufällig entdeckte Theosophie des Görlitzer Schuhmachers Jakob Böhme auf der andern Seite, sodann die Anregungen durch die Schriftforschung Bengels, endlich das Studium der apostolischen und der Kirchenväter (Hermas, Irenäus, Augustinus) und schließlich auch noch der jüdischen Rabbinen: diese ganze ungeheure Fülle von Quellen menschlicher und göttlicher Weisheit fand den Eingang in und nahm den Weg durch seinen Geist. Aber er mußte schließlich doch nicht klagen, wie Faust:

„Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor —"

sondern, obwohl sein Geist das Schlachtgebiet dieser vielfach einander entgegengesetzten Strömungen gewesen, trat er doch schließlich mit ungebrochener Kraft und wachsender Klarheit ins Leben hinaus.

Wir sind es ihm schuldig, wenigstens in kurzen Strichen die Hauptpunkte seiner Entwicklung zu skizzieren. Aus der Fülle des Stoffs und der darin wirksamen Kräfte lassen sich auch unschwer einige besonders maßgebende Strömungen herausheben, die sich teils bestritten, teils vereinigten, teils ablösten, teils ausglichen.

Da war zuerst die herrschende Zeitphilosophie — die an den großen Namen von Leibnitz sich knüpfte und von dem Professor Wolf fürs populäre Bedürfnis zurechtgemacht war — in welche Oetinger wie die andern Studenten sich zu versenken hatte, um, wie es kaum anders gehen kann — zunächst darin zu versinken. Denn die Philosophie jeder Zeit, d. h. die Art, wie man sich über die Welt und alle Dinge, ihren Grund, ihr Wesen, ihre Einheit und Mannigfaltigkeit, ihre Rätsel und ihren Sinn und Zweck Rechenschaft zu geben sucht, ist immer und jederzeit wie ein Gewand zugeschnitten auf die Bedürfnisse und den Geist der jeweiligen Gegenwart. So wenig nun ein in die Welt hineinwachsender junger Mensch geneigt und fähig sein wird, dem, was „modern" ist, z. B. in Kleidung, Sitte und Brauch, sich zu entziehen, so wenig wird ein Studierender, und wäre er noch so begabt, im stande sein, der geistigen Atmosphäre, die ihn umgiebt, zu widerstehen, sich von ihr ab-

zuschließen oder sich darüber zu erheben. Er ist eben auch ein Kind seiner Zeit. So glaubte denn auch Oetinger einige Jahre lang an die Lehre von den „Monaden", den ursprünglichen Einheiten (wir würden „Atome" sagen, aber die Monaden sind beseelt gedacht); er glaubte also z. B.: „weil die Seele nicht in den Leib wirken könne und der Leib nicht in die Seele, so müsse Gott Leib und Seele wie zwei Uhren nebeneinander in Bewegungen und Gedanken vorher zusammengestimmt haben" (das ist die berühmte „prästabilierte Harmonie").

Aber es scheint wirklich, daß schon damals der junge Student sich nicht durchaus wohl befunden habe in diesem System. Das steife Gewand drückte ihn manchmal und jedenfalls nützte es sich auffallend bald ab, obwohl große und begabte Lehrer es ihm dargereicht und zugeschnitten hatten. Er hatte zuviel eigentlich theologische Wurzeln in sich, um sich an rein philosophischen Gesichtspunkten genügen zu lassen. Sonst wäre der schnelle Gesinnungswechsel nicht erklärbar, der sich vollzog, als ihm Jakob Böhme in den Weg trat.

„Durch Gottes Schickung," schreibt er selbst, „geschah es, daß ich zur Rekreation (d. h. Erholung) oft bei der Pulvermühle zu Tübingen vorbeiging, da wurde der Pulvermüller als der größte Phantast von mir angetroffen, der sich eine tiefe Grube in den Boden gegraben, um da verwahrt zu sein, wenn Babel nach seiner Rechnung zu Haufen fallen würde. Dieser trug mir seine Träume vor. Ich verlachte ihn, doch mit Modestie (d. h. mit Anstand). Er sprach: Ihr Kandidaten seid gezwungene Leute, ihr dürft nicht nach der Freiheit in Christo studieren; ihr müßt studieren, wozu man euch zwingt. Ich dachte: es ist fast wahr, aber wir haben doch Freiheit. Er sprach: es ist euch doch verboten, in dem allervortrefflichsten Buch nach der Bibel zu lesen! Ich sprach: wieso? Er bat mich in die Stube, zeigte mir Jakob Böhm und sagte: da ist die rechte Theologie. Ich las das erstemal in diesem Buch, fürchtete mich aber vor den imaginativen (bildlichen) Worten Sal (= Salz), Sulphur (= Schwefel) und Merkurius, womit Jakob Böhm per analogiam die Kräfte der sieben Geister Gottes und des dreifachen Lebens bezeichnete.

Ich moquierte mich (d. h. ich hatte meinen Spott darüber) und ging davon." Er fand aber gleichwohl unter den Bilderreden etwas Vernünftiges heraus, las später das entlehnte Buch ohne Vorurteil und entdeckte allmählich zu seinem Schrecken, daß sein philosophisches Gebäude vor diesem geschlossenen System zu schanden ward. Er mußte sich sagen: „Du hast Jakob Böhm für einen Phantasten gehalten, aber nun siehst du, daß du dir ein phantastisches System aus Malebranche gemacht hast." — Jakob Böhm ist's von nun an gewesen und geblieben, der den stärksten Einfluß auf Ötinger ausüben sollte. Verwandte Seelen finden sich ja und „gleich und gleich gesellt sich gern." Die innere Wahlverwandtschaft zwischen Böhme und Ötinger ist unleugbar. Wenn wir aber fragen: worin trafen sie zusammen? so sind wir ja Ötinger schon manchmal auf der Spur begegnet, da er den Dingen und Wahrheiten auf den Grund kommen, in ihren Kern eindringen wollte. In diesem Sinne hatte er auch unermüdlich Philosophie studiert, daß er erkenne (wie Faust sagt):

„was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau alle Wirkungskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen."

Da begegnete ihm hier ein Geist, ein Forscher, ein Philosoph, der nicht mit mühseligem Nachdenken und Schließen, mit Gründen, Beweisen und Folgerungen, oder mit Bildern und Phantasieen die Dinge alle, Gott und Welt, Natur und Geschichte, zu erfassen strebte, um sozusagen über das alles ein möglichst passendes Gewand zu werfen, sondern der mit eindringendem Blick, mit „Intuition" ins Wesen der Dinge sich versetzt hatte, „als ob er den Dingen ins Herz sehen könnte, den Grund und das Werden aller Dinge durchschaute". Das war's, was er schon lange suchte, da wurde sein Wahrheitsdurst gestillt, da wurden Fragen, die in seinem Innern wogten, beantwortet und neue Erkenntnisse aufgeweckt.

Aber das war nur der eine Grund, der ihm den tiefgrabenden Forscher so wert machte. Ein anderer wog noch schwerer: Böhmes ganze Weisheit erschien ihm als aus der ersten Quelle

geschöpft, aus Gott selbst. Seine Philosophie war ganz Theosophie, seine Weltweisheit Gottesweisheit. Darum eben war seine Erkenntnis viel innerlicher als die der anderen Philosophen und drang in den Kern der Dinge ein. Es war bewiesen (wie Oetinger sagt): „wie unbegreiflich weiter und tiefer der göttlich eingegossene oder vielmehr aufgeschlossene Verstand über alle stückweise der Natur nachrechnende Vernunft gehe". Es war Oetinger aus der Seele gesprochen, wenn Böhme in einem Sendschreiben (12, 37) von sich bekannte: „Ich weiß euch keinen besseren Rat mitzuteilen, als daß ich euch den Weg zeige, den ich selber gehe und darauf mir ist die Thür aufgethan worden, daß ich gelehrt worden bin, ohne vorhin zu lernen. Denn alle Wissenschaft und Kunst kommt von Gott. Wer Gott findet, findet alles. Ich nehme mir keinen Fürsatz zuvorhin, was ich schreiben oder reden will, sondern ergebe mich in Gottes Wissen, der mag in mir wissen, was er will; und auf solchem Weg habe ich meine Perle erlanget. Ich habe diese Weisheit nicht von Buchstaben zusammengetragen oder gelernet, sondern aus meinem eigenen Buch, das in mir eröffnet war, welches ist das Ebenbild Gottes." Es war wie eine Flut, eine Gedankenflut, die sich in und über und durch den Mann wie einen göttlichen Seher ergoß, so daß er nicht anders konnte, als schreiben. Er bekennt: „Ich habe ihn viel hundertmal geflehet, so mein Wissen nicht zu seiner Ehre, und meinen Brüdern zur Besserung möchte dienen, so möchte er solches von mir nehmen; aber ich habe mit meinem Flehen das Feuer nur heftiger in mir entzündet". Aus diesen Zeugnissen kann uns klar werden, warum Oetinger mit solcher Begeisterung sich dem Studium Böhmes hingab, ja den Beruf in sich fühlte, sein Dolmetscher und Herold zu werden: „Spener hat," so schrieb er einmal, „Gott gebeten, Leute zu erwecken, die eine deutliche Entscheidung geben, wünscht auch, daß ... jemand die Theologie dieses Mannes ins Reine brächte. Das werde ich, so Gott will, thun ohne Furcht."

Es ist übrigens selbstverständlich, daß dieses neue und kräftigste Ferment für die innere Entwicklung Oetingers schon wegen seines Umfanges und seiner Tiefe erst allmählich durch-

drang und die andern Elemente seines Denkens teils verwandelte, teils verdrängte. Die „Idee des Lebens“ — der Hauptgedanke seiner gesamten Weltanschauung — war ihm jetzt aufgegangen und wurde zum immer heller schimmernden Sterne, schließlich zur alles beherrschenden Zentralsonne.

Aber dieser kräftige Einfluß wirkte zunächst auch nicht ungeteilt und ausschließlich: mit ihm berührte und verschmolz sich ein anderer, der ebenfalls einem tiefen Bedürfnis entsprach. Teils die eigene seitherige innere Entwicklung, teils der Gedankenaustausch mit akademischen Freunden (besonders M. Reuß), besonders aber und am allermeisten der immer reger werdende Umgang mit dem Meister der Schriftgelehrsamkeit Johann Albrecht Bengel in Denkendorf zog ihn in die heilige Schrift hinein. Da machte er denn immer mehr die Erfahrung — wir sollten eigentlich sagen: die Entdeckung — daß die Begriffe der Schrift ganz andere seien als die der Philosophie. Zunächst suchte und fand er in jener ein Gegengewicht gegen die philosophischen Ideen, zugleich suchte er sich vor der Gefahr zu hüten, durch diese „einen falschen Nexus (d. h. Zusammenhang) in die Schrift hineinzutragen“, aber sein nach der Wahrheit, die doch nur eine sein kann, forschender Geist trieb ihn weiter und weiter: Sollte nicht eine Einheit gefunden werden? Sollten nicht die Grundbegriffe der Apostel und Propheten aufgefunden werden können, welche, wie er immer deutlicher erkannte — weil der Beweis des Geistes und der Kraft ja aus der Schrift hervorleuchtet — doch gewiß die wahren und richtigen sein müßten? „Folglich war mein tägliches und nächtliches Bemühen,“ bekannte er von sich, „eben solche letzte Begriffe zu finden.... Das war eine schwere Arbeit für mich; allein ich sah, daß es sein müsse, sonst würde ich bei dieser eigenen (gegenwärtigen) Generation dem Willen Gottes nicht mit Plerophorie (mit Freudigkeit) dienen können.“

Ein seltenes Muster von einem Studenten der Theologie, dieser Ötinger! Damals und heute noch gingen und gehen wohl die „stud. philosophiae“ — so nennen sich ja die Theologen in den ersten Semestern — unvermerkt und ohne weitere Umstände, sorglos und harmlos, zum Studium der Theologie

über und nennen sich nun „stud. theologiae“. Die Philosophie wird dann abgestreift wie eine Hülse, oder abgelegt wie ein vertragenes Kleidungsstück, im besten Fall nimmt man den allerdings nicht gering zu schätzenden Gewinn einer strammen Zucht des Denkens über die Grenze mit hinüber in das neue Gebiet der Theologie, in welchem nun eine andere Sprache gesprochen und andere Gesetze befolgt werden. (Das ist heutzutage schon daraus erklärbar, daß gerade gegenwärtig Philosophie und Theologie, das Welterkennen und die christliche Erkenntnis, prinzipiell nicht nur unterschieden, sondern geschieden werden.) Bei Ötinger war es anders. Ihn begleitete fortan ein Ideal, ihn beseelte ein Streben: es gilt die philosophia sacra zu finden, die heilige Philosophie, ein, wie Rothe schön sagt, „alles umfassendes System von Erkenntnissen, das nicht etwa Gott allein, sondern wesentlich die Kreatur, die Natur ausdrücklich mit eingeschlossen, in sich begreifen sollte; aber ein solches, das nicht Vielweisheit, sondern Gottesweisheit wäre, ein wissenschaftliches System, das nicht Gott aus der Welt, sondern die Welt aus Gott begriffe“. Das war für Ötinger fortan der Gedanke seines Lebens. Es ist wohl allgemein zugestanden, aber es ist auch bequem zu sagen: er hat sich an eine unmögliche Aufgabe gewagt, er wollte ein Gewicht haben, an dem er sich verheben mußte. In der That hat er es ja — auch mit all seinem jahrzehntelangen heißen Bemühen — nicht zur Klarheit und Durchsichtigkeit gebracht.

Aber richtiger ist es zu sagen, daß, obwohl er das Ziel sich zu hoch steckte, er in seiner Zeit, als einsamer Prophet auf hoher Warte stehend, eine große und wahre Idee verfocht: die Selbständigkeit und den alle natürliche Philosophie teils überragenden, teils erfüllenden und krönenden Wert der christlichen Wahrheitserkenntnis. Niemand hat wohl das, was in dem Studenten Ötinger noch unklar gärte, in dem Manne und Greise allmählich, aber nie völlig sich klärte, treffender und mit so kongenialer Anempfindung bezeichnet als Rothe es thut mit den Worten (in der Vorrede zu Auberlens Buch: Die Theosophie Ötingers): „Unbefriedigt von der Schultheologie seiner Zeit, dürstete er nach einem reicheren

und volleren, aber damit dann auch reineren Verständnis der christlichen Wahrheit. Die orthodoxe Theologie genügt ihm nicht, sie dünkt ihn schal; er verlangt über sie hinaus, nicht weil sie seinem Glauben zu viel zumutet, sondern weil sein tiefer Geist mehr verlangt als sie zu geben hat. Nicht in ihrem Supranaturalismus (d. h. der Betonung und Festhaltung des Übernatürlichen gegenüber dem Rationalismus, der Vernunftreligion) stößt er sich, sondern daran, daß sie das Übernatürliche nicht reell genug nimmt.... Ein solcher Realismus, nach dem Ötinger schmachtete, ist dem Christentum in seinem innersten Wesen angeboren; auf eine andere Geistesrichtung gepflanzt, muß es sich stets Abschwächungen gefallen lassen.... Er vermag dann auch eine ganz anders reiche christliche Wunderwelt zu tragen, als der uns allen von klein auf anerzogene Idealismus (d. h. der Standpunkt, der die Gedanken betont, statt die Sachen), der überall von der Furcht geängstet wird, die göttlichen Dinge zu reell zu denken und die göttlichen Worte zu eigentlich und zu buchstäblich zu nehmen. Ja, dieser christliche Realismus fordert geradezu eine solche Wunderwelt, wie sie insbesonders in der Lehre von den letzten Dingen sich entfaltet. Er läßt sich daher auch nicht irre machen in seinen Hoffnungen (auf die Endzeit) durch das mitleidige Kopfschütteln der sich allein verständig Dünkenden.... Er schreckt endlich auch nicht zurück vor dem Gedanken einer reellen, einer leibhaftigen und darum wirklich lebendigen Geisterwelt und einer ebenso reellen Berührung des Menschen mit ihr." Mit diesen Worten ist Ötingers Standpunkt und Eigenart treffend gezeichnet. Es ist auch damit schon angedeutet, welcher Widerspruch, ja Hohn und Spott von den seichten Naturen und den auf den Zeitgeist eingeschworenen Gelehrten, welche Verkennung oder ängstliches Kopfschütteln aber auch von seiten wohlmeinender, aber bedächtigerer und geistig genügsamerer Gläubigen seiner warten sollten. Und noch etwas geht aus dem Gesagten hervor: Soviel Ötinger auch dem großen Schriftgelehrten Bengel, an dem er hinaufsah als an einem Vater in Christo, den er so oft besuchte, daß es diesem fast zu viel ward, und dem er dann unermüdlich Briefe sandte, verdanken mochte in der Einführung in das Schrift-

verständnis und in der Erkenntnis des Ganges des Reiches Gottes: dieser Hauptgedanke seines Lebens und Strebens, ein allumfassendes, Natur und Schrift in ihrer göttlichen Einheit ergreifendes System aufzurichten, ist *sein* Eigentum, seine originelle That, zu der er von Bengel weder die Anleitung, noch auch durchgängig den Segen bekommen konnte.

Blicken wir zurück auf die akademische Zeit und Arbeit Ötingers, so ist sie nicht nur ungemein reich an Keimen und Ansätzen für die gesamte weitere Entwicklung, sondern wir sehen dieselbe gewissermaßen darin präformiert und vorgebildet: gab die zeitgenössische Philosophie die Folie, den Ausgangspunkt, der mehr und mehr zum überwundenen Standpunkt wird, so bezeichnet Jakob Böhme den Leitstern und der biblische Realismus Bengels die bleibende Grundlage seines Erkenntnisstrebens. Zum Gesamtbild gehören indessen noch einige ergänzende Züge. Ötinger studierte mit großem Eifer auch die *Kirchenväter*, und dann mit nicht geringerem Interesse die Rabbinen und die *Kabbala*, d. h. die jüdische Philosophie. Dieses Studium mag wohl damals schon seine Neigung zur Forschung in den geheimnisvollen Naturkräften teils erweckt, teils angeregt und genährt haben, welche später eine so ausgedehnte Entfaltung bekam. Hauptsächlich trug es ihm aber *einen* Gewinn ein, der zu den erfreulichsten Zügen an dem Charakterbild des vielseitigen Mannes gehört: Ötinger wurde einer der *weitherzigsten* Theologen darum, weil sein *Horizont* so weit, so unumschränkt war und weil er das Gute nahm und anerkannte, wo er es fand. Die Schlagbäume der Orthodoxie, die Schranken des Konfessionalismus, geschweige des Kirchentums, waren für ihn innerlich längst durchbrochen und niedergelegt, als er schlicht und treu seines Amtes als einfacher Landpfarrer, als wohlbestallter Dekan und ehrwürdiger Prälat waltete. —

Wir sind nun am Schluß seiner Studienlaufbahn angekommen. Aber vor seinen Austritt aus dem theologischen Stifte im Herbste des Jahres 1727 fällt noch ein schmerzliches Familienerlebnis, das wir nicht übergehen können. Die Mutter Ötingers starb am 19. Juli nach kurzem, aber schmerzlichem Leiden als eine bußfertige, gläubige und mit gewisser Hoffnung

des ewigen Lebens gesegnete Christin. Die davon aufbehaltenen Nachrichten geben ein liebliches und ergreifendes Bild von der Arbeit, die der Geist Gottes noch an ihr ausgerichtet hat. Wie gesegnet insbesondere noch das Beisammensein mit dem ahnungslos zur Erholung zehn Tage vor ihrem Ende von Tübingen heimgereisten Sohne Friedrich Christoph gewesen ist, davon giebt Kunde das Gedicht, welches dieser auf ihren Tod verfertigte. Es ist ein rührendes Zeugnis kindlicher Ehrfurcht und zugleich eines — für dieses Alter — gereiften Glaubens. Hier nur ein Stück daraus:

„Aus großer Freude, aus treuem Lieben
Entsteht, ach, allzuschnell! ein größeres Betrüben:
Die Mutter, welche mich mit ihrer Freundlichkeit,
Mit lieblichem Gespräch von Gottes Weisheits-Wegen
Mehr als jemal ergötzt, macht sich zum Tod bereit,
Sobald sie nur vermerkt, daß sie sich mußte legen.
Sie sprach: Ich sterbe diesmal ganz gewiß,
Ach, Kinder, glaubet dies!
Mißgönnt mir nicht die Ruh, der Todesschlaf ist süß.
Bald aber setzt der Feind der so gefaßten Seele
So sehr mit Zweifeln zu, daß ihr die Todes-Höhle
Vielmehr zu Pein als Ruh von nun an würde dienen,
Weil Jesu Lebenslicht ihr nur von fern geschienen,
Aus vieler Sorgen Schuld nicht durch und durch erkannte.
Ach Anblick, der mich fast in Ohnmacht hingesenket,
Als ich die Angstgestalt in ihrer Seel erblickt!
Ich sprach in gleicher Angst: „Ach, liebe Mutter, denket
An den, der uns dies Kreuz zum Ordens-Kleinod schenket,
Ruht in Gelassenheit in Jesu Liebesarmen,
Am Kreuz längst ausgestreckt; Gott wird sich auch erbarmen,
Denn sein gerechtes Thun ist lauter Liebe doch,
Nur nehmt jetzt gläubig auf von ihm dies Leidensjoch."
Hierauf hab ich von ihr viel Segenswort gehöret:
„Glückselig, sagte sie, wer Gott bei Zeiten ehret;
Wem Gott, nicht erst der Tod, die Augen aufgethan,
Der nimmt das Kreuz von Gott, als Liebeszeichen an."

Es war auch eine That der kindlichen Pietät gegen die verstorbene Mutter, daß er nach Absolvierung seines Studienlaufs nicht gleich auch von Tübingen weg und seinem Berufe

nachging, sondern sich erst als Informator dem Unterricht seiner drei jüngeren Brüder Wilhelm Ludwig, Johann Christoph und Ferdinand Christoph widmete. Das that er über ein Jahr lang, bis eine Erkrankung sie alle zwang, nach Hause zurückzukehren. Ötinger erzählt davon nichts oder nicht viel, merkwürdig aber ist, daß er aus Veranlassung der Bekanntschaft mit einem gelehrten Mediziner, Dr. Kayser, einem Verehrer Böhmes, einen Augenblick sich mit dem Gedanken tragen konnte, ob er die Theologie nicht verlassen und zur Medizin übergehen solle. Das ist nach zwei Richtungen bedeutsam: nicht nur insofern, als eine gewisse Hinneigung zur Natur und ihren Kräften und Wirkungen sich wieder darin ausspricht, sondern noch viel mehr nach der Seite hin, daß die Besorgnis ihn immer wieder befiel, er „würde nicht konsequent handeln", d. h. seinen innersten Überzeugungen getreu bleiben können, wenn er nun wirklich Theolog würde. Er überwand aber für jetzt die Versuchung. Auch lag vor dem jungen Theologen, ehe er ins Amt trat, noch eine Zeit voller Pläne und Möglichkeiten: er freute sich aufs Wandern, das schon damals bei vielen schwäbischen Theologen in den Berufs- und Lebensplan aufgenommen war. Die Reisezeit dauerte mit Unterbrechungen acht bis neun Jahre (1729—37).

IV. Die Wanderjahre.

„Prüfet alles und das Beste behaltet!" 1 Thess. 5, 21.
„Das sind die Weisen,
Die durch Irrtum zur Wahrheit reisen." Rückert.

Wer eine unterhaltende Reisebeschreibung von Ötinger erwarten wollte, würde sich sehr verrechnen. Er reist eigentlich ganz wie die Magier, „die Weisen aus dem Morgenland", dem Sterne über Bethlehem nach, als einsamer Wahrheitssucher. Doch werden wir bald herausfinden, daß sich aus der Fülle des Mancherlei, was es auf seinen Wanderungen zu sehen, zu hören, zu entdecken gab, eine Größe vor allem heraushebt,

nämlich die größte Thatsache des achtzehnten Jahrhunderts in der Entwicklung des Reiches Gottes, die Brüdergemeine und ihr Stifter, Graf Zinzendorf.

1. **Die erste Reise** (Frühjahr 1729 bis Dezember 1730).

Sie führte ihn, nachdem ihn sein Vater („sparsam!") mit Geld versehen, über Frankfurt a. M. nach Berleburg, Jena, Halle und Herrnhut, von wo er dann ins Vaterland zurückkehrte. Was er gesehen und erlebt und für sich innerlich erworben, davon entwirft er nur kurze Schattenrisse. In Frankfurt machte er Bekanntschaft mit einem gelehrten Kabbalisten, dem Juden Cappel Hecht, der ihm nicht nur durch seine große Gelehrsamkeit und Gerechtigkeit Respekt einflößte, sondern auch einen klaren Eindruck davon beibrachte, daß ein Jude davon überzeugt sein könne, der Messias sei gekommen, ohne daß er schon Lust und Freudigkeit haben müsse, zur christlichen Kirche ein- und überzutreten und auf ihre Lehre einzugehen, besonders auf die von der Dreieinigkeit: „es müßte alles ganz anders vorgetragen werden, wenn es soll dem Gewissen Genüge thun". Es ist klar, wie eine solche bis auf den heutigen Tag nicht ganz unbegründete Erklärung dazu dienen mußte, einen vielseitigen, weitblickenden Geist wie den Ötingers womöglich noch weitherziger zu machen.

Von Frankfurt reiste er nach Berleburg; eine edle Gönnerin in Frankfurt, die der Wissenschaft ergeben war, Jungfrau Schüz, hatte dem offenbar mit Mitteln nicht ganz genügend ausgestatteten Reisenden in zarter Weise geholfen. Dort in Berleburg, wo die mystisch-separatistischen Frommen wohnten, die die berühmte „Berleburger Bibel" verfaßt haben, hatte er wieder ein interessantes Erlebnis: Er hörte in einer Versammlung der Gläubigen zwei tonangebende Größen, Dippel und Struensee, miteinander über den Spruch 1 Joh. 1, 7 streiten: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden." „Sie waren gleichsam außer Atem vor Zank." Ötinger dachte das Seinige: „da wird wenig Wahrheit herauskommen." Er konnte da lernen, wie die rabies theologica (die theologische Streitlust) verdirbt, was Christi Liebe erwirbt. Er selbst, der

auch fest hinstand, wo es die Wahrheit und das Heil der Seelen galt, hat sich dieser Sünde nicht schuldig gemacht.

In Jena lernte er andere Kreise kennen, in denen es ihm wohler und wärmer wurde. August Gottlieb Spangenberg hielt dort Vorlesungen und Versammlungen. Der eigentümliche Geist der Brüdergemeine, die damals erst zu erblühen anfing, wehte hier. „Christum groß zu machen in den Seelen": das war das Hauptziel. In einer Versammlungsstunde, „wo ihrer 50—60 auf ihr Angesicht fielen und beteten," Studenten und Akademiker aller Fakultäten, sollte auch er sprechen. Er redete von dem, wes sein Herz voll war. Ihn bewegten immer die Grundgedanken, die Jesus und die Apostel gehabt haben müssen und die diejenigen der Philosophie überwiegen: so redete er vom „Wort", „Licht" und „Leben" und „Finsternis", er ward aber bald inne, daß das Auditorium hiefür nicht gestimmt war, sondern andere Bedürfnisse hatte. Nur ein Spangenberg konnte mit ihm fühlen. — Aber wie oft erging es ihm im weiteren Lebenslauf ganz ebenso!

In Halle, wohin er nach kurzem Aufenthalt reiste, machte er ein anderes Experiment. Als er sich auf der Universität genugsam umgesehen, entschloß er sich, als „Magister legens", d. h. als Dozent aufzutreten. Unter Berufung auf seine im Jahre 1725 in Tübingen verfaßte Dissertation, durch die er Magister geworden, meldete er sich beim Kanzler und erhielt die „venia legendi", d. h. die Vollmacht, ein Kolleg zu lesen. Eine schlagfertige Antwort, die er hiebei dem Kanzler gab, ist recht bezeichnend. Dieser fragte ihn, „ob er ein Exempel wisse, daß jemand die Logik gelernt, ehe er hinter den Ohren trocken, das ist vierzig Jahre alt worden?" Otinger erwiderte kurz, „die Logik lerne niemand aus Regeln, sondern aus der Übung. Der Franzos sage: „les affaires sont l'homme" (d. h. es kommt alles auf den Mann an). Man könne wohl Proben von Logik, d. h. Muster von logischen Ausführungen, in dem oder jenem Stücke ausarbeiten, aber die Logik so zu lernen, daß man in allem Thun logisch handle, sei auch im vierzigsten Jahre noch zu frühe." Da merkte der Kanzler, was er für einen Mann vor sich habe, einen Mann, bei dem man

nach dem Schwabenalter nicht fragen dürfe, und die Erlaubnis zu lesen wurde bereitwilligst erteilt. — Ötinger erklärte nun, um was es ihm zu thun sei: philosophiam sacram et applicatam (d. h. angewandte heilige Philosophie) über die hl. Schrift wolle er lesen. Und so geschah es. Aber bald merkte er, daß er bei den sächsischen Studenten, die sich alles in die Feder diktieren lassen wollten, mit diesem Vorhaben nicht „reüssieren" konnte. Was er bot, war in der That teils zu hoch, teils zu tief, teils zu starke Speise.

Nach einem halben Jahre setzte er darum seinen Wanderstab weiter, um nach Herrnhut zum Grafen Zinzendorf zu reisen, „ob er da die philosophiam sacram besser anbringen könnte". Im Mai 1730 kam er daselbst an. Das erste, was er hier leistete, war in seiner Art ein Schwabenstreich, womit er aber zunächst nichts verdarb. Nach Anhörung der Leute in der Versammlung sprach er mit einer verblüffenden Ehrlichkeit: „O ihr lieben Leute, ich höre aus allem, daß ihr nicht auf der hl. Schrift, sondern auf des Grafen Liedern bestehet." Sie entschuldigten sich und sagten, es sei nicht also, waren aber nicht nur weit entfernt, ihm seine Freiheit zu verübeln, sondern von Zinzendorf insbesondere konnte Ötinger bezeugen: „mir gefiel es an dem Grafen, daß er jedem seine Begriffe hat stehen lassen und zufrieden war, wenn einer nur sich selbst konsequent lebte". Andererseits muß er jedoch auch wieder erzählen, der Graf habe unter der Hand versucht, ihn „in seine Gesichtspunkte hineinzustellen". Wer wollte es auch anders erwarten? Ein so souveräner Geist, der zudem mit dem angebornen Scharfblick erkannt hatte, was für eine Kraft hier gewonnen werden konnte, mußte danach trachten, ihn zu gewinnen. Ötinger blieb aber sich selbst treu, wenn er wiederholt erklärte, daß er von ihrer Sprache nicht ein Wort annehmen und gleichwohl ihre Gemeinschaft lieben wolle. Wie sehr es indessen schon bei den zwei Männern, die ja beide ihrem Herrn mit brennendem Eifer dienen wollten, zu einem wenigstens praktischen Zusammenwirken gekommen war, bewies der kühne Plan, den der Graf um diese Zeit seinem Freunde vorzulegen wagen durfte und der, ins Werk gesetzt, dem Leben Ötingers

eine ganze unerwartete, neue Wendung gegeben hätte. Er richtete an ihn die Frage, „ob er auch um Jesu willen alles aufopfern könne und ob er nicht zu den Protestanten in Frankreich gehen wolle, über die eine neue Verfolgung ausgebrochen war, zum Dienste der daselbst seufzenden Seelen."

Wie tief Ötinger von der Frage bewegt war, das bezeugt er selbst in seinen Epistelpredigten, in der Rede am Stephanustag, worin er — viele Jahre später — erzählt: „Bei Gelegenheit Stephani will ich euch etwas von den Geschichten der verfolgten Protestanten in Frankreich vor Augen malen, als wohin ich selbst einmal mein Leben wagen wollte, aber durch Gottes Schickung verhindert wurde ... Anno 1732 (soll wohl heißen 1730) war ich schon aufgefordert, da das Feuer zu glimmen angefangen, nach Frankreich zu reisen. Allein es wäre mir wohl nicht anders ergangen, als es Paul Achard ergangen, welchem drei Buchstaben G. A. L. auf die Schultern gebrannt worden und welcher auf den Galeeren bleiben mußte, 2c. 2c." Ja, es wäre ihm wohl so oder ähnlich ergangen, wenn er nicht gar das Schicksal Jakob Rogers geteilt hätte, der seine Glaubenstreue noch anno 1745 mit seinem Blut besiegelte. — Aber es sollte nicht sein; es war sein Weg nicht. Daß Ötinger dem Grafen antwortete: „das steht nicht bei mir, ich bin meinem Herrn, dem Herzog in Württemberg, verpflichtet," das mußte er als gehorsamer Stipendiat sagen; daß aber der Herzog Eberhard Ludwig auf den Brief Zinzendorfs, den er sofort an ihn schrieb, durch seine Regierung die Bitte abschlagen ließ und Ötinger im Jahre 1730 ins Vaterland zurückberief — das war Gottes Fügung. Sein Martyrium war ein anderes, unscheinbareres und länger andauerndes. So war denn Ötinger wieder in seinem Vaterland und ging den ordentlichen Weg der württembergischen Kandidaten, er wurde Repetent in Tübingen.

2. Ötinger als Repetent in Tübingen (Frühjahr 1730—33).

Eine stille Zeit war für ihn angebrochen, eine Zeit der Sammlung und Vertiefung, welche die reichsten Früchte tragen

sollte. Die Obliegenheiten eines Repetenten*) des „Stifts“ lassen zur eigenen Fortbildung wie zur freien Bethätigung des Schaffenstriebes und Dranges noch weiten Spielraum. Es liegt auf der Hand, daß ein Ötinger ihn zu benützen gewußt hat. Er trat in einen Kreis von Brüdern ein, welchen die Pflege christlicher Erkenntnis und Gottseligkeit sowohl unter sich als unter der Studentenschaft ein großes Anliegen war. Darunter war der schon genannte Jer. Fr. Reuß, sodann Köstlin (später in Eßlingen), Becherer, Glockler, Schweickardt. Ötinger, der inzwischen ein Büchlein herausgegeben hatte: „Aufmunternde Gründe zur Lesung Jakob Böhme's“, unter dem bezeichnenden Namen „Halatophilus Irenäus“, d. h. Salz- und Friedensfreund (nach Mark. 9, 50?), brachte mit seinen böhmeschen Ideen und Positionen zunächst ein für die übrigen Brüder schwer verdauliches Element mit, welches sich erst allmählich durchsetzte. Ganz durchdringen sollte er aber nicht. Merkwürdigerweise wurde sein eigener Eifer für Böhme gemäßigt durch das Lesen des Büchleins „vom erleuchteten Hirten“, welches ihn bestimmte, auf die Nachfolge Jesu und die Selbstverleugnung ausschließlich zu bringen und das Erkenntnisstreben im Sinne Böhmes in die zweite Linie zu stellen. Dieses Büchlein, das von einem einfachen, mit hohen Gnaden begabten Hirten erzählt, der nur Gott zum Lehrer hatte, machte offenbar auf Ötinger einen nachhaltigen Eindruck. Diese ganze Zeit zeigt uns überhaupt Ötinger von einer neuen Seite. Er warf sich so ganz, so ungeteilt auf die Arbeit an seinem inneren Menschen,

*) Ötinger selbst beschreibt diese Obliegenheiten in erschöpfender Weise so: „In Tübingen mußte ich als Magister legens (der Vorlesungen halten darf) oder Repetent meine Dienste als verpflichteter Stipendiat leisten, in den locis theologicis (Repetitionsstunden über die theologischen Themata) die Magister (d. h. die Studierenden) mit Oppositionen und Responsionen üben, auch allerlei Philosophisches und Theologisches mit den Kandidaten treiben, wie es die Ordnung in Tübingen mit sich bringt. Diese bringt auch mit sich, je und je in der Stadtkirche zu predigen und das hl. Abendmahl zu administrieren.“ — Er fügt an: „dem letzteren suchte ich, weil ich die Kommunikanten nicht präparieren konnte, auf alle Weise zu entgehen.“ Der von früher her in ihm sich regende Skrupel hierüber war durch herrnhutische Einflüsse verschärft worden!

daß er von dieser Periode seines Lebens bekennen konnte: „Meine Unerfahrenheit in den inneren Wegen brachte mich auf die Einbildung, als ob mich das Studieren an der inneren Reinigkeit und Keuschheit des Herzens hinderte.“ (!) „Bei alledem befliß ich mich aufs äußerste, alle meine Kräfte in Gott gesammelt zu halten und insonderheit, wie Plato anratet, mit gesammeltem Geiste schlafen zu gehen, damit mich keine Imagination (Einbildung) oder böse Lust im Schlafe überfalle. Darauf übte ich mich mehr, als auf alles, und ich kann in Wahrheit bekennen, daß ich so verschlossen und bewahrt schlief, als wenn mich der Schild Gottes besonders deckte.“ War in diesem Bestreben, bei dem er dem Rate des Paulus an Timotheus nachzukommen trachtete: Fliehe die Lüste der Jugend, eine übertriebene Strenge gegen sich selbst, so machte sich das aber andern gegenüber durchaus nicht in unangenehmer Weise fühlbar. Im Gegenteil! Becherer erzählt, wie hoch es ihm anzuschlagen sei, wieviel Liebe seinerseits darin liege, daß er, „da er doch mehr Überzeugung von seinen Prinzipien hatte (als die andern) und überhaupt mehr Einsicht im Geistlichen und Natürlichen, doch durch Lesung des Buchs vom erleuchteten Hirten so willig geworden, all sein Wissen beiseite zu setzen und so sich zu uns herabzulassen, daß er nur uns wollte helfen, in die Gemeinschaft des Leidens und Todes Jesu einzudringen“. Das läßt einen tiefen Blick thun in das edle Herz des gelehrten jungen Mannes. Nicht nur von Wissensdünkel keine Spur, sondern ein Ernst ohne Gleichen, in die Nachfolge Jesu einzutreten. Wir haben aus dieser Zeit noch zwei Quellen, welche uns in den Haushalt seines Geistes in dieser Entwicklungsperiode einen umfassenden Einblick verstatten: die eine sind die Aufzeichnungen der Freunde aus den Erbauungsstunden, die andere sind die Schriften, die Ötinger damals herausgab. Beide zeigen uns einen Mann von weitem Herzen und engem Gewissen, einen Mann, der zwar erst im Begriff ist, aus gesetzesstrengem Wesen zur evangelischen Freiheit durchzudringen, der aber in Glaubens- und Lehrfragen der sanftmütigste, toleranteste Mensch von der Welt ist. Hören wir einige Zeugnisse aus jenen so gesegneten Zusammenkünften, in

denen recht eigentlich ein „Jugendbund für entschiedenes Christentum“ sich verkörperte! Es sind wahrhaft goldene Worte, die von einem edeln, echten Liberalismus zeugen, wenn Ötinger einmal ausführt: „Gleichwie ich einen Separatisten liebe, weil es fast nicht sein kann, daß, wenn einer anfangt, ernstlich (d. h. ernsthaft) über sich zu werden, indessen aber noch keine genugsame Erkenntnis hat, er nicht selten einen Anstoß an unserer Kirche nehme, dagegen ihn sein Ernst gewiß dazu bringen wird, daß er das Gute herauszunehmen und zu behalten lernt: ebenso nehme ich es keinem übel, wenn er sich hier (in Bezug auf die göttliche Natur und Hoheit Christi) an der gemeinen Lehre stößt und auf den Sozinianismus fällt (d. h. auf die Lehre, die Christum mehr als Lehrer und Vorbild, denn als Erlöser gelten läßt). Denn es ist wahr, daß die Orthodoxie anstößig ist, und ich rate, ja nichts daraus anzunehmen, sondern zuerst alles wegzuwerfen, damit man hernach durch die Erfahrung und Übung erst daraus annehme, was man annehmen soll. Das ist es eben, daß keiner nichts wissen soll, was er nicht durch Versuchungen durchgekämpft, durchgebetet, durchgeglaubt, durchgelernt hat. Im Anfang muß jeder zweifelhaft werden an dem, was er gelernt hat, und hernach erst durch Zweifel bewährt werden. — Aber ich kann es nicht leiden, wenn einer dabei stehen bliebe, oder sich verschlöße, weiter etwas anzunehmen; denn ich glaube, daß man die Sünde und ihren Greuel noch nicht tief genug gefühlt hat, wenn man Jesum in seinem Opfer und Blut noch nicht kennt ꝛc.“ Das sind herrliche und in der damaligen Zeit kühne, prophetische Worte, an denen noch wir Heutigen zu lernen haben. Die Kirchenmänner mögen daraus abnehmen, wie nötig sie es haben, die Sekten mit Schonung zu behandeln, die Rechtgläubigen, wie verkehrt es ist, mit der Forderung des reinen und völligen Glaubens kategorisch vorzugehen, statt pädagogisch zu verfahren und ihn innerlich ausreifen zu lassen. Ötinger hat mit dem Scharfblick des Pädagogen herausgefunden, was die Schwäche und Gefahr der Orthodoxie ist: sie betont und giebt den Leuten die fertigen Resultate und fordert von ihnen, sie sollen sie annehmen, ohne zu bedenken, daß hiezu ein Weg

zurückgelegt, eine Entwicklung durchgemacht sein muß. Wie aber ein nach- oder abgeschriebenes Rechnungsresultat die Ausrechnung nicht ersetzt, so ist ein gelerntes und nachgesprochenes Bekenntnis ohne Wert, wenn es nicht innerlich und rechtmäßig erprobt und wahr befunden ist.

Aber derselbe Mann, der so liberal und tolerant in Fragen der Lehre war, entwickelte zugleich einen glühenden Eifer in dem Bestreben, nicht nur für sich selbst im inneren Leben voranzukommen, sondern auch die Gemeinschaft mit seinen Brüdern möglichst fruchtbar zu gestalten. Er hatte bald herausgefunden, daß noch keine rechte Verbindung und Offenherzigkeit zwischen den Teilnehmern an den Zusammenkünften bestehe und man es doch nicht wage, einander ins Angesicht zu sagen, wie man daran sei, was noch fehle, nämlich das Stehen in der Gegenwart Jesu (vergl. 1 Joh. 1, 7). Er war ja gewiß von Herrnhut her etwas anderes gewohnt. Aber es war ihm nicht um eine Nachahmung, sondern es war ihm um die heilige Sache und um die Seelen zu thun, wenn er vorschlug, daß die einzelnen Mitglieder mit innerer Vorbereitung kommen, jeweils einen Psalm aus ihrer Erfahrung erklären oder den Tod Christi mit der Anwendung auf die individuellen Bedürfnisse und Führungen betrachten, also auch den Zustand des eigenen Herzens einfältig entdecken möchten. Das muß ja einem schwäbischen Gemüt eigentlich schwer ankommen; es geht ihm ganz wider die Natur. Wenn es Oetinger doch wagte, so war es ihm ein heiliger Ernst. Man erstaunt in der That, wenn man die Freunde erzählen hört: „Er schlug vor, daß einer nach dem andern eine ganze Analyse seines Wandels die Woche durch von einem Donnerstag zum andern darlegen solle, und wie er Ermahnungen zu Kraft gebracht und gefehlt habe, alles anzeigen. Das sei erst eine rechte Gemeinschaft und es sollten alle „Priester“ scharf richten, auch soll man besonders einander anzeigen, wie man die Wahrheiten unseres allerheiligsten Glaubens, der Auferstehung, des Leidens Jesu Christi, ingleichen, daß Gott Vater sei, durch Gebet und Kampf gelernt habe und wie sie jedem seien aufgeschlossen worden. So würde einer des andern Kraft werden und eine rechte Erkenntnis unter

die Brüder kommen, welches erst recht apostolisch wäre, und er noch nirgend angetroffen ..." Wie dieser kühne Vorschlag aufgenommen oder gar ins Werk gesetzt worden ist, darüber wird nichts berichtet. Unter den Tisch ist er gewiß nicht gefallen. Unter der Voraussetzung wahrer Geistesgemeinschaft ist er wohl auch ausführbar. Der Kern und Stern einer wahren, lauteren Gemeinschaft der Seelen ist jedenfalls richtig berührt: es ist der, wie einer es einmal schön ausgedrückt hat — daß einer dem andern zu inneren Siegen verhelfe.

Die andere Quelle, die uns in die damalige innere Entwicklung des Mannes einen Blick verstattet, sind zwei Schriften, die er damals schrieb und herausgab. Die eine, die Übersetzung des „Lebens und der Briefe der Therese von Bordeaux" aus dem Französischen, welche ein Gegenbild zur Biographie der evangelischen Beate Sturm darstellen sollte. Ihn leitete dabei die Überzeugung, daß es nach dem Sinne Jesu sei, dergleichen Exempel kund zu machen, wie man, was Jesus gebeten, als wirklich erfüllt sehen kann, nämlich daß „Gott alle seine Liebe, alle seine Lichter und alle seine Schönheit in eine Seele gelegt, wie er sie in seinen Sohn gelegt, und daß, wer nur Glauben und Herzhaftigkeit, dem Fleisch abzusterben, hat, wenigstens nach seinem Maß diese Hoffnung haben kann." So spricht er sich in der Vorrede selbst aus. Der Zweck dieser Lebensbeschreibung sollte für diejenigen, die noch an der Welt hangen, der sein, „daß sie einen Blick auf diese Schönheiten und Liebreizungen werfen; vielleicht entsteht ein Entschluß in ihnen, um dieser Perle willen alles zu verkaufen ꝛc.", für die Gläubigen aber eine Ermutigung, „sich der Gaben ihres Herrn völliger zu bemächtigen, daß sie haben in ihnen seine Freude vollkommen." — Es ist sehr bedeutsam für Ötingers innere Stellung, daß er mit solcher Wärme für diese Biographie eintritt — nicht sowohl insofern, als er sich für eine katholische Nonne so sehr begeistert — sondern vielmehr nach der Richtung, daß sich darin der heiße Trieb einen Ausdruck geschaffen hat, der in ihm so mächtig war, der Trieb nach dem Höchsten, nach dem Ideal, nach der „Religion höher hinauf", von der Hilty in seinem „Glück" (III. Band) so treffend schreibt. Alle tieferen

Menſchen empfinden dieſen Trieb, und davon, daß unter inneren und äußeren Reibungswiderſtänden derſelbe nicht voll und ganz zu ſeiner Stillung und Erfüllung kommt, rührt ihr innerſtes Leiden, ihr geheimſter Schmerz her. Auch ein Oetinger hat noch lange ihn zu empfinden gehabt, bis er völlige Ruhe fand für ſeine Seele. — Wie ſtark es in dem innerſten Haushalt ſeines Geiſtes pochte und arbeitete, davon giebt ein noch viel lauteres Zeugnis die andere Schrift, die er als Repetent ſchrieb: „Abriß der evangeliſchen Ordnung zur Wiedergeburt", in dem er vier Stufen derſelben unterſcheidet und unter merkwürdigen Gleichniſſen beſchreibt. Da er ſelbſt ſpäter von dieſer umfangreichen Schrift geſteht, daß er zwar „keine Irrtümer in der ganzen Sache, wohl aber eine geſetzliche und nicht zur evangeliſchen Reife ausgekochte Schreibart geführt" habe, gehen wir hier nicht weiter auf ſie ein. Es iſt nur zu wahr, wenn er von ſich ſelbſt ſagt: „ich habe in vielem mich ſelbſt beſchrieben, daß es mir ſauer und lang worden, weil ich ſoviel verborgenen Vorbehalt des Eigenſinns in meinem Willen verſteckt liegen hatte, welcher mir ſoviel Dunkelheit, ſo viele Umwege, ſoviel Angſt und Kummer gemacht hat". Bezeichnend iſt beſonders, wie er ſich über ſeine Stellung zum geſelligen Leben ausſpricht. Die Erfahrung hat ihn belehrt, daß die Gemeinſchaft mit denen, welche von den Körpern und Weltſachen mit angenehmem Tone reden, etwas ebenſo Magiſches an ſich habe, eine Einwirkung auf unſer Gehirn und Herz zu verurſachen, als der Genuß der Welt ſelbſt ..." „Nun denn," (ſo läßt er den ‚Anfänger, der gewitzigt iſt', zu ſich ſelbſt ſagen) „wenn uns ein Ungeziefer beißt oder eine Mücke vor unſern Ohren ſauſt, ſo macht dieſe eine Empfindung ſo großes Hindernis, die Wahrheit zu erkennen: was werden denn ſo viele Millionen unvermeidlicher Empfindungen thun, die man in der Gemeinſchaft der Welt auffaugt! Was muß ich thun, daß mir's nicht gehe wie zuvor, daß mir die Erkenntnis Jeſu nicht wieder verdunkelt werde?.. Ich will die gefährliche Luft des Weltgetümmels mit der Einſamkeit verwechſeln. Ich gedenke, ſprach er (der Anfänger), wie mir ehemals die Einſamkeit ſo vieles beigetragen, einen feſten Beſchluß der Bekehrung zu machen;

ich weiß, wie sie mir behilflich gewesen, die Wahrheit zu erkennen, und wie die erkannte Wahrheit mir das so leicht zu überwinden gemacht, was mir vorher in der Finsternis unmöglich erschienen ... Ich erkenne auch, daß die Kraft der Freiheit bei allen gleich und ohne Schranken ist, sobald man sich recht nach der Erkenntnis der Wahrheit nach Jesu ausspannt. Dadurch haben auch die Märtyrer alles ausgestanden ... Die Gnade, die Jesus diesem nach Freiheit regelmäßig Ringenden erteilt, ist unermeßlich. Und ob ich zwar keinen Beruf habe, ein Einsiedler zu werden, so habe ich viel weniger als ein ernstlicher Nachfolger Jesu Beruf, mich in die Ämter der Welt oder sonst in eine Verbindung mit Freundschaften hineinzubegeben. Ewige Dinge schreiben mir nun allein Maß und Ziel vor, was in meinen äußerlichen Umständen dazu förderlich sei oder nicht 2c."

Diese Erwägungen und Bekenntnisse charakterisieren wohl einerseits — wie auch offen zugestanden wird — die Stufe des Anfängers, noch nicht die des gereiften Christen; freier und glücklicher sind diejenigen, von denen das Dichterwort gilt: „Sie schmecken den Frieden bei allem Getümmel" — und Ötinger selbst ist nicht auf dieser Stufe stehen geblieben — andererseits aber ist daran bemerkenswert die rücksichtslose Entschiedenheit des jungen Mannes, der seine Wahl getroffen hat. Man hört aus diesen Überlegungen ganz deutlich die Parole heraus: „Aut Caesar, aut nihil", d. h. „entweder ein ganzer Christ oder gar keiner." — Ein im Grunde unbedeutendes und recht harmloses, für ihn aber doch peinliches und demütigendes Erlebnis mag zu dieser Frontveränderung in seinem Verhältnis zur Welt nicht wenig beigetragen haben. Er thut desselben in einem Brief an Bengel vom Juni 1731 Erwähnung. Darin schreibt er, wie viel Reue ihm ein Gedicht, das er in Teinach, wo er zehn Tage verweilt, der Gemahlin des Erbprinzen übergeben habe, verursache. Er hatte es in lauterer Absicht gethan, aber der Erfolg war der, daß er nicht nur mit Goldeswert belohnt, sondern auch mit dem Verdacht „einer ihm fremden Vogelstellerei" belastet wurde. Jetzt erschien ihm diese Arbeit ganz verächtlich, und die Eile, mit der er seine Gesinnung

in die Feder fließen ließ, wurde ihm „zur Geißel, die ihn in die Stille und Verborgenheit treibe.“ — In Geldsachen war damals nicht jedermann so feinfühlig (heutzutage ist man darin delikater geworden!).

Alles in allem machte diese seine Repetentenzeit den Eindruck großer innerer Unruhe. Es ist begreiflich, daß sein treuer Berater Bengel ihm riet, noch einmal auf die Reise zu gehen. Der Rat war weise, nicht bloß insofern, als hierdurch ein Sicherheitsventil geöffnet ward für die in ihm arbeitenden Triebkräfte, sondern weil in der That sein jugendlicher Geist noch nicht genug Möglichkeiten durchlaufen, noch nicht genug Material verarbeitet hatte, um sich daran zu sättigen und zu klären. Hatte er doch auch, wie er im Mai 1731 an Bengel schreibt, das Angebot eines kirchlichen Amtes unter der Bedingung einer Heirat, welches von edler und wohlmeinender Seite an ihn herantrat, unter Hinweis auf die paulinischen Gründe von der kurzen Zeit (1 Kor. 7, 29) ablehnen zu müssen geglaubt!

Nun geschah es, daß am 27. Januar 1733 der Vater Ötinger starb. An Bengel berichtet hierüber der Sohn: „Er starb nicht eben mit großer Freudigkeit, weil er vielleicht mit dem Herrn Jesu Christo nicht so vertraut war, als er nach der Gelegenheit, die er hatte und vermöge meiner kindlichen Ermahnungen hätte sollen. Doch hatte er viele Eigenschaften des Gemüts, die mich mit dem Trost und der Hoffnung erfüllen, daß seine Seele (nach Ps. 22) sich noch im Staube zum Glauben an den Herrn neigen, und daß er Jesum Christum als lebendigmachenden Geist (1 Kor. 15, 45) an sich erfahren werde“ (Brief vom 3. Febr. 1733).

Da nun Ötinger sein Erbgut in Händen hatte, stand ihm auch äußerlich nichts im Wege, sich auf die Reise zu begeben, wohin es ihn selber zog.

3. Ötingers zweite Reise (Frühjahr 1733 bis Juli 1737).

Ötingers zweite Reise setzte sich viel mehr als die erste aus Kreuz- und Querfahrten zusammen. Sein eigener Bericht darüber ist kurz und summarisch, aber eben nicht vollständig. Indessen ist die äußere Reiseroute das Unwichtigste an der

Sache, auch gab es keine Abenteuer zu bestehen, sondern nur Erfahrungen zu sammeln, und deren waren es nicht nur viele, sondern die für sein Leben und seinen Beruf entscheidungsvollsten wurden auf dieser Reise erworben.

Die Hauptstationen waren kurz folgende: Ruderstädt bei Erfurt, wo Ötinger die für ihn zeitlebens wertvolle Bekanntschaft mit dem Bauern Markus Völker machte; sodann Herrnhut, wo er über ein Jahr (Sommer 1733—34) verweilte; dann Leipzig, wo er sein berühmtes Buch „von der Herunterlassung Gottes" schrieb; weiterhin Halle, wo er wieder dozierte und zugleich Medizin studierte; zwischenhinein besuchte er Berlin und Klosterberge, wo der Abt Dr. Steinmetz weilte; ein Abstecher nach Holland (Amsterdam) brachte ihn wieder mit Separatisten zusammen. Zuletzt hielt er sich in Homburg vor der Höhe bei Dr. Kämpf auf, um sich bei ihm in der medizinischen Praxis zu üben, offenbar entschlossen, wenn es Gottes Wille wäre, jetzt noch zur Medizin überzugehen. — Von hier kehrte er nach dreivierteljährigem Aufenthalt ins Vaterland zurück — im Sommer 1737, worauf es noch über ein halbes Jahr anstand, bis er eine feste Bedienstung bekam — oder soll man sagen: annahm? — Mittlerweile war er wieder Repetent.

Den äußeren Anstoß zu dieser zweiten Reise gab der Besuch des Grafen Zinzendorf in Württemberg, speziell in Tübingen, mit der Absicht, bei der theologischen Fakultät daselbst ein Gutachten zu erlangen über die prinzipielle Frage: „Ob die Brüdergemeine in Herrnhut, unter Voraussetzung ihrer Übereinstimmung mit dem evangelischen Lehrbegriff, bei ihren seit 300 Jahren gehabten Einrichtungen und bekannten Kirchenzucht verbleiben und dennoch ihren Zusammenhang mit der evangelischen Kirche behaupten könne und solle?" Seine Aufnahme in Württemberg war die denkbar günstigste. Sie glich einem Triumphzug. Sein Zweck wurde erreicht. Als er zurückreiste, schloß sich ihm Ötinger an — günstiger und einladender hätte die Gelegenheit nicht sein können, auf die Reise zu gehen. Unterwegs aber verließ er die Reisegesellschaft einstweilen und besuchte den genannten Markus Völker in Ruderstädt bei Erfurt, den Kern- und

Originalmenschen, von dem er irgendwie in Erfahrung gebracht hatte, daß er die „Zentralerkenntnis“ besitze. Wir können uns denken, wie es einen Kenner und Schüler von Jakob Böhme zu einem solchen seltenen Mann ziehen mußte. Denn auch dieser hatte dieselbe in hervorragendem Maße besessen und man kann sich an ihm vielleicht am ehesten klar machen, worin sie eigentlich besteht. Hatte sie sich doch in ihm einst durch den Anblick eines zinnernen, von der Sonne beschienenen Tellers sozusagen entzündet. Von Böhme sagt ein Biograph: „Er besaß den glücklichen Blick, den keiner durch Arbeit und Mühe sich geben kann, den die Unsterblichen nur ihren Lieblingen schenken, den Blick, welcher die Wahrheit in der Tiefe schaut, ehe sie den Ringgang des Beweises heraufgestiegen ist.“ Diese Zentralerkenntnis ist eben jenes innere („intuitive“) Schauen, womit man den Dingen ins Herz blickt, ohne mühsames Forschen, Schließen, Beweisen; es sind, wie Ötinger einmal sagt, „Empfindungen, wo der Gegenstand in das Wesen selbst eingeht.“ Solchen Blick, solche Anschauung, von der Ötinger nicht zu denken wagte, er dürfe sie sein eigen nennen, besaß jener Bauer in seltenem Grade. Aber wenn wir nun Ötinger auf dem Besuche zu ihm begleiten, so soll es nicht nur aus biographischem Interesse geschehen, sondern unwillkürlich wird in uns die Frage angeregt, was es denn eigentlich mit solchen Menschen auf sich habe und ob man sie nicht heutzutage auch antreffen könne. Ötinger charakterisiert seinen neuen Freund folgendermaßen (Brief an Bengel vom 8. Juli 1833): „Der Mann hat mich mit seiner erhabenen Demut, Einfalt, Verschwiegenheit und genauen Anschließung an die göttlichen Aussprüche, als mit göttlichen Blitzen aus der plumpen Wolke, in Verwunderung gesetzt. Ich kann nicht sagen, daß er mir von hohen Dingen etwas gesagt, sondern er hat mir nur das Innerste meines Herzens aufgedeckt; absonderlich, wenn er mich hat hören mit Freimütigkeit von göttlichen Geheimnissen reden, so hat mich sein Urteil noch mehr in große Verwunderung gesetzt. Den vermischten Zustand, worin ich noch stehe, sahe er klar. Er hat mich einmal hören predigen: darüber sagte er mir genau, wenn ich mich in meine Form gebildet und wenn ich mit Frei-

mütigkeit aus dem Vordringen des Geistes geredet. Er traf es auch." Ötinger erzählt weiter, wie er ihm seine Begriffe von der Weisheit oder Zentralerkenntnis, vom Sinn der Schrift, kurz von dem, was sein Denken und Streben immer beschäftige, mitgeteilt habe, und dann Markus Völker tief beschämt gewesen sei darüber, daß er es von Gott empfangen habe ohne Fleiß, Ötinger aber mit so vielem Fleiß. Er sollte im Vergleich mit ihm viel treuer gewesen sein! Er habe sich aber gefürchtet, ein Werkzeug Gottes zu heißen, geschweige davon zu reden. — Später schreibt Ötinger von ihm, er finde an ihm „ein solches Rätsel, ein solch großes Buch, eine solche Wunderlehre von ausnehmenden evangelischen Wirkungen des Geistes, daß er gewiß sagen könne: dies sieht man nicht zu Hause." Als besondere Beispiele seines Tiefblicks führt er an: 1. Seinen Zentralanblick von der ganzen Harmonie der Evangelisten (den er zwar nicht mehr ganz wisse, aber doch so weit festhalten könne, daß er dies zum Maßstab nehme, Bekehrungen, Führungen u. s. w. zu beurteilen und gleich sehe, „wo man der Einfalt nach diesem Muster verfehlt"); 2. seinen lauteren Begriff vom Abendmahl nach Matth. 26, 29, daher er kein Separatist, sondern vielmehr Antiseparatist sei.

Diese Beispiele mögen zur Charakteristik der besonderen Gaben dieses Mannes vorerst genügen. Nimmt man die nicht zu vergessende Kehrseite hinzu, so stellte sie sich darin unverhüllt dar, daß er mehr als unpraktisch, daß er sogar unfähig und nachlässig war im äußern Denken und Rechnen. „Er war müde, nur sein verdientes Geld, das er als Fuhrmann erworben, vernünftig zu bewahren. Der Rechnungsverstand und der Zentralverstand sind schwer zu vereinigen." Ötinger sagte ihm ins Angesicht: „Lieber Markus, aller Verlust, Schaden und Unordnung in Eurem Hause kommt aus dem Mangel an vernünftiger Überlegung. Ihr ergötzt Euch so sehr an dem süßen Genuß des Zentrums, daß Ihr alles Wachen, Bewahren und Unterscheiden im Äußern versäumt ... Ihr sorget, wenn Ihr Unterscheidung brauchet in Eurer Zentralgabe, so verlieret Ihr sie. Es ist wahr, in der Zeit des anstrengenden Besinnens weicht dieser freie Fluß des Geistes; aber Ihr müßt Euch Zeit zu

jenem und diesem nehmen u. s. w." — Markus „erkannte es, aber er konnte sich nicht viel korrigieren."

Abgesehen von dieser offensichtlichen Schwachheit (die nicht sein mußte) ist jedenfalls der Mann aus einem Guß, ein Ganzes in seiner Art gewesen. Und die wesentlichen Züge dieser eigentümlichen Geistesanlage und Gabe sind unschwer herauszufinden: man entdeckt da eine edle Urwüchsigkeit und Naivetät, aber nicht als bloße Naturgabe, sondern in christlicher Verklärung, als Gnadengabe, eine daraus fließende Einfalt und Lauterkeit des Denkens und Wollens, und endlich, als eine naturgemäße Folge hievon, einen geraden, hellen Blick in die Dinge und in die Personen, welcher das Wahre vom Falschen, das Echte vom Gemachten zu unterscheiden weiß. Es ist nun kein Zweifel: ein solcher Mensch voller Ursprünglichkeit ist immer ein herzerquickender Fund unter der Menge der verbildeten oder wenigstens ordinären Exemplare. Aber bloß interessant darf den anderen eine solche Gestalt nie sein. Man darf mit Ötinger mehr dabei suchen. Man kann es auf sich beruhen lassen, was Ötinger von Jesus selbst vermutet, daß auch er in seiner (freilich unvergleichlichen) Art dieser Zentralanschauung sich bedient habe (vgl. z. B. die Versuchungsgeschichte und das Wort: der Sohn kann nichts von ihm selber thun, denn was er siehet den Vater thun, Joh. 5, 19!) — „auf keinen Fall ist es eine Nichtigkeit hierum, wie die kurzsichtigen Gelehrten dieser pelagianischen (d. h. seichten und oberflächlichen) Zeit behaupten" — aber das giebt bei diesem Manne besonders zu denken und ist eine so originelle wie fruchtbare Idee, die Evangelien und also die Worte Christi, wie die evangelischen Geschichten, zum Maßstabe für die Beurteilung der christlichen Lebensfragen, Führungen und Bekehrungen zu machen. Damit würde er sich turmhoch über alle dogmatistisch oder methodistisch befangene Betrachtungsweise des Christentums seiner wie unserer Zeit erheben. Jener Mann war also — abgesehen von seiner besonderen Gabe der „Zentralanschauung", die sich ja niemand nehmen oder erwerben kann — im Besitz eines Etwas, wornach wir erst auf der Fährte oder gar Suche sind — was man am besten „natürliches Christentum" (im guten, echten

Sinne des Wortes) nennen könnte. Daher war er auch, wie Ötinger bezeugt, über den Gegensatz von Separatismus und Kirche hinaus; Christus und sein Evangelium, sein einfach tiefes Wort ging ihm über alles. — Kein Wunder, daß es den wahrheitssuchenden, aber noch viel verwickelter denkenden Ötinger so zu ihm hinzog: er fand in ihm eine Ergänzung seiner selbst; kein Wunder, daß er von dem Aufenthalt in Herrnhut, der nach großen Hoffnungen mit Enttäuschungen abschloß, wieder die Schritte zu ihm lenkte, wie der Wüstenwanderer eine Oase aufsucht! Aber es ist klar: der Mann, der unter den vielen Sternen, die Ötingers Pfad beschienen, wie ein Komet war und ihm „vorleuchtete" — er hat auch uns noch etwas zu sagen.

Es ist nicht zu leugnen: jede Zeit hat wohl solche Gestalten, solche Zeugen. Wenn wir im abgelaufenen Jahrhundert nach einem Beispiele uns umsehen, so begegnet uns wohl kein ansprechenderes und zugleich gewaltigeres, als das des General Gordon, der sowohl etwas von diesem Zentralblick hatte (vgl. seine „Betrachtungen"), als insbesondere den unbestochenen Wahrheitssinn und -Mut, die kindliche Lauterkeit, die durchdringende Menschenkenntnis — der dieses alles aber mehr praktisch verwertete und in den Dienst der Menschenliebe stellte.

Ötinger bezeugt übrigens noch bei anderen erleuchteten Männern diese Zentralerkenntnis gefunden zu haben, z. B. bei dem schon erwähnten Prof. Elias Camerer in Tübingen und einem Dr. Wipacher in Leipzig. Der erstere war ihm ja in seinen Universitätsjahren ungemein viel wert und nütze gewesen und hatte ihn in die „mystische Theologie" eingeführt; da er aber auf ganz anderen Spuren ging, als die für Ötinger höher stehende Autorität Bengels, so war sein Einfluß nicht so nachhaltig. Vom letzteren berichtet Ötinger nicht eingehender. Dagegen war für ihn auf seiner zweiten Reise eine andere Begegnung sehr wertvoll, welche zwar erst in seinen Aufenthalt in Homburg vor der Höhe fällt, aber in ihrer Bedeutung für ihn sich am besten und richtigsten neben die Bekanntschaft mit Markus Völker stellen läßt. Er erzählt davon: „In Hessen-Homburg traf ich einen Karäer, einen Juden, an, der war ein redlicher und ehrlicher Israelit, hatte vom Messias an sich erhabene Gedanken

und sagte, der Messias müsse nicht nur Wunder thun, sondern auch ein neues Herz geben können. Weil er nun ein Karäer war, achtete er weder Talmud noch Sohar (d. h. „das Buch des Glanzes", einen Kommentar zur Schrift), weder Tradition noch Kabbala (Philosophie), sondern wollte seine Sprache allein aus hl. Schrift formieren. Er redete so rein und vernehmlich, als ich noch nie gehört. Seine geistlichen Diskurse behielten sich selbst, so gar waren sie dem sensus communis (dem Allgemeingefühl) gemäß. Ich machte daher den Schluß, wie leicht die Jünger Jesu ihres Herrn vernehmliche Reden behalten, da ich seine Gespräche so rein und leicht behalten konnte; ja sie stellten sich mir selbst ohne Besinnen dar. Aus diesem Grunde liebte ich diesen Juden sehr, und er mich auch; er versprach mir dabei, wo ich wäre, mich einmal zu besuchen." Dieser kurze Bericht hinterläßt nur den einen Wunsch, daß Ötinger von dem, was er so rein und leicht behalten, doch ein oder das andere Stück mitgeteilt hätte! Aber soviel ist klar: Was er bei Markus Völker gefunden: ein einfaches, gerades Verständnis der Rede Jesu, des reinen Evangeliums, dafür wird ihm dieser Jude mit seiner schlichten Redeweise zum Wegweiser: es gilt, frei von jeder angenommenen, angelernten Redeform und gesetzlicher (d. h. in Regeln eingeschnürter) Redeweise die Wahrheit zu sagen und zu hören, so daß man die Sachen, nicht nur die Worte, die Kraft, nicht nur die Form bekommt. So hat der Herr gelehrt, so haben die Jünger gehört. Diesem Geheimnis und dem Unterschied der „gesetzlichen" und der „evangelischen Lehr- und Schreibart" hat Ötinger unermüdlich nachgeforscht und, was er gefunden, in dem Büchlein: „Etwas Ganzes vom Evangelio" niedergelegt. Für jetzt nur eine Probe daraus, eine Probe von dem, was er dort bei dem Juden von der Sekte der Karäer gelernt: „Ein Kind werden in Gedanken, in der Rede, in dem Wandel nach Christo, ist der schöne Weg, den will ich gehen." „Ohne wahres Innenwerden in der Schule Jesu wird alle Schreibart gesetzlich." „Die Ursache ist, weil wir es zu klug machen wollen, und weil wir geistliche Dinge nicht auf eine solche Art von Gott lernen, wie wir die Muttersprache von unseren

Eltern oder die gemeinen Leute ihre Sachen von Gott lernen, der die Menschen lehret, was sie wissen. Die Weisheit ruft laut auf der Gasse: von ihr müssen wir lernen; wie ruft sie aber? Sie ruft durch einen jeden guten Haushalter oder Haushälterin, Spr. 31, durch einen ordentlichen Kaufmann und durch alle Werke der Vorsehung Gottes. Jesus nimmt größtenteils zum Exempel der Klugheit einen Haushalter: die Klugheit äußert sich besonders in seiner Rede; darum ist er in seinem Teil vollkommen, weil er alle vorkommenden Sachen und die dazu gehörige Rede wie die Muttersprache lernt. Wenn wir unsere geistliche Erkenntnis so besäßen, wie er (der Haushalter) seine natürliche, so würden wir auch in unserer Rede nicht anstoßen." Er führt das in drei Punkten aus, unter denen nur noch der erste angeführt sei. Die erste Ursache ist: „weil wir alle Sachen mit allen Sinnen zuvor innen würden, ehe wir sie mit ihren Namen aussprächen. Ein Haushalter hat alle Dinge in seinem Haus inne, er gehet täglich damit um, es fällt ihm ins Gesicht, ins Gehör, ins Gefühl und unter gegenwärtigem Gebrauch lernt er dann richtig reden."

Diese und ähnliche Erlebnisse und Bekanntschaften, die Oetinger auf seiner Reise machte, sind, wie wir sehen, für ihn immer Buchstaben der Erkenntnis und Bausteine des umfassenden und tiefen Systems geworden, das sich im Laufe der Jahre in seinem Innern gestaltete.

Von Ruderstädt ging es ans Ziel seiner Reise, nach Herrnhut. Was Oetinger hier in und mit der Brüdergemeine erlebt hat, das hat in sein äußeres und noch mehr in sein inneres Leben aufs tiefste eingegriffen.

Zinzendorf hatte guten Grund, auf Oetingers Gelehrsamkeit und Frömmigkeit große Stücke zu halten. Deshalb hatte er ihn gebeten, nach Herrnhut zu kommen, um sich der Brüdergemeine nützlich zu machen. Besonders lag ihm ein Plan am Herzen, zu dessen Ausführung neben einigen andern (Pastor Rothe von Berthelsdorf und Kortum aus der Frankfurter Gegend) diese süddeutsche Kraft ihm wertvoll erschien. Dieser Plan war die Ausarbeitung einer Bibelübersetzung, in welcher man, wie

Spangenberg es darlegt, „vor allen Dingen darauf zu sehen hätte, daß der rechte Sinn der hl. Schriftsteller erreicht würde, und dann sich auch alle Mühe gäbe, *solchen in einen in unseren Tagen gewöhnlichen und verständlichen Ausdruck zu bringen.*“ Das war ohne allen Zweifel ein genialer und fruchtbarer Gedanke — ein Gedanke, dessen Verwirklichung heute noch von nachdenkenden Männern gewünscht wird, weil sie noch immer aussteht. Die hl. Schrift ganz *in unserer Sprache*, und nicht nur das, sondern mit unseren, sagen wir „modernen“ *Begriffen und Gesichtspunkten* zu besitzen, daß sie uns mehr in Fleisch und Blut übergehen könnte: wie wünschenswert wäre das! Denn, gestehen wir es uns nur, das wirkliche *Schriftverständnis* ist ganz außerordentlich selten, auch im evangelischen Volk, selbst da, wo es an sogenannter *Bibelfestigkeit* nicht fehlt. Aber die Ausführung des schönen Plans zeigte sich bald viel schwieriger, als man gedacht. Aus der Bibelarbeit wurde mehr und mehr ein „collegium biblicum“, aus allerdings sehr gesegneten und tiefgehenden Unterredungen bestehend, zu denen der Zutritt jedermann gestattet war. Der Zweck selbst wurde nicht erreicht. Die „revidierte Übersetzung“, die man etwa zu stande brachte, erblaßte doch, aufs Ganze gesehen, zu sehr neben dem Meisterwerk des lutherischen Originals. So kamen nur Bruchstücke in die Öffentlichkeit. Vergebens war diese Arbeit darum gewiß nicht. Bezeichnend war indessen schon damals die Differenz, die sich bei dieser Gelegenheit zwischen Zinzendorf und Ötinger herausstellte: Jener wollte die Schrift mehr als „Lexikon“, ja als „Spruchkästlein“ ohne genauen Zusammenhang gebrauchen; Ötinger dagegen suchte ins *Ganze* einzudringen, es zu verstehen und zum Verständnis zu bringen. — Wenn Ötinger daneben noch als Lehrer des Hebräischen und Griechischen fungierte — er unterrichtete den Grafen selbst darin — so war damit seine Thätigkeit nicht abgeschlossen: er wirkte für die Brüdergemeine auch als ihr Verteidiger gegen Angriffe von außen. Dies geschah mit dem Büchlein: „Fester und schriftmäßiger Grund einiger theologischen Hauptwahrheiten.“ Darin hatte er besonders Bezug zu nehmen auf die Anfechtungen des *Herrnhutischen Gesangbuchs* — einer gewiß teilweise auch

anfechtbaren Liedersammlung. Wir dürfen es ihm daher aufs Wort glauben, daß er diese schwierige, heikle Arbeit „mehr aus Liebe als aus Eifer“ unternommen habe. Was ihn trieb, war die „Liebe zu Wahrheit und Frieden“, die er in den Angriffen freilich ganz vermißte. Diese Liebesmüh ist aber nicht nur ein Beweis von der aufrichtigen Anhänglichkeit an die Gemeine, die auch das Schwache zu tragen und alles zum Besten zu kehren strebte, sondern ein Zeugnis aufrichtigen und tiefen Nachdenkens. Wie viel Weisheit und Klarheit spricht sich z. B. in den Worten aus: „Lieder müssen freilich mit großer Ordnung nach dem Bild der ewigen Harmonie der Geister gefaßt und gebraucht werden. Jeder Geist ist selbst ein Psalterspiel mit zehn Saiten ꝛc.“ „Macht sich doch Konfucius, ein Heide, ein Gewissen, Lieder und Musikspiele zu gebrauchen, wenn das Gemüt mit Passionen verstimmt oder noch nicht mit sich selber in seinen Kräften eins geworden und die äußerliche Ordnung der musikalischen Lieder nicht ein Zeichen der inneren Ordnung des ruhigen Geistes ist! Allein wer wird in dieser elenden Welt alles nach dem vollkommensten Muster messen und sich nichts wollen gefallen lassen, als was nach den Gesetzen der Harmonie der Geister und des Tempels Gottes eingerichtet wäre? . . .“

Indessen haben sich in der Seele Ötingers schon frühe in seinem Umgang mit und in der Gemeinde sein unbestechlicher Wahrheitssinn einerseits, seine Bruderliebe andererseits auseinanderzusetzen begonnen. Was sein erster Eindruck gewesen war: „ihr stehet mehr auf des Grafen Liedern als auf der Schrift“, das wirkte in der stillen Rechenschaft, die er sich über seine innere Stellung zur Gemeinde gab, immer nach. Aber da er, ins Ganze gerechnet, mehr Licht als Schatten sah, so war das Gemüt vorläufig beschwichtigt. Über den Grafen selbst spricht er sich schon wenige Wochen nach seiner Ankunft in Herrnhut in einem Brief an Bengel vom 8. Juli 1733 folgendermaßen aus: „Der liebe Graf ist und bleibt mir ein Rätsel über alle Rätsel. . . . Ein redliches Herz, das der Wahrheit nachgiebt, sobald er sie sieht, hat er. Ein geschlossenes System hat er noch nicht und richtet sich gern nach dem Wort.

... Die Ketzereien fechten mich nicht an, die man ihm schuld giebt. Er ist nur in den Dingen eigensinnig, wo er guten Grund hat, und welche allein durch Salbung können verbessert werden, nicht aber durch Vorstellung (d. h. Überredung). Inzwischen wäre um anderer willen zu wünschen, daß er bald in den Ausdrücken einen bestimmten Grund hätte, so würden viele Mißverständnisse wegfallen." Wie ganz anders urteilt er später! Bald aber schon muß er seinem väterlichen Freund Bengel mehr klagen: „Sagen Sie mir doch, wie muß ich es ausstehen, wenn ich sehe so viele andere Methoden, als die Schrift? Die Herrnhutischen Lieder sind wie Sprichwörter der Orientalen.... Rohleder (ein besonders gemäßigter, besonnener Herrnhuter) sagt, ich soll alles dulden; jetziger Zeit sei mehr daran gelegen, daß ich beim Grafen sei, als an allem andern.... Gerne will ich nichts, als Gnade Jesu; aber warum soll es mir zur Pein werden, den Gehorsam des Grafen nicht wissen anzunehmen? Der Herrnhuter ganze Sache geht aus dem Ton: ‚Wir sind die Wurzel'; meine aus dem: ‚ein Propfreis seid ihr'; aber mehr durch Schweigen und Wirken, als mit Worten." (Der Brief trägt kein Datum.)

Über Jahr und Tag fängt der Boden ihm an heiß unter den Füßen zu werden. Galt er auch bei manchen selbständig denkenden Gemeindegliedern für eine so kraftvolle Persönlichkeit, daß er im stande wäre, wo es nötig sei, dem Grafen die Stange zu halten, er sah zunächst in dem Widerstreit der inneren Stimmen keinen Ausweg, als aus Herrnhut zu weichen. Dies geschah im Juli 1734, indem er vorerst nach Leipzig reiste. Dort schüttet er wieder in Bengels Herz seine Not aus (unterm 20. Juli): „Mit kurzen Worten zeuge ich gegen Sie von der Fülle meines Herzens. Von Herrnhut habe ich, inwendig gedrungen, hinweg müssen, weil ich die Wahrheit nicht kann vermischen sehen, viel weniger Bilder an ihrer Statt aufstellen leiden, da wir im Großen soviel haben, daß wir von dem Ansehen krank werden möchten.... Ich habe gefunden, daß es für mich ratsam und meiner Führung von oben gemäß ist, hierher in die Stille zu gehen, wo ich meinen Bruder der Medizin halber in die Kost gethan...." Selbstverständlich ist

er damit von Herrnhut, dem Grafen und der Brüdergemeine noch nicht los — noch lange nicht. Wiederholt schwanken seine Gedanken, seine Entschließungen her und hin. Wir wollen aus der Fülle der Äußerungen in seiner umfassenden Korrespondenz mit Bengel und Steinhofer, in welcher gerade diese für ihn brennende Frage immer wieder auftaucht, nur die allerwichtigsten herausheben. Im Februar 1735 schreibt er aus Herrnhut, wo er sich vorübergehend wieder aufhält, offenbar unter dem frischen Eindruck einer geistesmächtigen Rede des Grafen, an Steinhofer folgendes: „Herrnhut und alles kommt mir anders vor. Zinzendorfs Fehler sind geringer, als unsere und großer Mystiker ihre. Aber doch nehme jeder seines Weges wahr, daß er nicht nachäffe.... Ich desperiere (d. h. verzweifle daran), den Grafen kennen zu können, wo mich Gott nicht selbst auf eine nie erblickte, erhörte, gedachte Weise gewiß macht.... Ich dachte immer: seine Sachen sind imaginativisch (d. h. eingebildet), meine rein. O elendes Richten, ehe wir eben die Empfindungen gehabt!... Wie viel mehr fleischgewordenes Wort in der Gotteswirkung in seinen Ideen, als in meiner abstrakten (d. h. rein gedankenmäßigen), die eine Nachbildung eines von jemand anders entlehnten, in seinem Grund schönen Gewächses ist.“ Einen Monat später heißt es: „In meinem Gebet, den Grafen zu durchschauen, bin ich noch nicht erhört. Vielleicht geziemt sich's nicht. Genug, daß ich ein dürres Holz bin gegen einen grünen Weidenbaum. Er ist ein Gesegneter Gottes; dieses glaube ich. Doch wehre ich mich, daß ich nicht parteiisch werde.“ — Diese Zweifel und Überlegungen wären beinahe zu einer und zwar bejahenden Entscheidung geführt worden durch einen Brief, den im Jahre 1735 der Graf an den immer noch wandernden — und darum auch ruhelosen — zeitweilig gerade in seinem Vaterland sich wieder aufhaltenden Ötinger sandte und der ihm so dringend als möglich zusprach. Das Wichtigste daraus möge hier folgen: „Mein lieber Bruder! Man sagt, Sibylla habe dem Tarquinius Priskus oder doch einem der sieben Könige ... ihre neun Bücher der Prophezeiung für eine große Summe feilgeboten. Er habe sie nicht gemocht. Darauf sei sie ungeduldig worden und habe

ihrer drei davon ins Feuer geschmissen und sechs präsentiert ebenso hoch. Er wollte sie noch weniger kaufen. Da warf sie noch drei ins Feuer und bot ihm die übrigen drei so teuer als die vorigen alle. Die kaufte er in großer Bestürzung und bezahlte für drei so viel als für neun. Ich vergleiche diese Geschichte mit allem, was Knechte und Mägde Christi thun, wenn (sie) vorher vielmal vergeblich erinnert, ermahnt und gebeten worden, wenn sie es endlich mit dem dritten Teil des Nutzens, Segens und Vergnügens thun, und zwei Dritteile durch die Verzögerung einbüßen. Ich biete Ihnen zum drittenmal an der Herrnhuter Herz und Hand, Willigkeit, Ihnen alle Gewissensfreiheit zu gönnen, Ihre Gemeinschaft mitzuteilen, Ihnen unsere Thüre im Orient aufzuthun seiner Zeit, nachdem Sie uns zuvor haben aufthun helfen das Inwendige des Gesetzes und der Propheten.... Wir bitten Ihnen ab, daß wir vor diesem zu sorgsam (soll heißen: zu geschäftig?) gewesen, und wollen von Ihnen erwarten, daß Sie ein wenig gehorsamer sein werden als ehmals. Wir wollen mehr Respekt vor Ihrem Charisma (Gabe) der Schriftauslegung haben, haben Sie mehr Respekt vor unserer Gabe der Gemeinschaft. Wir wollen in Liebe wallen und Herzlichkeit! Asia braucht einen redlichen, treuen und geduldigen Thirhena (1 Chron. 2, 48); Otinger sieht dergleichen aus den Augen. Otinger und Christian David geben einmal ein paar rechte Kundschafter von Palästina ab....“ Nachdem Zinzendorf noch in zwölf Punkten die Bedingungen seiner Berufung und Bestellung dargelegt hat (Punkt 8: Seine Arbeit für uns soll sein Lesen und genaue Auslegung der heiligen Schrift A. T., für sich Studium der Medizin 2c.; Punkt 9: Sein und der Gemeinde Plan ist, einige Jahre durch Asien zu reisen und ohne Übereilung zu erforschen, wie es aussehe „im inneren Reich, diese Gegenden anreichend“ [von Petersburg bis China oder von London bis in die Levante!]) — schließt das Schreiben mit der herzlichen Mahnung: „Der Herr aber lasse ihn fühlen, was wir fühlen, und die Genugthuung der Gerechtigkeit Gottes... bleibe, bis Gott alles in allem ist, der Gemeinde und Otingers Verbindungsgrund!“ Der Brief ist datiert vom 13. August 1735.

Aus diesem Schreiben blickt der Graf heraus, wie er leibt und lebt, der hochsinnige, energische, praktische und thatendurstige Arbeiter im Reiche Gottes, der sich über die Bedenklichkeiten und Skrupel eines Oetinger nur wundern und mit der Größe seiner Ziele sich und ihm darüber hinweghelfen zu können hoffte. Das gelang nun zwar nicht. Verstand und Herz, Wahrheit und Liebe stritten noch miteinander in Oetingers Seele. Den Eindruck des Briefes spiegeln folgende Worte wieder (an Bengel 30. August 1735): „Ein zartes Gemüt habe ich gegen Herrnhut, fürchte mich aber vor allen weit aussehenden Versprechungen; denn mich dünkt, Herr Graf nehme sich in Ansehung seiner Gemeinde zu viel heraus"; an Steinhofer (22. Sept.): „Herrnhut, wenn es mir die alten Ideen rege macht, erschüttert mich; wenn ich aber hoffe, mit neuem Herzen hinzugehen, zu sehen und nicht zu sehen, mich zu stoßen und nicht gerührt zu werden, so kann ich es wagen, des Herrn Grafen Bedingungen sind acceptabel." Aber die Antwort, die er wirklich gab, ist nicht bekannt. Sie scheint vorsichtig gelautet zu haben. Von Tübingen wandte er sich nicht nach Herrnhut, sondern wieder nach Leipzig, Klosterberga, wo Abt Steinmetz zuerst zu-, dann abriet, nach Herrnhut zu gehen, und nach Halle, wo er sich wieder zum Kollegienlesen entschloß. Im Anfang des Jahres 1736 kam es daher schon zu einer deutlicheren und schärferen Aussprache. Am 21. Februar schreibt Oetinger an Bengel: „Den Herrn Grafen aus jenem Grund (vermutlich wegen seines Eifers um die Sache Christi) so lieb haben und doch ein solches Mißtrauen müssen gebrauchen, daraus hernach so viel Verstellung entsteht, ist mir allzubitter. Ich habe diese Ursache meines Zurückstehens aufrichtig geschrieben und 2 Kor. 2 angeführt. Der Graf schrieb mir sogleich: ‚Ach, wie empfindlich der Sinn ist!' Er hätte mich fördern wollen durch Hilfe der Gemeine, bald zu einem Knecht Gottes ins Ganze ausgerüstet zu werden, es habe ihm aber an mir fehlgeschlagen, ich sei auf einem Irrwege. Es werde mich allezeit reuen, oder ich werde einen solchen Fall thun, daß mir Hören und Sehen vergehen dürfte; oder ich werde gar ein Laodizäer (vielleicht denkt er, ein Pfarrer) werden.

Er müsse des Herrn Gebot an mir thun, ob er schon nur Wasser in die Brunnen trage." —

So hatte also Zinzendorf schon schwereres Geschütz aufgeführt. Ötinger aber faßte sich ein Herz und schrieb am 23. Februar von Halle eine Erklärung an die Gemeinde Herrnhut und Baron Watteville (Zinzendorf war gerade verreist), worin er sich unzweideutig darüber ausspricht, warum er sich nach Halle zurückgezogen, statt nach Herrnhut zu kommen, daß sie nicht meinen sollen, er wäre aus Wissenslust auf eine Universität geflohen: „In dem Herrn, teuerste Gemeinde, insf. geliebter Br. Watteville! ... Ich habe zwar an den l. H. Grafen schon nach Ebersdorf geschrieben, aber ich muß noch ein und anderes hinzuthun, um zu versuchen, ob nicht die l. Brüder werden bewogen werden, meine Sache auf der guten Seite anzusehen und mich ihres Gebets und Gemeinschaft ferner zu würdigen. Gott ist mein Zeuge, der mir Glauben geschenkt ..., daß, wo ich in dem vielmal wiederholten Flehen zu Gott: prüfe und erfahre, wie ich's meine, finden könnte, daß mich etwas anders als die gegenwärtige Not meines Herzens ... gedrungen hätte, nach Halle zu gehen, ich gleich wieder, ungeachtet des Spotts über meine Unbeständigkeit, nach Herrnhut gehen wollte. In Herrnhut muß ich in viele Dinge hineingehen, welche mit sich bringen, dies und jenes zu untersuchen, ob es Gottes Wort gemäß ist oder nicht. In Halle kehre ich mich von allen Menschen, Meinungen, Beurteilungen der Personen und kirchlichen Dinge ab und traktiere mit etlichen Studierenden die Bibel und eigne die Sache nur unserem Herzen zu.... Euch, liebe und teure Gemeinde, hat der Herr für euch Gnade und Friede genug gegeben, und die, welche der Herr euch zuweiset, müssen es fühlen. Ich habe es auch geglaubt und gefühlt. Aber, m. L., mein jetziger Gemütszustand... kann weder von vielen, noch einzelnen Menschen recht und gewiß beurteilt werden. Darum muß ich auf den Herrn allein warten. Er wird in dem Innersten meiner Seele, wie er wirklich angefangen, sein Heil völlig kundmachen. Alsdann will ich, so der Herr will, als ein Brief Christi zu euch kommen und, gezäumt vom Herrn, dem Gesetz der Freiheit unter euch unterthan sein.... Ich bin in Liebe der Wunden Jesu Euer Bruder Ötinger."

Wie schwer dieser Schritt ihm geworden sein mag, ist aus dem Bisherigen zu ermessen. Und war etwa das Wanderleben ihm leichter und süßer, als die Möglichkeit, als ein dienendes Glied an ein Ganzes sich anzuschließen? Er seufzte einmal gegen Steinhofer: „Siehe mich armen Vaganten! Und wer hat mich dazu gemacht? Ich selbst?“ Dachte er aber an die Heimat? Da begehrte man ihn nicht. Seine Bücher empfahlen ihn nicht; sie galten für gefährlich, und das Konsistorium nahm sie ernst. Sah er aber seine Wirksamkeit in Halle an, so wurde er dort doch nicht recht warm. Er hielt übrigens aus, und im Sommer dieses Jahres (1736) fiel wieder eine Entscheidung. Der Graf besuchte ihn, der inzwischen, verbannt und flüchtig, viel gelitten hatte. Das war nur ein Grund mehr, freundlich und brüderlich ihm zu begegnen. „Gott behüte mich vor einer solchen Neutralität, die sich der Leidenden schämt:“ so schreibt er am 7. August an Bengel. Als aber der Graf in ihn drang, mit ihm nach „Liefland“ zu reisen, oder doch sein Gehilfe zu werden und theologische Handreichung zu thun, besonders in der Bibelforschung, vermochte er es nicht über sich, ihm zuzusagen. In demselben Briefe spricht er sich schon viel rückhaltloser über seine innere Stellung zu ihm aus: „Ich kann Ihnen sagen, daß ich zuckersüße Vergnügung an des Grafen kindlichem Hangen an Jesu und seinem Blute habe; weil er aber so viele Seltsamkeiten an sich hat, von den vielen Projekten doppelzüngig, ja beinahe doppelherzig wird, ob er schon im Grunde auf Jesum zielt, sich in seinen doppelten und viel Sinn habenden Worten rechtfertigt, daß er so und so nicht könne gesagt haben, wenn er's gesagt in die hörenden Ohren, weil es mit seinem Generalsinn nicht übereinkomme, da doch der Generalsinn durch Partikularobjekte, Vorteile zu seiner Sache so oft interessiert, determiniert wird, so macht er einem tausend Pein, wer um ihn ist. . . . Einen lieb haben, wie ich den Grafen, und doch so viele Ärgernisse: die Herrschsucht, die Zweideutigkeit u. s. w. (wenn gleich das Nebendinge sind) leiden, ist eine widerliche Pein.“ — Man darf nicht sagen, Ötinger urteile hier zu scharf oder ungerecht. Nicht nur hat thatsächlich der Graf der menschlichen Schwachheit seinen Tribut

auch zahlen müssen, sondern bei der Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Pläne und Projekte, dem unüberseh*bar* großen Verkehr mit Menschen aller Stände und Richtungen und den daraus erwachsenden Verpflichtungen und Rücksichten mußte er — mit den besten Absichten und Zwecken — das Los derjenigen teilen, die „in großen Geschäften machen", daß er als ein elastischer, ja wohl zweideutiger Charakter erscheinen konnte. Ötinger selbst dachte billig genug und sah klar genug, um sich das zurechtzulegen und den Grafen nicht an dem Maßstab der eigenen Individualität und seines andersartigen Berufs zu messen. „Ich sehe wohl," schreibt er ein Jahr später, „warum er ohne Bedenken handeln muß und durchfahren über Hohes und Tiefes, Feines und Grobes. *Aber das ist mein Weg nicht.*"

So erklärt es sich, daß er noch im nächsten Jahre 1737 wieder bereit war, sich der herrnhutischen Sache anzunehmen, ja sogar auf das *Los* es ankommen zu lassen, wogegen er früherhin immer entschieden protestiert hatte. Indessen gab ein rein äußerlicher Grund, seine schwächliche Leibesbeschaffenheit (Ötinger redete von einem „Übel der Hypochondrie und der Hinneigung zu einem Leibschaden"), zunächst den Ausschlag im verneinenden Sinne: mit dem Grafen zu *reisen* — und das war, so wie er es trieb, nicht jedermanns Sache — hätte er nicht vermocht. Was aber jetzt unterblieb, das unterblieb für immer, weil *Ötingers Weg sich nun anders ordnete* und lichtete. Die eigentliche endgültige und innere Scheidung und Lossagung von der Sache der Brüdergemeine und vom Grafen erfolgte erst in den *Amtsjahren* Ötingers; und sie erfolgte nicht wegen *persönlicher* Differenzen, sondern viel schwerer wogen je länger je mehr die prinzipiellen Unterschiede *in den christlichen Glaubens- und Lebensfragen*, worüber wir von ihm noch klaren Bescheid bekommen werden.

Ötinger war, wie wir sehen, ein umgetriebener Mensch. Er hatte, geistig betrachtet, nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Neben der so verwickelten Auseinandersetzung mit Zinzendorf waren es noch zwei Knoten, die er zu lösen hatte. Einesteils war dem über den dermaligen Stand des Kirchenwesens innerlich angefochtenen Kandidaten die Frage brennend geworden:

wie kann man ohne Verstoß gegen die Wahrheit und innere Überzeugung ein Glied und vollends ein Diener dieser Kirche sein? Andererseits verknüpfte sich von selbst damit die persönliche Lebensfrage: soll und kann ich Pfarrer werden oder lieber Medizin studieren? Mit beiden Fragen stand selbstverständlich im Zusammenhang die Auseinandersetzung mit der heimatlichen Kirchenbehörde. Der Weg aus dem Labyrinth war wirklich nicht leicht zu finden. Wir haben ihn noch auf diesen verschlungenen Gängen zu begleiten, bis der innerlich Heimatlose durch Gottes Führung zu seiner Ruhe, der unstete Kandidat in den stillen Wirkungskreis des heimatlichen Pfarrdienstes einkehrt. Wir dürfen uns hiebei kürzer fassen.

Als Oetinger sich von Herrnhut nach Leipzig zurückgezogen hatte, benützte er die ihm zu teil gewordene Stille zur Vollendung und Herausgabe einer Schrift, deren Gegenstand in seinem Gemüt von langher erwogen war. Der Titel lautet: „Die unerforschlichen Wege der Herunterlassung Gottes, in denen er sich nach den oft unechten Begriffen der Menschen richtet, dargelegt in dreien aus der französischen Sprache ins Deutsche übersetzten Lebensläufen“ 2c. Der zweite Teil: „Schriftmäßige Erwägungsgründe von Separatismus und Condescensus“ (oder von der Absonderung und langsamen Herunterlassung) wurde in Leipzig geschrieben. Die Entstehung dieser Schrift geht auf die seinerzeit in Tübingen mit dem geistvollen Professor Elias Camerer gepflogenen Gespräche zurück, welche die Frage zum Gegenstand hatten: ob im Fall eines obrigkeitlichen Verbots der Privatversammlungen der Vorgang der Apostel (Apostelg. 5, 29), wonach man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, gelten, also unter Umständen zur Absonderung von der Kirche geschritten werden müsse? Noch war ja nicht das ebenso milde wie kluge Generalreskript des Konsistorialpräsidenten Bilfinger ergangen, welches diesen Privatversammlungen in Württemberg eine gesegnete innerkirchliche Wirksamkeit ermöglichte. (Es kam im Jahre 1743 heraus.) Für Oetingers innere Stellung ist es bezeichnend, daß ihm diese Frage so lang und so schwer zu schaffen machte: „wie man doch zwischen dem blinden

Gehorsam gegen eine verfallene oder abweichende Kirche, die der Herr eine Hure heißt (Hosea 2, 1 und 3), und zwischen der allzufrühen Nachäffung des Trennungsgeistes ein rechtes Maß treffen und in diesen schlüpfrigen Zeiten gewisse Tritte thun möge, daß Liebe und Wahrheit ihr Recht behalten? „Was sollte ich thun?“ so schreibt er weiter (S. 8 des zweiten Teils), „die Stimme Gottes in mir konnte ich wohl zuweilen als einen vorbeigehenden Blitz unterscheiden; aber ich konnte noch nicht über alle Fälle richten, wie ich hörte nach Joh. 5, 30; denn ich konnte das Geräusch der aufsteigenden Gedanken noch nicht stillen.“ Die Frage war die, wie weit man bei dem Verfall der Kirche „in einer kirchlichen Gemeinschaft an der Unordnung mit tragen und sich nach dem, was man nicht ändern kann, richten und ‚herunterlassen‘ (wir würden sagen: akkommodieren) solle? oder ob und wie ferne es besser sei, nach dem Exempel des Ausgangs der Abelischen von den Kainischen, Abrahams von den Chaldäern, der apostolischen von der jüdischen (Apostelg. 16, 9), der Protestanten von der papistischen Kirche sich zu separieren, so oft eine fromme Stadt nach Jes. 1, 21 zur Hure geworden ist.“ Mit großem Fleiß und unbestechlicher Gewissenhaftigkeit erwägt er nun die Gründe für und wider, um schließlich doch nicht — was ja auch nicht möglich — eine prinzipielle Entscheidung zu treffen und die Frage ins allgemeine zu lösen, sondern den Austrag der Schwierigkeit und des Widerstreits in das einzelne Subjekt und seine innere Verfassung zu legen. Sein letztes Resultat ist dieses: „Allein die Heiligen, die mit aller Gottesfülle erfüllt sind, und die Länge, Breite, Tiefe und Höhe und darin das Gesetz der Freiheit durchschaut haben, haben gleiches Recht, bald nach dem Grund der Absonderung, bald nach dem Grund der Herunterlassung zu handeln, weil nicht sie es sind, sondern ihres Vaters und ihres Jesu Geist, der sich in ihnen herunterläßt oder die Absonderung angiebt. ... Welche aber den Geist Gottes nicht haben, weil sie noch im gesetzlichen Dogmatisieren bestehen ..., in diesen ist die Absonderung nichts als ein Eifer für den Herrn, womit sie ihn versuchen ..., und die Herablassung nichts als eine

unzeitige Liebe ohne Licht und Weisheit." Man könnte sagen: damit sei eigentlich nichts entschieden, der Knoten zerhauen, statt gelöst. Aber Ötinger hat doch recht. Allgemein gültige Normen lassen sich über solche Gewissensfragen nicht aufstellen. Der Wert einer solchen gründlichen Untersuchung besteht nicht in einer festen Formel, sondern in der treuen und redlichen Durcharbeitung der Fragen und Schwierigkeiten. Damit hat Ötinger sich und andern den größten Dienst gethan. Es ist merkwürdig, wie nahe sich in dem und jenem Gedanken Ötinger mit dem genialen, aber — im Gegensatz zu ihm — immer schärfer statt milder gewordenen Bußprediger Kierkegaard berührt. So z. B. in dem wichtigen Gedanken: wenn man noch nicht gesessen und die Kosten der Absonderung gehörig überschlagen habe und unter der Last noch gebückt einhergehe, bis man stark sei, und bekenne, daß man noch nicht soviel Wahrheit in sich habe, das, was zur Absonderung und zum Zeugnis über die falsche Kirche gehöre, auszuführen, bis der Herr selbst die Gelegenheit schicke: dann sei dies keine falsche, eigenmächtige Herunterlassung, sondern ein Verweilen in dem alten Schlauch, bis der neue fertig ist, oder ein Bleiben in Satans Schule, wobei man teils bekennt, daß man die Gemeinschaft nicht für wahrhaftig halte, teils dawider zeugt. — Ötinger hat es auch im Amte so gehalten. Seine Predigten legen Zeugnis hievon ab und er hat in seiner Führung des Berufs beides bewiesen, daß man zugleich in und an der Kirche wirken und doch wider ihre Schäden zeugen könne. „Menschentage" darf man bei dieser inneren Stellung dann freilich nicht begehren und wird sie nicht finden. Das bezeugen besonders seine Weinsberger Amtsjahre. Man darf aber ganz im allgemeinen sagen: jeder Geistliche ist mehr oder weniger in ähnlicher Lage und wird nicht fehlgehen, wenn er den Spuren Ötingers folgt.*)

*) Wie nüchtern Ötinger allmählich über den Separatismus urteilen lernte, das geht aus folgenden Worten einer Predigt (Herrenb. Pred. II, S. 547 f.) hervor: „Der neue Bund oder die Anstalt Jesu zur Gerechtigkeit ist keine Last, sondern seiner Natur nach lauter Freiheit, Lieblichkeit und der Schöpfung, da alles noch gut war, sehr ähnlich. Weil aber die

Mit dieser Schrift hat Ötinger ein stille Abrechnung mit sich selbst gehalten; nicht verschwiegen hat er in seinem Schlußwort, daß die Brüdergemeine — trotz der entdeckten Flecken und Schatten es ihm innerlich angethan habe. — Fertig und klar war er für sich selber noch nicht; aus dem Schluß der Schrift klingt mehr ein stilles Seufzen und ein sehnendes Hoffen, als ein sicheres Haben heraus.

So wußte er in der That für sich selbst nicht mehr bestimmt, ob er den geistlichen Beruf festhalten oder noch den medizinischen wählen solle. Diener Jesu war er und wollte er sein, so wie so. Deshalb war er mit diesem Zweifel dem innersten Zuge seines Herzens und dem in Bebenhausen auf den Knieen gefaßten Entschluß nicht untreu geworden. Aber die Frage war die, ob er je eine seinem so geschärften Gewissen genügende kirchliche Stellung finden konnte? Man muß nur, um eine solche Vertauschung des Studiums und Berufs sich zurechtzulegen, von den heutigen Verhältnissen mit ihrer strengen Scheidung der Berufsarten, ihrer durchgängigen und

Menge sich zum Christentum geschlagen, so konnte es jetzt nicht mehr so bleiben, wie es Jesus eingesetzt, es mußte wieder eine jüdische Last für die Gläubigen werden ... Da ist niemand schuld, als daß der Satan Unkraut unter den Weizen gesäet und daß man um der Menge willen beides muß wachsen lassen. — Wer sich als ein eigensinniger, selbstgewachsener Separatist einfallen läßt, die allgemeine Anstalt, da das Zivilregiment sich ins Göttliche vermengt, zu tadeln: der afterredet das Gesetz und richtet das Gesetz, er richtet nach dem Ansehen, nicht nach der Sache, er versteht die öffentlichen Anstalten Gottes nicht zum allgemeinen Besten. O wie gut wäre es, er demütigte sich darunter und als ein Hausvater machte er in seinem eigenen Haus eine Anstalt, das Wort Gottes morgens, mittags und abends in wahrer Einfalt zu treiben und der kirchlichen oder öffentlichen Verfassungen sich, soviel er in der Liebe verbunden ist, zu bedienen!" Er giebt in derselben Predigt offen zu, daß „die äußerliche Anstalt der Kirche nicht sowohl auf Freiheit und Liebe, als auf bürgerlichen Zwang und notgedrungene Ordnungen, womit die Menge regiert werden muß, hinausläuft." Aber „hier ist nun nichts zu thun, als sich an das Innerliche halten und sich die äußeren Zwangsmittel der Menge nicht irren lassen." — Man bedenke übrigens, daß das vor 150 Jahren gesagt ist! Heutzutage ist von der Vermengung des Bürgerlichen und Kirchlichen, sowie von den „Zwangsmitteln" das Meiste weggefallen und der Freiheit in der Kirche eine Gasse gemacht.

ausgebildeten Arbeitsteilung absehen. Damals durfte man einen solchen Wechsel nicht so schwer nehmen. War doch jener Dr. Kämpf, bei dem Oetinger sich in Homburg vor der Höhe so lange aufhielt, selbst später Hofprediger und Konsistorialrat bei einer gräflichen Herrschaft. Es kamen noch andere Umstände dazu, die Oetinger bestimmten, sich tiefer damit einzulassen. Einmal war es sein vielseitiger Geist, der ihn trieb, schon in Halle neben seinen Vorlesungen medizinischen Studien obzuliegen, sodann ist kein Beruf dem des Seelsorgers so nahe verwandt, ja verschwistert, wie der eines Arztes, wenn derselbe als Dienst an der leidenden Menschheit gefaßt wird — sind doch von alters her die Priester auch zugleich Ärzte gewesen. — Ferner hat Oetinger gewiß auch an den medizinischen Studien seines jüngeren Bruders den lebhaftesten Anteil genommen und endlich handelte es sich für ihn, wie aus seinem Briefwechsel hervorgeht, bei seinem Besuch bei Dr. Kämpf speziell um ein persönliches Bedürfnis: er kam zur Kur zu ihm. An Bengel schreibt er unterm 16. April von Frankfurt aus: „Mit mir hat sich's soweit ausgefunden, daß ich, meiner Gesundheit abzuwarten, bei Dr. Kämpf, der aus Zweibrücken gejagt ist, eine Kur in Homburg ... brauchen soll." Dieser merkwürdige, begabte Mann, auch ein Originalmensch, zog ihn nach der Regel „gleich und gleich gesellt sich gern", besonders kräftig an. Er erzählt von ihm: „Bei diesem lernte ich nicht nur die Praxis der Medizin bei drei Vierteljahr — indem alle Morgen um acht Uhr eine Menge Kranke zu ihm kamen, da wir denn als seine Zuhörer (also wie die Studenten in einer Universitätsklinik) die Indikationen (d. h. die Anzeichen der betr. Krankheiten) formieren und von ihm hören mußten, wie die Rezepte darnach einzurichten seien — sondern ich war auch sonst um anderer Ursachen willen gern bei ihm, weil er sehr viele Kasus von aller Art in Bereitschaft hatte zu erzählen." Es gab also jedenfalls bei diesem lebendigen und keineswegs oberflächlichen Konversationslexikon viel zu lernen. Wie er im Geistesaustausch mit ihm auch Gelegenheit bekam, sich über seinen Weg und Beruf klarer zu werden und an der inneren Gründung für später zu arbeiten, davon legen folgende Aufzeichnungen Zeugnis

ab: „Er veranlaßte mich, bei ihm zu bleiben und die Theologie mit der Medizin zu vertauschen; ich aber war noch ungewiß, was ich thun sollte. Die Zweifel, welche ich im Kirchendienst zu überwinden hatte, sah ich voraus, beantwortete sie wohl theoretisch, sorgte aber, in Praxi würden sie mir mehr zu thun machen.“ Entschiedener gestaltete sich ihre Aussprache über die prinzipielle Frage, was von der Kirche zu halten sei. Dr. Kämpf war ein entschlossener Separatist, ein Haupt der Inspirierten. Da zeigte es sich denn, daß Oetinger nicht umsonst gelernt und geforscht, gelitten und gestritten hatte. „Seinen Gründen, mich von der lutherischen Kirche, als einem Babel zu separieren, hielt ich nicht nur mein Buch von der Herunterlassung Gottes entgegen, sondern auch Bengels Jus publicum divinum (öffentliches göttliches Recht) aus der Apokalypse. Was mit mir in jüngeren Jahren wegen der Inspiration vorgegangen, das ließ mir nicht zu, mich seinen Beredungen preiszugeben. Ich hingegen legte ihm die Gründe des Bengelschen Systems so klar vor Augen, daß er einmal sagte: „Hören Sie auf zu reden, Sie wollen mich aus meiner ganzen Führung herausrücken.“ Bengels Gründe seien sehr triftig — er gestand es — aber sie streiten wider seine schon gefaßte Positur der Gedanken. Also ließ ich ihn gehen und wir blieben im Frieden beisammen.“ Hier hatte also der gelehrte und selbständige Mann seinen Meister gefunden. — Oetinger hatte sozusagen auch bei ihm ausgelernt, wie bei den andern Meistern und ihren Schulen. Der Ertrag war immer derselbe: „Laß nur deinen Stern dich leiten!“

Aber das war nun die Frage: Leuchtete dieser Stern denn helle genug, um den Pfad, den er nun einschlagen sollte, zu bescheinen? Der Kreis der Möglichkeiten war sozusagen erschöpft, die Welt durchgangen, die Sehenswürdigkeiten im Gebiet des Geistes besichtigt: alles drängte zur Heimkehr. Was hatte er nun gelernt und gewonnen? was war der Ertrag seiner Wanderjahre im großen und ganzen? Es sind uns auch hierüber von ihm selber Zeugnisse aufbehalten. Ergreifend sind sie, weil sie beweisen, wie viel ungelöste Fragen, unausgeglichene Widersprüche er von der Reise mit nach Hause trug;

erhebend aber sind sie, weil sie zeigen, daß er sich hoch über das Niveau seiner Zeit aufgeschwungen und eine selbständige Stellung errungen hatte. „Endlich (nach etwa dreiviertel Jahren), schreibt er, als ich die medizinische Praxis eingesehen, dachte ich wieder ins Vaterland zu reisen, weil ich doch keine gegründete Einigkeit unter allen auswärtigen Gemeinschaften antreffen konnte. Ich fand nirgends, daß jemand auf die Grundideen der Apostel und Propheten seine Gewißheit baute, sondern daß jeder allein auf der Führung Gottes nach dem zu seinem Standpunkt herabgebogenen Sinn der Schrift bestand. Dies ließ ich ihnen für ihre Person gelten, aber mich konnte es nicht beruhigen." Dafür war ihm aber eine selbständige Erkenntnis erwachsen, welche die Standpunkte überragt, die er kennen gelernt hatte: „Ich mußte drei Säulen haben, auf welchen mein Gebäude ruhen konnte, nämlich 1. die Grundweisheit, welche ich aus der Sozietät (d. h. hier der menschlichen Geistesgemeinschaft) und aus der Natur vernahm (das ist eben der sensus communis, das allgemeine Wahrheitsgefühl); 2. den Sinn und Geist der heiligen Schrift; 3. die Führungen Gottes mit mir nach diesem Grunde." So hatten sich ihm allmählich die Umrisse und Grundrisse einer soliden Welt- und Lebensanschauung ausgestaltet, die ihm durchs Leben treu geblieben sind, die uns bei ihm immer wieder begegnen.

„Ich bin ein Proteus," schreibt er im April 1737 an Steinhofer: „dem eines wie alles ist" — damit vergleicht er sich mit einer mythologischen Figur, welche sich in alle möglichen Gestalten verwandeln konnte. — „Bald werde ich zweifelhaft, ob es ins Ganze anders möglich sei bei einem Menschen, dessen Bildung des Körpers so beschaffen ist, wie die meinige, als Wohnung eines sorgenvollen Geistes (Weish. 9, 15). Die Einfalt überlegt weder allzuviel, noch allzuwenig, sondern sieht in allem geradewegs auf Gott: ich aber sehe noch nicht ... in allem auf Gott, sondern stelle mich, nach der Regel der Weite und Enge, in alle guten und gutgesinnten Menschen hinein, indem ich aller Last trage und schmecke und auf diese Art aus dem Menschen heraus in jedem Menschen urteile, um nicht ein solcher zu werden, der die Person ansieht

(d. h. parteiisch wird und ungerecht urteilt) und sich gegen die Regel der Billigkeit: was du willst, daß man dir thue 2c. versündigt." Ötinger hätte sich selbst nicht treffender porträtieren können, als er hier thut. Aber andererseits wollte er um keinen Preis der Wahrheit etwas vergeben: „Glaube mir," heißt es in demselben Brief, „daß, obgleich ich die tausenderlei Bildungen des Proteus aus Erfahrung kenne, ich doch lieber das Leben, als die Heiligkeit und Reinigkeit der Wahrheit ... dahinten lasse, obgleich ich durch Gefälligkeit allen zu unterliegen scheine." Solch eine Geistesverfassung bringt gewiß etwas ungemein Anstrengendes mit sich. Der Dienst der Wahrheit ist „ein strenger Dienst." Aber Ötinger konnte davon sagen: „Er hat mich nie gereut." Wenn es sich aber nun darum handelte, wie er für seine Person seines Weges gewiß werden sollte, so ließ ihn der Herr nicht ohne Winke und Weisungen dahingehen. Schon war er innerlich so weit, daß er, wenn nicht mit der äußeren Wahl der Wege, so doch mit seinem Gott in jedem Falle im Reinen war, wie er im Januar 1737 an Steinhofer schreibt: „Ich bekam ... einen wunderschönen, ruhigen Eindruck, daraus ich gewiß war, weil ich in Herrnhut, Württemberg oder Halle (d. h. welches dieser drei Arbeitsfelder auch er gesucht und gefunden hätte — in Halle vermutlich eine Professur —) nicht mich, sondern den Herrn meinen würde, so lasse sich der Herr gefallen, welches ich wählen würde, und sei kein närrischer Vorwürfemacher hintennach." Es wird wohl jeder, der je schon vor wichtigen Entscheidungen im Leben gestanden, die beruhigende Kraft einer solchen Empfindung gefühlt und erprobt haben. Da ist dann die Grundlage gegeben, auf welcher weitere Winke und Weisungen erfolgen können. Von ganz verschiedenen Seiten wurden Ötinger solche zu teil, immer aber so, daß er sie als von oben kommend annehmen durfte. Es mußten sogar die Inspirierten sein, durch deren Mund die ewige Weisheit zu ihm sprach. Bei Dr. Kämpf wurde er in einer ihrer Versammlungen folgendermaßen apostrophiert:

„Höre auch du, Ötinger, das Wort der ewigen Liebe, welche spricht: Warum läufst du so lange in deinem Gutmeinen

und klugen Sinn herum und willst nicht recht in deinen geistlich scheinenden und doch eigenen Wegen ermüden, daß deine Seele von den Listigkeiten, Umschweifereien und falschen Schlangenklugheiten möchte gereinigt werden und du die Tiefe des Satans, die auch noch in deinem Geiste tief verborgen ist, nicht nur erkennen, sondern auch davon möchtest gereinigt werden? — daher noch so viel Skrupulierens, Diskurrierens, Disputierens und Phantasierens unter dem besten Schein vorhanden ist. — Wohlan, wer Lust hat, mit in dieses reine Liebes- und Bruderband einverleibt zu werden, der muß werden so klein als die Kinder.... Geschieht dies, so wird die göttliche Größe im Kindessinn sich beweisen als eine Kraft des Herrn. Da wird man Augensalbe bekommen, einzusehen, was man jetzt nicht siehet. O darum brechet euren Willen und lasset denselben brechen!" Diese im Prophetenton ergangene Stimme hat gewiß auf Ötinger Eindruck gemacht. Aber nicht in dem Sinne, wie die Inspirierten wollten: Sie meinten eine Einladung in ihren „Liebes- und Bruderbund" an ihn ergehen zu lassen, er verstand es als Mahnung zur Ruhe, zur Einkehr, zur Einfalt, die er auch durch die Rückkehr in die Stille der Heimat bethätigen konnte.

Eine andere Stimme, die er schon in Leipzig vernommen und die noch tiefer bei ihm einschlug, wies ihn aber noch viel entschiedener auf diese Bahn. Dort hatte er den gelehrten Herrn Wachter aufgesucht, von dem ihm Professor Canz mit größter Hochachtung gesprochen, einem Mann, dem die äußere und innere Unabhängigkeit über alles ging. Von diesem — für diese Frage also gewiß unverdächtigen Berater — bekam er in Sachen der Berufswahl einen ihn überraschenden Bescheid. Ötinger erzählt: „Er fragte mich, warum ich keine Dienste annehmen wollte in meinem Vaterlande. Ich sprach: weil man gezwungene Dinge wider die Wahrheit thun muß. O, sprach er, spiegeln Sie sich doch in mir. So wollte ich auch leben. Ich bin nun alt und kann es nicht mehr ändern; aber Sie können es. Ich sehe dazu, daß Sie guten Mutes sind und ein fröhlich Herz haben. Schade! Schade! wenn Sie in meine Fußstapfen treten. Ich warne Sie. Nehmen Sie doch ordentliche Dienste an, sonst wird es Sie reuen, wie mich auch." —

Zum Schluß wiederholte er es, es sei besser, die gemeinen Wege zu gehen und sich Gott da brauchbarer darzustellen, als in eigener Abgeschiedenheit. „Dies drang mir sehr zu Herzen und fiel mir oft und absonderlich hier (in Homburg bei den Separierten) ein," bezeugt Oetinger ausdrücklich.

So neigte das Zünglein der Wage zur Rückkehr ins Vaterland und — in den Kirchendienst. Nur eins war ihm klar und machte ihm Pein: er müsse in innere Widersprüche hinein und durch sie hindurch. Diese Sorge kann er nur auf den Herrn werfen und ihm sein Herz in den ergreifenden Worten ausschütten: „Ich sprach zu meinem Gott: was soll ich thun? Ich weiß nicht, was das Beste ist; führe du mich! Ich halte die Schmach Christi für größern Reichtum, als die Schätze Ägyptens. Ich weiß, es wird mich gereuen, daß ich diesen Entschluß gefaßt. ... Wem soll ich folgen? Gehe ich ins Leiden der kontradiktorischen Arbeit (d. h. der Arbeit mit innerem Widerspruch), so wird es mich gereuen; aber, o Gott in Christo Jesu, höre mein Winseln und Seufzen alsdann nicht, sondern führe du mich nach deinem Rat, der Herrlichkeit nach." —

„Mit dieser Fassung" reiste er nach Haus und traf im Juni 1737 in Stuttgart ein. Wer den Wanderer und Wahrheitssucher auf diesen Pfaden begleitet hat, vermag etwas von dem tiefen Lied nachzuempfinden, das offenbar den Niederschlag seiner eigensten Erfahrungen darstellt, und von dem hier einige Strophen folgen mögen:

Du hältst uns dennoch an der Hand Bei allem Eigenwillen;
Du machst, daß man bei jedem Stand Kann deinen Rat erfüllen. — —

Wer Gott vertraut, der lebt allein Von dem, was Gott verheißen,
Muß er gleich manche Hoffnungspein Im Aufenthalt verbeißen;
Muß er vor manchem Scheideweg In Zweifelsschmerzen hangen —
Im Augenblick find't sich ein Steg: Gott selbst stillt sein Verlangen.

Ein Punkt von Gottes hoher Kraft, Womit er uns berühret,
Womit er alles wirklich schafft Und aus dem Staube führet.
Ist's was auch viele lange Jahr' In einer Stund' er setzet,
Und, wenn ein Herz bekümmert war, Mit Lebenslicht ergötzet.

Drum über alles lernt die Kunst, Mit Weisheit zu verweilen,
Dem Augenblick von Gottes Gunst Nicht sorglich vorzueilen!
Gott selber will uns alles sein In jeglicher Minute;
Wer das nicht glaubt, folgt leerem Schein Und thut sich nichts zu gute.

V. Eintritt ins Amt und Gründung des Hausstandes.

„Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen!“ Rückert.

1. Ötinger stand nun an den Pforten der heimatlichen Kirche als ein Bittender. Er war keineswegs willkommen oder mit offenen Armen aufgenommen. In der Selbstbiographie drückt er sich darüber summarisch folgendermaßen aus: „Weil mich das Konsistorium wegen meiner Bücher von der Herunterlassung und wegen anderer Sorglichkeiten über mich gerne zum drittenmal aus dem Vaterland hätte reisen sehen, so präsentierte ich mich, sagend, ich hätte allenfalls (d. h. für alle Fälle) Medizin studiert. Wenn mich die Herren Antistites (Vorgesetzten) für suspekt (verdächtig) hielten, so möchten sie mich selbst zur Medizin verweisen. Allein sie gaben keinen positiven Ausschlag. Und so ging ich denn nach Tübingen in meiner Ordnung als Repetent, und nahm endlich (im Jahre 1738, weil ich mich anfangs vor weitläufen Bedienstungen gefürchtet), anstatt des Göppinger (den brieflichen Mitteilungen nach zu schließen auch des Uracher) Diakonats die kleine Pfarrei Hirsau (bei Calw) an. ... Ich sah auf meinen Reisen wenig Einigkeit unter den Frommen und Gelehrten, und dachte endlich, ich hätte mehr Freiheit, auf einer kleinen Pfarrei der Wahrheit nachzuspüren....“

Die Korrespondenz aus dieser Zeit läßt uns diesen kurzen Bericht durch interessante Einzelheiten ergänzen. Der „verdächtige“ Kandidat hatte über das, was er gethan, d. h. geschrieben, und über das, was er thun wolle, manches Verhör

auszustehen. Es war auch lange ungewiß, welchen Ausgang seine Sache nehmen werde. Die Fragen, um die es sich handelte, waren einmal die Stellung zum Kirchenwesen überhaupt, sodann die Verpflichtung auf die Symbole. Ötinger teilt davon folgendes mit: Der Prälat Tafinger besprach mit ihm sein Büchlein „von der Herunterlassung". Er stellte das Entweder-oder: „Unsere Kirche ist entweder die wahre oder die falsche: ist sie die wahre, so bedarf es keiner Herunterlassung; ist sie aber eine falsche, so sagen Sie nur, Sie passen nicht in unsere Gesellschaft." Ötinger gab die treffende Antwort, er wolle sich nicht aufs Widersprechen einlassen, sondern aufs Ausweichen; übrigens gebe es ein Drittes. Mit diesem freimütigen Bescheid hatte er ohne Zweifel recht. Er mußte nun in einer Denkschrift sich näher erklären. Darin sagte er, es sei ihm alles eins hinsichtlich des Geistes: der Maßstab sei für ihn der: „was mich an der Einfalt hindert, fliehe ich; was mich fördert, ergreife ich; was mich stehen läßt, lasse ich auch stehen." Die Erklärung scheint teilweise Anklang gefunden zu haben. Eine gewichtige Stimme empfahl, man solle im Konsistorium ihn doch so beurteilen, daß, so aufrichtig er im gemeinen Leben handle, er auch handeln könne in der Kirche. — Die andere, die Verpflichtungsfrage, hatte Ötinger selbst aufgeworfen, indem er sich „einen weiten Spielraum in der Erklärung der kirchlichen Konstitutionen" ausbat, je mehr er „freiwillig der Schrift gegenüber akkurat" sei: er könne die Verpflichtungsformel auf die Bekenntnisse nicht anders unterschreiben, als auch Spener für richtig erklärt: „Die Symbole binden mich an die Schrift." Bekanntlich giebt es eine strengere und eine mildere Formel. Jene besagt, daß man die Symbole als Regel des Glaubens und der Lehre annehme, weil sie mit der hl. Schrift übereinstimmen, diese aber, man nehme sie an, soweit sie mit ihr harmonieren. Ötinger meinte nun, beides laufe im Grunde auf dasselbe hinaus, womit er, ideell angesehen, nicht unrecht hat: praktisch ist aber der Standpunkt gegenüber den Symbolen denn doch ein freierer. Dieser Punkt scheint indessen weiter keine Schwierigkeiten verursacht zu haben.

Der Gang der Angelegenheit war übrigens kein einfacher und glatter. An Bengel schreibt er unterm 18. Juli 1737: „Ich habe nun meinen Seelenzustand dem Konsistorium vorgelegt, und zwar disjunktiv (d. h. ihm die Wahl freistellend, ob es ihn für das Pfarramt verwenden wolle und könne, oder nicht, in welchem Falle die Medizin ihm offen stünde). Dasselbe bringt jetzt im Geheimen Rate an, entlassen zu werden ohne Ersatz der Kosten. Der Geheime Rat ist geneigt, mich beizubehalten — es ist aber ungewiß, ob's geschehen werde. In meinem Gewissen ist noch ein Hang zum Pfarramte; allein ich bin auch ganz vergnügt im entgegengesetzten Fall und habe alles Leben gänzlich aufgegeben, daß es der Herr sich eigen mache." — An denselben schreibt er, wohl um dieselbe Zeit, aber schon mit mehr innerer Unruhe: „Dr. Weißmann bringt in mich mit dem Rate, ins Stipendium (Stift) zu gehen in der Ordnung (also noch einmal Repetent in Tübingen zu werden!). Ohne Beruf kann ich in der Medizin nichts thun, habe auch nicht innerliche Neigung mehr dazu." Dann fragt er ihn um Rat, was er thun soll, ob noch einmal dem Konsistorium — das noch zögerte — eine Erklärung eingeben oder im Stift in Tübingen das Weitere abwarten? Bengel scheint keinen entscheidenden Rat gegeben zu haben. Ötinger that das Einzige, was möglich und richtig war: er ging noch einmal ins Stipendium in Tübingen und schrieb bald von da an Bengel: „Nun will ich von Herzen mein Kreuz tragen. . . . Ich habe schon heute Lokus (Repetition) gehalten von dem ewigen Leben und Tod." Und einige Wochen später schreibt er an Steinhofer: „Weiter ist noch nichts ausgemacht. Wünsche, daß mein medizinischer Vorschlag wäre unterblieben. Ich hätte sollen unumwunden sagen, ich wolle ins Amt."

Diese Notizen über den Gang der Angelegenheit lassen durchblicken, daß ihr eine Zeit lang ein kritischer Ausgang drohte. Das Anbringen des Konsistoriums an den Geh. Rat ist mehr als bedenklich: Im Fall der Entlassung ohne Ersatz der Kosten (der Verpflegung im niederen und höheren Seminar) wäre er aufs Trockene gesetzt gewesen — wenn er nicht wieder nach Herrnhut sich wandte. Der Kostenersatz hätte ihn vollends in Verlegen-

heit gebracht. Denn Ötinger war, was beiläufig doch erwähnt werden muß, offenbar sehr gleichgültig gegen den irdischen Besitz. An Bengel schrieb er im Jahre 1736: „Den vierten Teil meines väterlichen Erbguts habe ich den Meinigen überlassen, weil es größtenteils aus illiquiden (nicht flüssigen) Schuldigkeiten besteht; beinahe den dritten Teil habe ich unter Bittende verteilt; einen Teil habe ich auf verschiedene Dinge verwendet; es ist kaum noch etwas zu 1000 Thaler übrig." Wie viel mag er wohl von der Reise zurückgebracht haben? Jedenfalls, das sehen wir, war dies ihm die geringste Sorge. Der Wille Gottes ging ihm über alles und nun ebnete sich auch sein Weg. Es scheint, daß gerade der freiwillige Rücktritt in den Repetentenstand — in dem gewiß der fast sechsunddreißigjährige Mann als ehrwürdiger Senior figurierte — gegenüber der Behörde die wirksamste Erklärung war, daß er nicht nur mit seinen Bedenklichkeiten Bedingungen stellen und Schwierigkeiten machen, sondern auch in die Ordnung sich fügen könne. Er war thatsächlich wieder in die Laufbahn aufgenommen und hatte nur abzuwarten, bis eine geeignete feste Stelle sich für ihn aufthat. Als es dazu kam — im Anfang des nächsten Jahres — war man im Konsistorium voller Entgegenkommen und Freundlichkeit gegen ihn und bot ihm eine günstigere Stelle an, als er gewählt hatte. Inzwischen — im Herbst 1737 — war auch Bilfinger Konsistorialpräsident geworden, der ihn nur schätzen konnte, weil er ihn kannte.

Im Februar 1737 wurde er auf die Pfarrei Hirsau „konfirmiert", die er offenbar — aus obigem Grunde, um der Wahrheit gesammelter und tiefer „nachzuspüren" — mehreren städtischen Bedienstungen, z. B. in Sulz, Göppingen und Urach, vorgezogen hatte.

Die Tübinger Übergangszeit, ein volles Halbjahr, war nach mehreren Richtungen sehr wertvoll für ihn. Es war eine Zeit der Sammlung und Beruhigung, die dem ermüdeten Geist wohlthat, eine Zeit der Eingewöhnung in die heimatlichen Verhältnisse und was wohl für seinen inneren Menschen das Wichtigste war — der Vertiefung in Luthers Schriften. Da fand er, was er suchte und was er brauchte, Kraft und Saft gesunder evangelischer Wahrheit. Er schreibt davon an Steinhofer: „O

wie kommt mir Luther zu statten, daß ich endlich aus meiner Vernunft (d. h. wohl aus meinem Grübeln) komme! Luther, nicht als ein Mensch, sondern als ein geistlich gesinnter und nüchterner, unerschrockener Mann, ist mir alle Tage wie Balsam und wie Tau in der Hitze. O wie schwer und wie leicht, keusch werden in der Wahrheit .... Das Schreien des Geistes, wie er das Sündengeschrei überschreit ...., erfahr' ich, da lern' ich Gewißheit und bleibe auf dem Kampfplatz stehen, und meine Feinde gehen durch vor dem Weben des Lichts, in demütigem und festem Herzen aus Gnaden gefaßt." — Gleichzeitig fährt er in den Unterredungen mit den Brüdern fort, wie in der ersten Repetentenzeit, und weiß von viel Segen und Fortschritt zu berichten: „Unsere Sache geht hier gut: die Seelen kriegen guten Grund und werden heiter ...."

2. Diese Monate waren aber noch für das persönliche Leben Ötingers von grundlegender Wichtigkeit. Der Entschluß zum Eintritt in den Ehestand und die Wahl der Lebensgefährtin wurde in ihnen festgestellt. Ötinger nahm die Sache sehr ernst. Er war über die Jahre hinaus, worin man sich blind verliebt und verliert. Aber nicht nur das: er war lange Zeit zum ehelosen Stande entschlossen gewesen, teils in Anbetracht der Zeichen der Zeit, auf die er die Regel 1 Kor. 7, 26 anwenden zu sollen meinte — so fragt er einmal Bengel: „Wie sehen Sie die Fortschritte der Türken an? Ist es denn dieser Zeit gut heiraten?" — teils in Anbetracht seiner Gesundheitsumstände. So mußten deutliche Winke und Weisungen an ihn herantreten, bis er diesen Entschluß änderte. Was auch hiezu mitgewirkt haben mag, teils der Rat Bengels, teils wohl auch die Besserung seines Befindens — sicher ist, daß es ihm allmählich zur Gewißheit wurde, daß er sich nach einer Lebensgefährtin umzusehen habe. Seine Briefe aus dieser Zeit beweisen, wie ernst und innig er hierüber mit Gott zu Rate ging. Deshalb war auch seine Wahl gesegnet. Wenn man die zahlreichen diesbezüglichen Äußerungen aus seiner Korrespondenz liest, so muß man nur über eines erstaunen: die beispiellose Willenlosigkeit, die er gegenüber dem, was Gottes Wille und Schickung ist oder sein könnte, fort und fort behauptet.

Er hat mit der inneren Fassung, von der er in dem oben angeführten Liede Zeugnis giebt, bei sich selbst vollen Ernst gemacht. Das war um so größer, als er durch viele Möglichkeiten und Schwierigkeiten hindurchgehen mußte, bis er seine Gattin fand. Zuerst war die Frage: welche soll es sein? eine Tochter Bengels oder die eines Pfarrers Köpke oder die Tochter des Stadtschreibers Linsenmann in Urach kam in Betracht. Dann, als die Umstände für die letztere entschieden, so war für diese ein Konkurrent, ein Freund Ötingers, vorhanden, gegen den zurückzutreten der selbstlose Ötinger für Pflicht hielt! Schließlich wurde für ihn, nicht von ihm entschieden. Der Vater und die Tochter wollten ihn haben. Nur einiges aus den diesbezüglichen Überlegungen und Verhandlungen möge hier stehen: an Bengel schreibt er im November 1737: „Dem Herrn Ratschreiber habe ich meine Gesinnung gesagt, daß ich nicht nach Neigung, sondern nach Gottes Rat handle. Ich bin überzeugt, daß diejenige mit einer großen göttlichen Liebe geliebt sein müsse, die es mit meinen hypochondrischen Grillen wagen will." Im Dezember: „Er (Köstlin) ist neu auf die Linsenmännin gekommen, weil ich schon mit ihm dageweſen. Ich lasse mir's gefallen und schreibe in seinem Namen nach Urach, stelle es aber doch ihnen heim, ob sie mich, einen Hypochondristen, lieber wollen, als K(östlin). Ich verzichte von Herzen." Einige Tage nachher: „Es war mir schon neulich um und um wohl, als Köstlin schrieb, er wolle die Linsenmännin und von K(öpken) abstehen. Allein was geschieht? Herr Stadtschreiber schreibt, wenn er die Wahl habe zwischen mir und K., so reflektiere er auf mich und lasse sich alle meine Affekten nicht irren. Er sehe aufs Gemüt. Sie ist in Gott gelassen. Deswegen ladet er mich ein, um die Sache in meiner Gegenwart zu verabreden, zu ihm zu kommen. Ich gehe also heute nach Urach, mit tiefer Beugung vor dem himmlischen Vater, daß er mit seiner starken Kraft mich toten Wurm in allen Gedanken regiere. Ihr Wort soll mich erinnern, daß ich wider mich handle, damit ich etwa frei werde. Wo aber nicht, weil ich schon ehemal gesagt, wenn's Herr Vetters (Bengels) Tochter nicht sei, so könne ich L(insenmännin) nehmen, und sie

bestehen darauf, so kann ich nicht zurück." — Vier Tage später berichtet er an Bengel (unterm 22. Dezember): „Ich bin wieder von Urach zurück. Ihr Wort drang mich sehr und band mich. Aber wie sehr ich ihr all mein Elend entdeckt, wider mich selbst geredt, Köstlin empfohlen, so stand keins von mir ab. Ja, sie wollten, ich sollte gleich Eheverlöbnis halten. Ich sagte, ich wollte mit Jungfer Tochter beten und Ihre, als Vaters, Einwilligung einholen."

So war die Sache entschieden; alle Beteiligten kamen zu ihrem Ziel: „Reuß nimmt Benglin gleichsam nach dem Los und ich die Linsenmann nach derselben Schickung, Köstlin, wie es scheint, Köpkin" — dies teilt als letztes Resultat Oetinger am 5. Januar 1738 an Steinhofer mit.

Man braucht das Verhalten Oetingers in der Verlobungsfrage nicht als vorbildlich hinzustellen und muß doch die Tiefe der Gelassenheit, die Lauterkeit der Gesinnung, die Größe der Selbstlosigkeit bewundern, die er hierin entfaltet hat. Bei ihm war das alles nicht unnatürliche Selbstverleugnung oder ein mühsam erkämpfter Heroismus, sondern die innere Frucht der seitherigen Übung in Gottes Wegen.

Seine Wahl war gesegnet; er hatte die Gehilfin gefunden, die er brauchte; die zweitwichtigste Lebensfrage war glücklich gelöst. Ist es doch wahr, was der Engländer Robertson gesagt hat: „Zwei Felsen stehen mitten auf unserem Lebensweg, an denen sich die Seele entweder anklammert oder daran sie Schiffbruch leidet. Der eine ist Gott; der andere das uns entgegengesetzte Geschlecht. Wirft die Seele Anker an dem einen — an dem Fels der Ewigkeit — so geht für sie ein beseligendes Glaubensleben auf; stößt sie dagegen an und strandet an ihm, so leidet sie den schrecklichsten Schiffbruch, den es giebt, sie wird atheistisch. — Der zweite Fels trägt eine andere Inschrift: Gesegnet ist der Mann, gesegnet die Frau, deren Lebenserfahrungen in ein reines, volles Vertrauen in die Tugenden des andern Geschlechts ausliefen — ein Glück, welches an Tiefe wohl nur der einstigen Seligkeit nachsteht. Wehe aber, wenn sie die entgegengesetzte Erfahrung macht: dann steht der Jammer nur dem der ewigen Verdammnis nach — derselbe schreckliche

Schiffbruch." — Unserem Ötinger, der den Fels der Ewigkeit gefunden hatte, wurde auch das andere Glück, das eines harmonischen Ehestandes, gewährt. In den Quellen über seinen Lebenslauf tritt zwar die Gestalt seiner Ehegattin gar nicht in den Vordergrund, aber aus der Warte- und Verlobungszeit lassen die Briefe des Repetenten die Hauptzüge ihres Wesens erkennen: Christiane Dorothea Linsenmann, fünfzehn Jahre jünger als Ötinger (geb. 19. August 1717), war, wie der Bräutigam an Bengel schreibt, „ein wahres Kleinod des Friedens. Sie trachtet am ersten nach dem Reich Gottes." „Ihre Losheit gefällt mir allein. Kaum gab sie mir die Hand." An Steinhofer schreibt er einmal: „Linsenmännin ist so eine Taube, daß sie mich dauert, daß sie nicht jemand bessers hat als mich. Ich hab' mich gar nicht in sie verchармiert (d. h. verliebt). Ich weiß kaum, daß sie mein ist." Bald nachdem Ötinger in Hirsau aufgezogen war, fand in Urach die Trauung statt — am 22. April 1738.

VI. Ötinger als Pfarrer in Hirsau.

1738—43.

Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.
Schiller.

Was uns auf allen Stationen der Lebensreise Ötingers seither zum Bewußtsein kommen mußte, das trifft auch in dem über vierzigjährigen Amtsleben des Mannes zu: seine Geschichte ist wesentlich eine innere. Äußere auffallende Vorkommnisse, Führungen und Fügungen, vollends kritische Situationen begegnen uns nur wenige. «Les affaires sont l'homme», das gilt von ihm im Vollmaße. Er hat darum in den stillen Geleisen seines Lebensganges in des Wortes buchstäblicher Bedeutung doch mehr „erlebt", d. h. in und aus dem Leben gewonnen

und herausgebracht, als tausend andere in bewegten, wechselvollen Schicksalen. — So war es gleich in der Hirsauer Zeit.

Wollte man nur die äußeren, oder die irgendwie bedeutsamen Geschehnisse dieser Periode erzählen, so bekämen wir einen sehr dürftigen Abriß. Wir würden vernehmen, daß er die Bekanntschaft des frommen Rektor Schill in Calw gemacht hat, welche ihn zum erstenmale in Berührung mit dem Reich der Geister gebracht hat; wir würden weiter erfahren, daß er freundlich und gegensätzlich sich wieder mit Zinzendorf auseinandersetzte — ohne schon die letzte Abrechnung mit der Brüdergemeine zu halten; ferner, daß er unter dem gewaltthätigen Oberamtmann oder (wie es damals hieß) Vogt von Calw viel zu leiden hatte; endlich, daß er bald sich aus diesen und andern Gründen heftig von Hirsau fortsehnte.

Nehmen wir alles zusammen, so entrollt sich vor uns ein Gesamtbild von seiner Wirksamkeit in Hirsau, das uns zeigt, wie er gerade in diesen Jahren das Fundament legte für die Grundsätze und Hauptgesichtspunkte, nach welchen er seinen Beruf auffaßte und erfüllte. Was er sich vorgenommen hatte, „recht von Grund aus der Wahrheit obzuliegen," nun auch auszuführen, dazu war gerade dieser Wirkungskreis ganz geeignet. Freilich noch ganz anders, als Ötinger es gewünscht oder erhofft hatte. Nun kam er, der bisher überwiegend mit Seinesgleichen, mit Christen, allerdings von den verschiedensten Schattierungen, aber eben mit Christen verkehrt hatte, zum erstenmale in Berührung mit der christlichen Welt und ihrem gemischten Zustande, und was ihm ebenso neu und ungewohnt war: er durfte sich nicht mehr als ungebundener Wahrheitssucher in der Fülle der Möglichkeiten und Wirklichkeiten bewegen, sondern sollte von nun an in den Schranken eines offiziell bestimmten und eng umschriebenen Berufs wandeln und mit der rauhen Wirklichkeit des Volkslebens in Staat und Kirche und bürgerlicher Gesellschaft sich auseinandersetzen. Diese Notwendigkeit schloß für ihn eine Fülle von Problemen in sich, deren Lösung die tiefsten Seelenkräfte in ihm aufrief. Christliches und Unchristliches, Geistliches und Weltliches machte ihm nun in ganz neuer Weise zu schaffen. In demselben Calw machte er die

Bekanntschaft des innig frommen Schulrektors Johann Martin Schill und die des rücksichtslosen, groben Vogts Kraft, der ihm das Leben so sauer machte, daß er schon anno 1742 an Bengel schrieb: „Das ganze Revier kostet mich etwas, da zu bleiben. Auf ein Dorf wünschte ich mich, wie Echterdingen, Bernhausen oder Plieningen ist, weil es in den Städten gar zuviel zu verschlucken giebt bei den Herren und hohen Hansen. Ich weiß nichts mehr zu thun. Sterben wäre ceteris paribus (d. h. unter entsprechenden Umständen) das Beste. Man kommt bei dem Zustand der Kirche von einem Krankenbett aufs andere." Eine Erkenntnis davon, daß der Grund dieses tiefen Mißvergnügens mit den Umständen eben zugleich in ihm selber liege — in dem zu hohen Maßstab, den er an alles legt, in den unerfüllbaren Ansprüchen, die er an die Welt des Bestehenden legt — schimmert in den Worten durch, die er gleich hinzufügte: „Ach, seufzen Sie doch auch für mich, daß ich nach allen Stücken geändert werden möge durch des treuen Vaters Vorsehung."

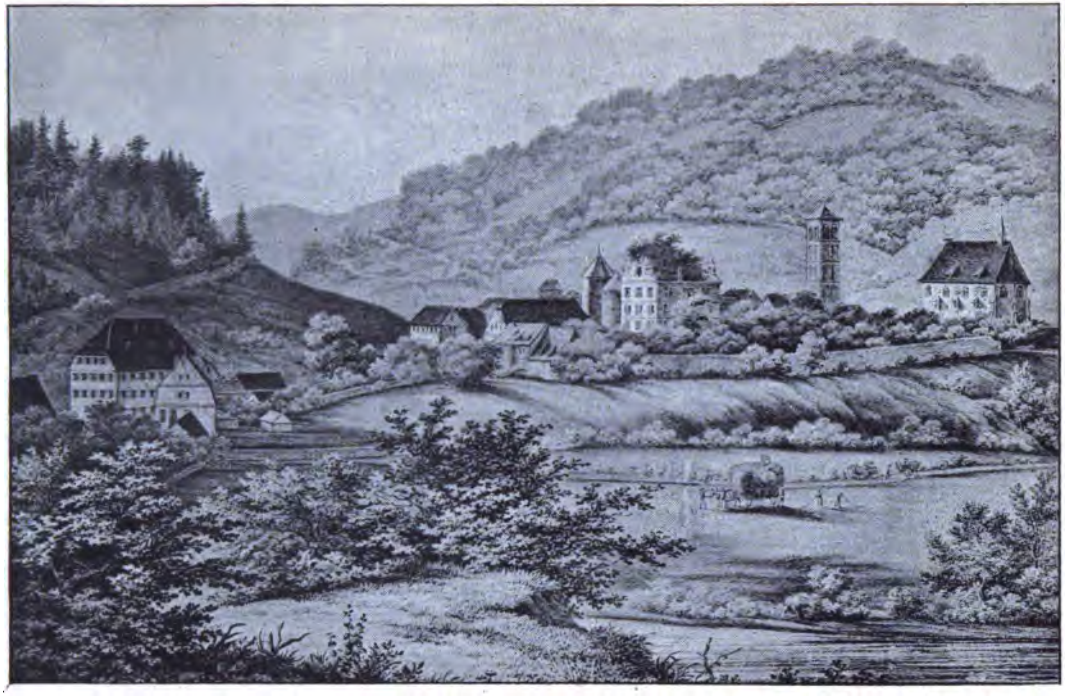
1. Gehen wir aufs Einzelne ein, so war der Umgang und die Bekanntschaft mit dem Rektor Schill etwas Herzerquickendes. Ötinger fand da einen Mann, „der immer mit Gott umging, ganz die Richtung nach innen hatte und auf die Wirkungen des Geistes merkte." Schill liebte auch ihn; die Freundschaft war so eng, daß Ötinger ihn zum Gevatter seiner Kinder wählte, deren ihm in Hirsau zwei geboren wurden. — Aber die Frömmigkeit des Mannes, der auch dem späteren Prälaten Magnus Friedrich Roos in seiner Calwer Vikariatszeit einen Eindruck davon gab, „wie weit es die Gnade in der Erleuchtung und Heiligung bei einem Menschen bringen könne," war nicht das einzige, was Ötinger so anzog und ihm so wertvoll war. Weil hier zwei verwandte Naturen sich gefunden, konnte und mußte Schill ihm auch von dem Geheimnis sagen, das ihm eigen war. Er kam zu ihm und erzählte ihm „Wunderdinge von jener Welt, wie namentlich, daß so viele tausend Geister ihre Gesinnungen, die sie auf Erden gehabt, mit sich nehmen und sie nicht sobald ablegen." Schill stand also im Verkehr mit der Geisterwelt, und zwar, wie die Quellen, darunter

Ötingers eigenes Zeugnis, berichten, offenbar nicht in schlafwachem Zustand, sondern bei völlig klarem Bewußtsein, wobei er völlige Nüchternheit und Besonnenheit bewahrte.*) Für Ötinger war das etwas Neues, aber zugleich ein Antrieb, das dunkle Gebiet des Totenreichs ohne Zwang und ohne Mache in das System seiner Forschung, seines Suchens nach der Wahrheit und Wirklichkeit aufzunehmen. Er wollte für sich keine Gabe

*) Ein besonders anschauliches Beispiel von der Art dieses Verkehrs mit den Geistern, welche Schill reden hörte, ohne sie zu sehen, erzählt Ötinger selbst. Es betrifft den eben anno 1735 (oder 38?) gestorbenen würdigen Prälaten Öchslin — wohl denselben, der einst der berüchtigten Grävenitz auf ihr Verlangen, ins Kirchengebet eingeschlossen zu werden, die denkwürdige Antwort gab: es geschehe regelmäßig in der siebenten Bitte — mit dem Schill bei seinen Lebzeiten sehr freundlich verkehrt hatte. Unter anderem hatte sich ihr reger Geistesaustausch um die Frage der „Wiederbringung" gedreht. Schill behauptete sie, Öchslin verneinte sie — aus Gründen des Schriftgehorsams, bezw. Buchstabens („ewige Pein", „ewiges Leben" heißt es Matth. 25, 46). Nun starb Öchslin. „Nicht lange nach seinem Tode kam Öchslin zu Schill. Schill wollte zur Stubenthür hinausgehen, die mir nachher Schill mit den Fingern gezeigt; da hörte er Öchslins Stimme: Halt still, Bruder! Er stund also unter der Stubenthür und die Unterhaltung währte lange. Er erzählte, daß er nach dem Tod in eine Finsternis gekommen, darin er nicht wußte, wie ihm war. Angst und Bangigkeit überfiel ihn deswegen, weil ihm seine Überzeugung von der Ewigkeit dieser Strafe nachfolgte. Er machte Schill'en harte Vorwürfe, daß er ihn nicht mit äußerster Beharrlichkeit habe von seiner Meinung abgebracht . . . er hätte ihn rütteln und schütteln sollen und nicht nachgeben, bis er des Gegenteils wäre überzeugt worden. Er wäre eine gute Zeit in dieser Desperation gesessen, aber endlich habe Gott sein Gebet erhört und ihm Licht werden lassen, da er seinen Irrtum erkannte und gesagt: O ihr Theologen, wie seid ihr so blind in dem engen Bezirk eurer Thesel — An dieser Geschichte ist, wie man auch darüber denken mag, folgendes bezeichnend: 1) daß Schill den Ort so bestimmt zeigt, wo er die Stimme gehört, und daß er so ruhig mit dem Verstorbenen gesprochen; 2) daß es sich aber nicht um persönliche Fragen und Aufschlüsse, sondern um den Gedanken (als Kern der Sache) handelt, daß der Mensch seine Überzeugungen mit ins Jenseits nehme und sein Los dadurch bestimmt werde; 3) daß insbesondere die Beschränktheit und Prinzipienreiterei, das Dogmatisieren der Theologen durch die Stimme aus dem Totenreich gerügt wird. — Unserem modernen Empfinden ist eine solch massive Offenbarung schwer verdaulich. So nötig und wohlangebracht solch eine Warnung für die Theologen ist — es sollte ein Blick ins volle Menschenleben und ein Blick ins große Herz Gottes vorher schon diesen Dienst thun!

affektieren, wie sie Schill hatte, aber auf ganz ungezwungene Weise bezog er diese Erfahrung auf das Ganze seiner Wahrheitserkenntnis. Er konnte später einen Swedenborg verstehen und würdigen und seiner eigenen Lehre von den letzten Dingen viel mehr Gestalt und Leben verleihen, als die orthodoxe Kirchenlehre es je gestattet hätte.

2. So recht das Widerspiel zu dieser erquickenden Bekanntschaft bildet seine Berührung mit dem Oberamtmann von Calw, die eine sehr mannigfaltige war. Eine in Eßlingen stattgefundene „Versammlung zerschiedener geistlicher und weltlicher Personen," der auch Ötinger angewohnt hatte und welche die Frage besprach, wie sich das geistliche Amt zu den Sekten und Herrnhutern zu stellen habe, war diesem gewaltthätigen Bezirksbeamten Grund genug, mit Ötinger ein umfangreiches Verhör anzustellen, dessen Protokoll noch vorhanden ist. Wie intolerant und aufsäßig war dieses Verfahren! Hinter dieser „Verfolgung" stand den Berichten nach ein verbohrter Herrnhuter, der Hauslehrer des Oberamtmanns Kraft, der auch sonst Ötinger viel zu schaffen machte. — Dazu kam noch folgendes: die Frau des Oberamtmanns starb in dem jugendlichen Alter von 27 Jahren überraschend schnell. Ötinger hatte, während der Dekan, M. Breg, die Leichenpredigt hielt, die Personalien und die Abdankung zu übernehmen. Darüber kam er in großes inneres Gedränge. Diese Frau war offenbar aus Widersprüchen zusammengesetzt und schwankte von einem Extrem zum andern, von der Gottseligkeit zur Weltlichkeit herüber und hinüber. Ein brieflicher Erguß an den verehrten Bengel, in dessen großes Herz er stets das seinige ausschüttete, wenn es zu zerspringen drohte, giebt uns einen lebendigen Eindruck von den Nöten, die er da ausgestanden hat. Der Brief ist wenige Tage nach der Beerdigung, frisch unter den Eindrücken des Erlebten und Erlittenen geschrieben (unterm 13. Mai 1743). Die wichtigsten Sätze mögen hier stehen: „Ich habe zu schaffen über zu schaffen bekommen mit der Frau Rätin von Calw ihrem Tod. Ich kam mit dieser Frau in groß Gedränge. Muß man fühlen, was solche plagt? Muß man, der Angstiger derselben, sich auch ängstigen lassen?... O was für ein wunderlich System von Dingen und Personen



Hirsau im 18. Jahrhundert.

ist in Calw und Hirsau! kein Mensch kann's glauben. Was muß man für Schlangenklugheit unter solchen brauchen, deren Zähne Spieße sind! Die arme Seele der Frau Rätin war bei Leben so umstellt und mit dem Dienst der Eitelkeit beladen, daß es erbärmlich anzusehen war. Es läßt sich dem Papier nicht vertrauen .... Frau Rätin hatte eine solche (nämlich separatistische) Mutter und war selbst so. Das brachte bei ihr ein hohes Ziel, aber desto größere Verzweiflung, Versuchung und Erbitterung. Aus Verzweiflung und nicht von Herzen geriet sie wieder in die Eitelkeit, nachdem sie in einem Jahre etliche Rückfälle von Krankheit bekommen. Ihr Wille und ihr Sinn war herzlich gut, aber die Gefangenschaft der Furcht (vor der Welt? oder ihrem offenbar anders gesinnten Gemahl? Anm. d. V.) sehr groß .... Ich mußte die Personalien zum Teil machen und die Abdankung. Ich sagte die Wahrheit alle, aber überzog sie, daß Herr Rat nicht wild würde; denn er ließ mich bitten, ich sollte als gescheiter Mann kurz abdanken. Wenn die beiden, Predigt und Abdankung, gedruckt sind, wird sich's weisen, wie ich mich habe drehen und wenden müssen. Inzwischen glaube ich, die gute Frau werde in der Ewigkeit den andern Tod noch sehen müssen, weil sie auch nach so vielen Rückfällen sich nicht auf den Fuß gesetzt, den ersten Ernst anzuwenden, sondern durch Satans Werkzeug zu bleiben, was sie war, ein Knecht der Sünden durch Furcht des Todes. Und doch war ihre Situation so gefährlich, daß ich kaum denke, in ihrer Haut der Versuchung mich erwehrt haben zu können. Demnach war ihr Tod eine Gnade .... Ach, nun weint mir mein Herz noch über sie. Sie hätte gerne gehabt, ich hätte mich mit ihr in den äußeren Bußkampf hineinbegeben, daß sie alles weggeräumt hätte, was sie auf der Seite liegen gehabt. Aber ich weiß nicht, warum ich den Tod nicht so nahe geglaubt: der Puls war gut ... und die Kranke starb dennoch. O was für Schulen sind das für mich! Soll ich nicht seufzen für sie noch jetzt?" .... Wir vernehmen aus diesen Stoßseufzern, wie ein ganzes Heer von Fragen und teilweise auch Vorwürfen auf ihn einstürmte. Er war ihr Seelsorger gewesen, oder vielmehr geworden, offenbar wider ihres Gemahls Willen. Er hatte ihr nicht

dienen und helfen können, wie er gewünscht. Sie starb unerwartet. Wo mag ihre Seele sein? das war die erste Frage. Soll ich für sie noch beten? die zweite. Habe ich's recht gemacht am Grabe, der Wahrheit die Ehre gegeben und der Liebe ihr Recht gelassen? die dritte. Ein gewissenhafter Seelsorger kann es nicht machen, wie der Weltmann rät: „als gescheiter Mann kurz abdanken." Und was wird nun folgen? das war die vierte Frage. Es ist wohl der Mühe wert, daß man an diesem einen Beispiel sich ein Bild und einen Begriff davon mache, in welche Arbeit und Not der Seele ein treuer Seelsorger kommen kann, wenn die Glocken läuten zu etwas so alltäglichem und gewohntem, wie das ist, daß eine entseelte Hülle begraben wird und man ihr die letzte Ehre erweist, das letzte Geleite giebt. Vielleicht macht der eine und der andere Leser — sei's aus dem geistlichen, sei's aus dem weltlichen Stande — sich die entsprechende Nutzanwendung, vielleicht thut es auch noch die Kirche offiziell in dem Sinne, daß der Dienst an den Lebenden wichtiger ist, als der an den Toten, und also der Worte an den Gräbern wenigere und leisere werden; wie denn Christus seinem Jünger und Diener sagt: Laß du die Toten ihre Toten begraben; du aber gehe hin und predige das Reich Gottes!

Für Ötinger war solch eine Erfahrung keine leichte „Schule", für ihn, der gewohnt war, den höchsten Maßstab an sich zu legen, das Ideal hochzuhalten und nie und nimmer an die schlechte Wirklichkeit zu verraten, um den Menschen zu gefallen. Was indessen die innere Sorge um die dahingeschiedene Seele betrifft, so wird ihn die in ihrer Einfachheit klassische Antwort Bengels nicht wenig getröstet haben: „Es muß eine besondere Idiosynkrasie (ein gemischter Seelenzustand) im Geistlichen bei ihr (der Rätin) gewesen sein, welche auseinanderzulesen unter Gottes rechtliche Vorbehalte gehört, als der das Seelengewicht bis auf das zarteste Gran hat. Nun lasse man sie ihm heimgefallen sein und gedenke, daß mit Nachrechnen nichts zu ändern sei."

Daß übrigens Ötinger je länger je mehr, so weit ein Christ es darf und muß, sich in Zeit und Welt schicken gelernt hat, ohne sein Instrument auf ihren niedrigen Ton

herabzustimmen, davon legen seine Predigten und insbesondere auch die hiefür in Betracht kommenden Kasualreden ein deutliches Zeugnis ab.

3. Eine der größten und schwersten Aufgaben, die eben in dieser Richtung lag, war für ihn in der Hirsauer Zeit die praktische Auseinandersetzung mit der herrnhutischen Strömung. Oetinger war bis dahin für seine Person nach wie vor von Ehrfurcht erfüllt vor den Gaben, dem Eifer, der brennenden Liebe, wie auch den hohen Aufgaben, Plänen und dem göttlichen Berufe des Grafen Zinzendorf. Daher ließ er ihn im Jahre 1739 bei seiner zweiten Reise durch Württemberg auch in Hirsau predigen, trotz der Abmahnung von Freunden, z. B. auch Schills; als aber seit dieser Zeit die Brüdergemeine das Württemberger Land an verschiedenen Orten, so besonders auch im Nagoldthale, in geistliche Bearbeitung nahm, um sozusagen kleinere Societäten zu bilden — selbstverständlich durchaus innerhalb, nicht außerhalb der Kirche — so war es nun für den Pfarrer als solchen eine wichtige praktische Frage, wie sich diese Bewegung gestaltete, ob zum Frommen oder Schaden des Gemeindelebens. Und darnach mußte er Stellung nehmen und handeln. Da war denn nun unter den Herrnhuter Sendboten ein großer Unterschied in Bezug auf Gaben, Takt und Bildung, Weite und Enge des Horizonts und des Herzens. Oetinger hat es nun in Calw und Hirsau nicht gut getroffen. Von dem bornierten Hauslehrer des Oberamtmanns Kraft haben wir schon gehört. Im Dezember 1740 schreibt er an Bengel von diesem „Eiferer auf die herrnhutischen Schranken" und gesteht dabei: es geschehe ihm aber recht mit seiner Gutherzigkeit: „Ich habe sie (die Seelen) ihm gleichsam zugeführt; nun führt er sie gleichsam von mir ganz ab. Keine Schrifterkenntnis ist da ... so erfüllt er die Gemüter mit einer imaginativen Art des Vortrags (d. h. mit Einbildungen), dadurch sie von der Schrift abkommen. Das thut mir sehr weh ..." Er hat es gar an seinen Nächsten und Hausgenossen zu spüren: „in den Gesellschaftsstunden (d. h. wohl im engeren brüdergemeindlichen Verein) nehmen sie meine Frau und Magd immer ein wenig ein mit ihren Partikularitäten, daß ich zu thun habe,

sie nur bei dem reinen Geschmack der Wahrheit von dergleichen sinnlicher Empfindlichkeit ... zu bewahren." Die ganze Frage gewann für ihn aber je länger je mehr eine prinzipielle Wichtigkeit, ganz abgesehen von der Beschaffenheit der persönlichen Vertreter der Brüdergemeine: was er in dieser Richtung in Hirsau lernte und erfuhr, wurde die Grundlage für die im Laufe der vierziger Jahre noch erfolgende endgültige Auseinandersetzung und Abrechnung mit Zinzendorf und Herrnhut überhaupt. Im „Gespräch über die Lehre und Anstalten der mährischen Brüder", dem Anfang zum „Buch Hiob", welches anno 1748 herauskam, erzählt Ötinger, wie er in Hirsau den Versuch gemacht habe, „ob man nicht seinen Vortrag nach einer aneinanderhangenden Reihe der Gedanken eines Stückes der heil. Schrift einrichten könne". Mit andern Worten, er hielt Bibelstunden, und zwar in einer neuen, orginellen Weise, mit dem Ziel, nicht nur die Schrift selbst reden zu lassen, sondern in ihre Grundgedanken einzuführen. Das ihm durch seine eigenen Jugenderinnerungen und Erfahrungen am allernächstliegende und vertrauteste Buch war der zweite Teil des Jesaja. Diesen legte er seinen im Hause gehaltenen Bibelstunden zu Grunde, und zwar im bestimmten Bewußtsein, hiemit einen anderen Weg zu gehen, um Seelen zu gewinnen, als die Methode Zinzendorfs war, der die Bibel „als Spruchkästlein" ohne Rücksicht auf den Zusammenhang verwertete und „keine anderen Grundideen als seine Gemeinde" wollte gelten lassen. Der Versuch gelang: er fand, daß auf diese Weise, wobei er den Zusammenhang der Rede Gottes beibehielt, aber die jüdischen Redensarten in solche verwandelte, welche für den Zustand der Leute taugten (wir würden sagen: ins Deutsche und in die Gegenwart übersetzte) — großer Segen erfolgte. Es wurde eine Seele nach der andern überzeugt und gewonnen." Aber, erzählt er weiter, „es haben sich die Herrnhuter ... wider diese Weise zu lehren bald gesetzt und die Seelen (daß ich mit ihrem Wort rede) mit Heeresgeschrei, ja mit Feuer und Schwert aus der heil. Schrift herausgejagt, dabei dennoch süße Worte gebraucht, sie dadurch von mir abgeführt und zu sich gezogen." Kein Wunder!

Diese geduldige und mühsame, in die Tiefe dringende, statt auf spürbare Erfolge und Fortschritte, vielmehr auf innere Gründung und Erleuchtung ausgehende Lehrart entsprach ihrer Übung, ihrem Standpunkt nicht: die herrnhutisch Gesinnten verhielten sich nicht nur ablehnend, sondern widerstrebend. Nun war ja dies nichts Auffallendes. Ötinger durfte sich doch immer noch sagen: Der Graf Zinzendorf ist größer und einsichtsvoller als sein Volk, sein Anhang. Daher lag es ihm daran, sich mit ihm zu verständigen. Er hatte gleichzeitig mit diesen Bibelstunden-Vorträgen das Büchlein „Etwas Ganzes vom Evangelio" ausgearbeitet, in welchem er die Predigt des Jesaja Kap. 40—66 herausgab, mit verschiedenen Anhängen und Anmerkungen, besonders „über die Mund- und Schreibart der Männer Gottes", sodann „über die katechetische und durch ordentliches Predigen fortgehende Lehrart" — lauter Fragen, die ihn aufs tiefste beschäftigten und wofür er in seiner Zeit keinerlei Vorarbeit oder Aufschluß irgendwie finden konnte — nun widmete er dieses Buch dem Grafen mit einem Dedikationsschreiben, in welchem er ebensosehr seiner Hochachtung und Liebe Ausdruck, wie auch andererseits ihm zu verstehen giebt, daß er „aller Brüder ihre Reden nach der Schrift" und von neun Jahren her keines Menschen Rede genauer als die seinige geprüft habe, und sodann die Überzeugung ausspricht, „in dem Jesaja ein Gängelband oder eine Direktion gefunden zu haben, die Wahrheit in richtigen Schranken zu verkündigen und zu applizieren". Der Brief ist ein merkwürdiges Dokument widerstreitender Gefühle. Zinzendorf hat's ihm immer noch angethan. Noch klingt in seinem Herzen nach die Predigt, die der Graf in Hirsau erst kürzlich über den gekreuzigten Heiland nach Jes. 53 gehalten, und er kann davon nur sagen: „Das wundersame Eintreffen von Dero Rede in Hirsau mit allen Umständen des Orts und der Zuhörer war uns der gewisseste Charakter (d. h. Stempel) Ihres Berufs von oben." Er hatte den „Jeremias" gelesen, das geisteskräftige Buch, das der Graf auf dem Meer, „unter Sturm und Wellen", „zur Konsolation der wegen ihres Amtes beängstigten Prediger gemacht" und kann davon nur sagen: „Da war ich wie gesättigt."

Andererseits war doch sein Herz über den in seinem Amt gemachten Erfahrungen mit den Herrnhutern gepreßt! Was sollte er sagen? Er unterdrückte die schwereren Gefühle, mied alle Schärfe und begnügte sich, ihm *sein* Programm von der Verkündigung der Wahrheit in die Hand zu legen. *Später* sagt er selbst: „Nun muß ich gestehen, daß ich in der Dedikation an den Herrn Grafen ihm allzuschön gethan. Allein wer es recht liest, wird finden, daß ich darin zu verstehen gegeben, ich hätte ihm neun Jahre nicht getraut, und wollte dabei so viel sagen, wenn er, wie er vorgab, seine Meinung fahren ließe, so wollte ich mich näher mit ihm einlassen." —

Die Wirkung des Schriftchens und des Briefes auf Zinzendorf war, wie nicht anders zu erwarten, *auch* eine geteilte. Sein Scharfblick sagte ihm, daß Ötinger eine Seite der Wahrheit verfocht, die in *seiner* Praxis der Verkündigung zu kurz kam: die Gründung und die Vertiefung. Es war im ganzen richtig, was Ötinger in seiner Selbstbiographie von ihm sagt, daß er alles so eingerichtet habe, „daß er möchte geschwind Eingang und Succeß haben bei den Seelen.... Er setzte nur zwei Artikel: 1. daß wir Sünder wären, 2. daß wir das Blut Christi an uns fühlen müssen." — Andererseits war ebenso klar, daß er *einen anderen Beruf hatte*, als Ötinger. Er war Evangelist und Organisator der Gemeinde. Das war seine *Stärke* und seine *Schranke*. Dieser Beruf schloß ja nicht aus, daß er in der Lehre und Verkündigung auch weiter und tiefer drang. Er hat's auch gethan. Die Theologie Zinzendorfs ist, wie sie aus den Quellen neuerdings systematisch dargestellt worden ist, gar nicht arm. Aber fürs große Ganze der Brüdergemeine war und blieb doch *ein Typus* entscheidend und maßgebend, der sich um den Mittelpunkt von „Blut, Lamm und Gemein" kristallisierte. *Ötinger* aber hatte die gegründete Überzeugung gewonnen, daß der Zusammenhang der Wahrheit umfassender sei und auf eine breitere Grundlage gestellt werden müsse. — Deshalb war es nicht anders möglich, als daß die Wege der beiden großen Männer sich schieden. Ötinger berichtet noch, daß es eine Zeit lang schien, als wolle der Graf seinen Typus ändern „und die Grundideen der Schrift seinen Privat-

ideen vorziehen", aber daß er dann bald gesehen, „daß er der alte Graf war". Man kann die Art, wie sie auseinanderkamen, bedauern, muß sie aber geschichtlich verstehen. Wie schwer es Ötinger zu Herzen ging, bezeugt er in einer Passionspredigt, die er in Murrhardt gehalten, worin er sagt: „O liebe Seelen! hievon (vom Weh und Kampf in Gethsemane) habe ich auch etwas erfahren. Bald hätte ich mir das Leben genommen in Ebersdorf, als ich mich dem Grafen Zinzendorf widersetzte." Da fühlte er wohl etwas von dem tiefen Schmerz, welchen die Zertrennung zweier Herzen verursacht, die sich doch lieben und schätzen:

„Das giebt ein solches Leiden,
Wie's größer keines giebt."

Es entspricht aber nur der kraftvollen Natur der beiden Persönlichkeiten, daß sie nicht bloß stillschweigend auseinandergingen, „schiedlich, friedlich". Vielmehr hat jeder in seiner charaktervollen Art sich noch gegenüber dem andern ausgesprochen. Ötinger schrieb einen Aufsatz „vom Gesetz und Evangelio", in dem er sich viel rückhaltloser aussprach; Zinzendorf wünschte, wie Ötinger mitteilt, ihm schriftlich, „der Heiland möchte ihn bald zu sich nehmen", das will ja wohl heißen: er wünschte ihm nicht den Tod, sondern die Vollendung, die Seligkeit; aber zugleich ist damit gesagt, daß er sich von seinem Leben und Wirken auf Erden nichts mehr versprach! An Ötinger trat indessen von zwei ganz verschiedenen Seiten die Aufforderung bezw. Nötigung heran, in ganz prinzipieller Weise seine Stellung zur Brüdergemeine und sein Urteil über sie zum öffentlichen Ausdruck zu bringen. Einmal teilt er im Jahre 1743 in einem Briefe an Bengel mit: „Herr Rieger selig (der berühmte Stuttgarter Prediger Georg Konrad R.) hat mir sagen lassen, ich solle ein Zeuge wider den Herrnhutianismus sein; ich sei der einzige Mann, der dazu tüchtig sei, ich werde nicht zu wenig und nicht zu viel thun. Dies als seinen letzten Willen an mich." Er machte sich auch gleich einen originellen Plan für diese schwierige Arbeit: „Wenn ich etwas aufsetzte, so könnte ich's fast anders nicht, als gesprächsweise, nach Art Hiobs, da ich einen Mystiker,

einen Philosophen und einen Religionsbekenner auftreten machte, da der um die Wahrheit Bekümmerte jedesmal antwortete, endlich aber ein Universalist wie Elihu entscheidet, zuletzt aber Gottes Wort." — Dieser Plan wurde denn auch später ausgeführt in dem „Gespräch eines Mystici, eines Weltweisen und eines Gesetzeiferers mit einem um die Wahrheit Bekümmerten, über die Lehren und Anstalten der neumährischen Brüder", welches zuerst 1748 dem „erklärten Buch Hiob" beigefügt und dann 1761 dem „Gespräch im Reich der Toten zwischen Joh. Konr. Dippel ꝛc. und Zinzendorf" angehängt worden ist.

Zur Ausführung des Plans drängte ein anderer triftiger Beweggrund. Er war von einem Dr. Fröreisen aus Anlaß und zufolge seines Büchleins „Etwas Ganzes aus dem Evangelio" „für einen dummen Anhänger des Grafen ausgerufen" worden. Dies war durch reine Mißdeutung geschehen. So war für Ötinger die Zeit des Schweigens vorüber. — Es ist hier nicht der Ort, die umfassende und eindringende, manchmal auch scharfe, aber nirgends eigentlich ungerechte Kritik uns zu vergegenwärtigen, die er dem System des Grafen und der Brüdergemeine angedeihen läßt. Es genüge, auf den in den Kern der Fragen eindringenden Ausgangspunkt und Gang der Untersuchung hinzuweisen, welche, wie nicht leicht etwas anderes, das Wesen der Brüdergemeine wahr und treu schildert, um dann die Mängel und die Auswüchse bloßzulegen, welche sie, wie bekannt, in der „Sichtungszeit" selbst bitter empfunden und hernach vielfach überwunden hat. Der Ausgangspunkt der Untersuchung ist ihm der ursprüngliche Eindruck von den Grundsätzen des Grafen Zinzendorf, wornach er vor allem suche: 1. das Leben Jesu in die Herzen zu pflanzen; 2. die Köpfe von überflüssigem Denken zu befreien; 3. die Lehren durch Ämter und gemeinschaftliche Handreichung leicht und angenehm zu machen. Das gefiel ihm so herzlich wohl, daß er schloß: 1. wo auf Jesum Christum, das Leben der Seelen, mehr als auf alles andere gedrungen wird, da ist mehr Nutzen zu hoffen, als Schaden zu besorgen; 2. wo das überflüssige Denken abgeschnitten, hingegen der gemeine Sinn aufgerichtet wird, und man hingegen über dem Allernotwendigsten die meisten Schlüsse

macht, da iſt mehr Wahrheit als Irrtum; 3. wo das Wort Gottes nicht nur mit gehäuften Lehrſätzen, ſondern mit Applikation auf die verſchiedenen Seelenbeſchaffenheiten und mit Handreichung gemeinſchaftlicher Gaben getrieben wird, da iſt mehr Erbauung als Verführung.

Von dieſer anfänglichen Überzeugung, führt er weiter aus, ſei er im Lauf der Zeit durch die Entdeckung der Gebrechen, Lücken und Einſeitigkeiten, ja Verirrungen, die ſich auf alle dieſe Punkte erſtrecken — beſonders die Eheſache macht ihm die ſchwerſten Bedenken — abgekommen. Was für ſeine immer beſtimmter ſich ausprägende und innerlich reifende Überzeugung von der Wichtigkeit der allgemeinen Wahrheiten, die dem sensus communis entſprechen, ganz beſonders ſchwer in die Wagſchale fiel, war die Entdeckung, daß er ſich vergeblich beredet hatte, „daß anſtatt der philoſophiſchen Grübeleien der sensus communis, das allgemeine Einmaleins des Herzens, das in Amerika wie in Europa die Regel der Sitten iſt, aufgerichtet werde; aber weit gefehlt! Auch die gemeinſten Wahrheiten der Sprüche Salomo ſind fremd unter ihnen. ... Aus Mangel der nötigen Übung in dem, was ſich an aller Gewiſſen beweiſt, werden ſie ſehr einbildiſch und eigenſinnig auf ihre Gebräuche. ... In den neumähriſchen Brüdern iſt es eine gekünſtelte Einigkeit: ſie iſt mehr äußerlich als innerlich. Man ſieht mehr, wie der Geiſt des Herrn Grafen in ihnen ſpielt, als wie Gottes unerſchöpfliche Verſchiedenheiten in der Einfalt an ihnen leuchten.“ Dieſem für ihn grundwichtigen Differenzpunkt giebt er a. a. O. folgenden Ausdruck: „Solche und dergleichen allgemeine Wahrheiten, dergleichen im Hiob und in den Sprüchen Salomo ſtehen, enthalten die Grundbegriffe und ſind heutzutage ... höchſt nötig. Graf Zinzendorf aber ſpringt mit Füßen hinein und ſagt nur: Jeſus Chriſtus. Von dem ewigen Wort will er phantaſtiſcher Weiſe nichts hören, weil er keine Grundideen, als ſeine Gemeinde will gelten laſſen. Aber ohne sensus communis werden wir lauter Päpſte und Herrſcher des Gewiſſen, Tyrannen und Menſchenfänger, aber Haſſer der Freiheit der Menſchen.“

Diese Äußerungen, welche die Klüfte aufdecken, die immer tiefer und weiter sich dehnend, diese großen Männer, diese Jünger eines Meisters und Werkzeuge eines Reiches trennen, sind, so scharf sie lauten, doch zugleich dazu angethan, eine billige Würdigung der beiderseitigen besonderen Gaben und Aufgaben, der beiderseitigen Arbeitsgebiete zu begründen. Ihnen waren eben, außer ihrem so verschiedenen Naturell, auch verschiedene Arbeitsgebiete zugewiesen. Zinzendorfs Gabe und Beruf war es, die Gemeinde Christi zu pflegen und zu bauen: der Gemeindegedanke ist der Mittelpunkt seines Denkens und Strebens: Ötingers Gabe und Beruf war es, ein Zeuge der allumfassenden Wahrheit Gottes zu sein, von der das Psalmwort sagt: „Herr, deine Güte reicht, soweit der Himmel ist, und deine Wahrheit, soweit die Wolken gehen. Daraus folgte ganz von selbst eine Verschiedenheit des Gesichtspunktes und -Feldes, welche eine volle Verständigung damals so gut wie ausschloß, während heutzutage eher erkannt oder doch geahnt werden kann, daß sich dieses und jenes nur ergänzen, nicht widersprechen muß. Zinzendorf durfte, wie er that, im Unterschiede von der Rechtgläubigkeit seiner Zeit, den Ton auf das Evangelium, auf das Leben, auf Glauben und Liebe und Brüderschaft in dem einen Herrn legen, den „Dogmatismus", oder wie man heute sagt, den Intellektualismus, d. h. die Neigung zur verstandesmäßigen Auffassung und Behandlung des Christentums, bekämpfen und dafür die „Herzensreligion" anpreisen. Das war sein Beruf, dadurch wurde er der größte Evangelist des achtzehnten Jahrhunderts. Aber auch Ötinger durfte, ja mußte, als Zeuge der allumfassenden Wahrheit, bei aller Anerkennung der Grundgedanken des Grafen, dann, wenn er ein Bedürfnis des Wahrheit und Klarheit suchenden Verstandes und Gewissens in seiner Lehre und Praxis ungestillt, vergessen oder verachtet sah, sein Veto dagegen einlegen und darauf hinweisen, wie die Gemeinde Gefahr laufe, über ihrer „Hauptmaterie" vom Blut Jesu und von der Gemeinde den Boden des allgemeinen Wahrheitsgefühls unter den Füßen zu verlieren. Mochte er bei seiner Kritik vielleicht die Person und die Sache, oder die Grundgedanken von der un-

vollkommenen, immer irgendwie mit dem Rest des Irdischen behafteten Ausprägung nicht immer genug unterscheiden — das ist bei Zinzendorf und der Brüdergemeine auch wirklich schwer — thatsächlich ist auf *seiner* Seite der weitere Blick, der tiefer eindringende Wahrheitsernst. Wohl hat an Erfolg, an Anklang und Verständnis der Graf Zinzendorf den einsamen Denker Ötinger weit überholt: sein Leben war aus einem Guß, sein Lebenswerk ein großer, kühner Wurf, während Ötinger nur berufen war, stille Bergmannsarbeit zu thun und in den Schachten der Gottes- und Weltweisheit nach den Goldadern der Wahrheit zu suchen: aber es kann auch für ihn noch die Zeit kommen, da das Gold, das er gegraben, in gangbare Münze wird umgeprägt sein.

4. Doch nun zurück ins Pfarrhaus nach Hirsau und zur Frage, wie Ötinger sich zu seinem Amt stellte. Er hatte sich nicht nur zu gut und zu weit in der Welt umgesehen, sondern er war auch zu gewissenhaft, um sich in der Erfüllung seines Berufes mit der *Routine* zu begnügen. Immer begleitet, immer beschäftigt ihn die Frage: wie *predigt*, wie *lehrt* und *unterweist* man sachgemäß und zweckentsprechend *in* der Gegenwart und *für* die Gegenwart? Er verbarg sich nicht, daß sowohl formell als materiell eine Revision des hergebrachten Betriebs notthat. Einmal *formell*: Es ist ihm darum zu thun, daß, was zum einen Ohr hineinkommt, zum andern nicht wieder hinausgeht. Daher sagt er sich: es gilt immer einerlei unter verschiedenen Abwechselungen zu sagen: Thema und Einteilung und Aufbau der Predigt, *wie sie bei uns geläufig* wurden, gehören mehr zum Beiwerk als zum Wesen. Was aber ihren *Inhalt* betrifft, so gilt es, die *Katechismuswahrheiten* in die Herzen zu pflanzen. Dazu schrieb er ein kleines Büchlein: „Festgestellte Kirchenthemata", welche in 36 Punkten den Inhalt des Katechismus zur Verwertung in den evangelischen Texten durchgehen. Sein Hauptziel ist, den rechten Eingang zu den Seelen zu finden und diese selbst auf die reine Weide der Wahrheit zu führen. Bei diesem Bestreben wurde ihm immer klarer und gewisser, daß die *Sprüche Salomos* besonders notwendig seien für die gegenwärtigen Bedürfnisse

der Christenheit, daß dieselbe die logischen (vernunftgemäßen) und metaphysischen (übersinnlichen) Universalwahrheiten sehr nötig hat. In der Ursprungszeit der christlichen Kirche sei es anders gewesen. Da hatte man das „frische Muster der auffallendsten Wirkungen des heiligen Geistes“ vor sich, und daher einen leichten und schnellen Weg, zu den Grundgedanken der Wahrheit durchzudringen. — In diesen eigenartigen, von ihm ganz selbständig aus der Erfahrung geschöpften Gedanken spricht sich eine richtige Beobachtung aus. Man muß sich aber bei ihm stets in die Eigentümlichkeit finden, daß er die Sachen in zu tiefe, rätselhafte Worte kleidet. Die Erfahrung, auf die er wie jeder Verkündiger des Evangeliums stoßen mußte, ist die, daß zwischen der Welt des Glaubens und der des Alltaglebens eine tiefe Kluft befestigt ist, welche das Verständnis des Evangeliums teils hindert, teils unmöglich macht, wo nicht ein gewisser Fonds von Wahrheitselementen entweder schon vorhanden ist oder angesammelt wird, der für die Aufnahme und Verwertung der großen Heils- und Lebenswahrheiten des Evangeliums die geeignete Grundlage schafft. Ötinger fand diese Grundlage in der Lebensweisheit der Sprüche Salomos, fand gerade sie den Verhältnissen und Bedürfnissen, der jetzigen „Ökonomie“, d. h. Haushaltung Gottes, im Unterschied von der geisterfüllten apostolischen Zeit, entsprechend, was um so mehr zutrifft, als unbestreitbar der Zustand der Christenheit in den Volks- und Landeskirchen in den vielfachsten Beziehungen auf dem Niveau des Volkes Israel im alten Bunde steht. Will man nun nicht in der rasch und kühn zufahrenden Weise der Evangelisation, wie ein Zinzendorf, die Welt für Christum zu erobern hoffen, will man andererseits noch weniger planlos und ziellos, darum auch erfolglos in den bestehenden Zuständen sich mit der Predigt des Evangeliums behelfen, so gut es geht, in die Zeit sich schicken, so schlecht sie ist, so braucht man einen Plan, ein Programm für diesen großen Beruf, wie man sozusagen pädagogisch, erzieherisch dem Evangelium Bahn und Raum schaffen kann.

Ihm gestaltete sich das Programm daher so: es gilt vor allem die Pflege der allgemeinen Wahrheitserkenntnis

an der Hand der Sprüche Salomos. Deren Erforschung und Darbietung hat sich bei ihm, und zwar schon in Hirsau, zur Spezialität ausgebildet. Von hier aus können die sonst dunkeln Worte Ötingers einigermaßen verständlich werden, die er, merkwürdigerweise in seiner Selbstbiographie (von der Hirsauer Zeit), aber darum eben an dieser Stelle ausspricht, weil sie ein Bestandteil seines Lebens, seiner inneren Geschichte sind: „Diese allgemeinen Begriffe (Vernunft- und übersinnliche Wahrheiten) populär vorzutragen, war ehemals in der apostolischen Verfassung nicht nötig, aber jetzt ist es nötig. Daher ist auch der „Mystizismus“ (d. h. die Erforschung und Pflege der tieferen Wahrheit) zu einem Scholastizismus (d. h. zur Schulweisheit, also zum Privilegium der Gelehrten) geworden . . ., welche Wahrheiten nirgends in der heiligen Schrift, als allein in den Sprüchen Salomo und in Hiob vorgetragen werden. Diese Sprüche erklären jetziger Zeit Jesum ungemein; und wer es nicht sieht, der weiß nicht, was Paulus sagt: werdet vollkommen am Verständnis, 1 Kor. 14, 20.“ Damit will Ötinger sagen: Darum müssen wir Hiob und die Sprüche mit ihrer „Weisheit auf der Gasse“, den allgemeinen Wahrheitsbegriffen, recht treiben und unter die Leute bringen, d. h. populär machen, weil sonst die hohe Weisheit der Mystiker und der Geistesbesitz der Gelehrten zumeist ihnen nicht zugänglich, die Geistesfülle der apostolischen Zeit aber dahin ist. Mit dieser Weisheit auf der Gasse aber wird, wenn sie dieselbe ergreifen, dieser Mangel ersetzt und die Erkenntnis wird zum Gemeingut, anstatt das Monopol einiger Bevorrechteten, einer Geistesaristokratie zu bleiben. Aber nicht nur das: diese Wahrheit und ihre Wege führen auf Jesum hin und machen das Evangelium für unsere Zeit zugänglicher und die Zeit fürs Evangelium empfänglicher. Wieso? Ötinger sagt weiter:

„Diese Weisheit auf der Gasse ruft uns zu, daß jeder Mensch zwei Dinge wohl studieren soll, nämlich Gott und sich selbst zu erkennen.“ . . . „An den Geschöpfen steigen wir auf zu Gott als einer Leiter, und lernen, daß Gott im Himmel, wir auf Erden und der Abgrund unter der Erde ist. Der Sternenhimmel ist sichtbar, der rechte Himmel unsichtbar, der Himmel

ist Licht, aber nicht wie Gott; denn Gott ist lauter Licht, alles Geschaffene ist nicht ohne Finsternis ..." „O Gott, Licht ist dein Kleid, das du anhast, der Himmel und aller Himmel Himmel begreifen dich nicht, aber du begreifst sie alle. Ach führe du mein Herz aus dieser finstern Welt in dein Licht, weil doch Jesus nichts so sehr im Mund geführt, als daß du Licht bist. Laß mich doch vor dir, d. i. in deinem Lichte wandeln, und nicht Werke der Finsternis thun ..." „Die Sterne sind am Himmel und fallen nicht herab; Gott hat sie angehängt an das Nichts oder an seine innere Kraft, die man nicht sieht. In diese innere Kraft, in diese unsichtbare Welt muß man sich des Tages vielmal begeben und sich in Gedanken vorstellen, man sei darin mehr als in seiner Stube oder mehr als in der bösen Welt." ...

Das sind Beispiele von dergleichen „allgemeinen Wahrheiten", die mit ihm (wie er mit ihnen) fort und fort umgingen; da haben wir auch ein kleines Muster davon, wie Ötinger mit ihnen als mit Schriftzeichen buchstabierte und las in der großen Welt Gottes, der sichtbaren und der unsichtbaren. Das war's auch, was er nicht nur für uns in sich lernte, sondern andere, Große und Kleine — die Kleinen nicht zuletzt — lehrte, auf alle und jegliche Weise. Das Hauptziel war dabei, daß der Mensch lebendig erkenne, wie das Herz Gottes gegen uns gestellt sei und wie unser Herz gegen Gott gestellt werden müsse, um seiner Verheißungen, und durch solche der göttlichen Natur teilhaftig zu werden. Dieser Gedanke, mit dem der Mensch daran schon bei, ja in dem Evangelium angekommen ist, blieb ihm zeitlebens wichtig, wie er denn eine Adventspredigt (im Weinsberger Predigtbuch) so anhebt: „Gottes Herz gegen dir und dein Herz gegen Gott, soll, liebe Seele, der erste gewurzelte Gedanke in dir sein!"

Es drängt sich uns nur eine Frage auf: Was hat denn wohl Ötinger auf diesem Wege erreicht? was war der Erfolg, wenn er dem einfachen Volk solche ernste, nachdenkende Geistesarbeit bot, sei's in den Predigten, sei's in den Bibelstunden, sei's auch in der Schule (wo er, nachdem er die Kapitel der Sprüche in kleine Kapseln mit Zettelchen brachte, solche von

den Kindern ziehen ließ!)? Die Antwort kann aus den Quellen zwar nicht mit voller Sicherheit gegeben werden, aber einige Beweise liegen vor, daß Ötingers Erfahrungen keine schlimmen gewesen sind. Sehen wir von der Opposition der Herrnhuter ab, so klagt er selbst wenigstens nicht über mangelnde Empfänglichkeit. Es giebt aber, außer diesem Beweise des Schweigens noch ein positives Zeugnis dafür, welches Verständnis, welchen Eingang seine Bibelstunden fanden. Es liegt noch eine kurze Zusammenfassung des Hauptinhalts des Römerbriefs vor, welche eine blinde Frau einer anderen aus dem Gedächtnis in die Feder diktiert hat, nachdem sie offenen Ohres und Herzens diesen gesegneten Stunden beigewohnt hatte — eine Zusammenfassung, wie sie kein Doktor und Professor der Theologie wohl richtiger gefertigt hätte. Dieselbe ist in der Einleitung zur Erklärung des Römerbriefs in K. H. Riegers berühmten Betrachtungen zum Neuen Testament niedergelegt.

Hiermit dürfen wir die ebensowohl reiche als schwere Hirsauer Zeit Ötingers abschließen. Nicht soll noch eingegangen werden auf die vom Geiste brüderlichen Zusammenhaltens und aufrichtiger Wahrheitsliebe getragenen Pastoralkonferenzen, welche Ötinger gerne besuchte und eifrig förderte. Er, der unter Kollegen fast Einzigartige, war doch nichts weniger als ein Einspänner.

Eines mag wundernehmen und bedarf vielleicht einiger Aufklärung. Ötinger sehnte sich, wie oben erwähnt, bald und heftig fort von Hirsau, blieb auch nicht volle sechs Jahre dort. Warum wohl? War es um des feindseligen Vogtes willen? Die Korrespondenz mit Bengel weist offenbar noch auf tiefere Gründe hin. 1740, also nach zweieinhalbjährigem Dienste in Hirsau erhält er von Bengel folgende Zeilen: „An eine Ortsveränderung sollten Sie nicht denken, will geschweigen davon reden, außer mit solchen, welche recht für Sie Sorge tragen. Gedenken Sie, daß Sie ein Mann sind, der weiß, was er zu thun hat, nicht aber seine Zeit mit Auswahl dessen zu vergeuden hat, was er thun wolle. Schicken Sie sich in jede sich eben darbietende Gelegenheit einfach nach dem Willen Gottes... So wird Ihnen Ruhe blühen" 2c.

Ötinger nahm, wie er denn von Bengel sich pietätsvoll alles sagen ließ, diese Zurechtweisung an, nicht ohne einige erklärende und einschränkende Bemerkungen, worunter die merkwürdigste diese ist: „Übrigens ist auch dies wahr, daß ich im Predigtamt wegen des Abendmahls niemals ganz fertig werde mit meinem Gewissen“ — ein Geständnis, das uns ja nicht verwunderlich erscheinen kann, das aber später nicht wiederkehrt. Was aber die Frage der Veränderung betrifft, so war offenbar neben den von den „Umständen“ herrührenden Beweggründen in Ötinger eine gewisse Neigung zur Unzufriedenheit und zum „Schwernehmen“. Er, der größere Proben der Selbstverleugnung schon bestanden hatte, vermochte sich doch in das geduldige Ausharren und Auswarten unter den Widerwärtigkeiten der Alltäglichkeit schwer zu finden. Bengel sandte ihm noch zweimal einen Wink zu. Das einemal: wenn je geändert werden sollte, „wohlan, aber alsdann nur nicht bald wieder anders wohin, es sei denn der offenbare Wille Gottes.“ Das anderemal: „Wenn es bei Ihnen einen Zug an einen andern Ort geben sollte, würde es nicht Aufgaben setzen, die Sie sich jetzt nicht einbilden können . . .?“ mit andern Worten: den Widerwärtigkeiten entläuft man nicht durch Ortsveränderungen.

Ötinger war in der That für die ersten Jahrzehnte seiner Amtszeit ein Wandervogel, später nicht mehr. Er reifte zu mehr innerer Ruhe. Der große Maßstab, den er in sich trug, brachte ihm viel mehr Mühseligkeiten und Reibungswiderstände ein, als ein auf der Straße der Mittelmäßigkeit wandelnder Geist je zu empfinden bekommt.

Als er nun den Wanderstab ergriff, suchte er eine Bedienstung in der Nähe Bengels in Herbrechtingen und kam nach Schnaitheim bei Heidenheim.

VII. Ötinger als Pfarrer in Schnaitheim.

1743—46.

Wie ein groß Ding ist es um einen treuen und klugen Haushalter, den der Herr setzt über sein Gesinde, daß er ihnen zur rechten Zeit ihre Gebühr gebe. Luk. 12, 42.

Über diesen kurzen Abschnitt seines Lebens sagt Ötinger nur: „Von da (Schnaitheim) aus besuchte ich den Mann Gottes, Bengel, oft, und er kam auch zu mir. In Schnaitheim arbeitete ich verschiedene Büchlein aus, besonders den historisch-katechetischen Vorrat, und kam endlich mit meiner Theologie soweit zu stande, daß, was ich glaubte, ich ohne Zweifel glaubte.“ Aber in diesen wenigen Angaben ist eine große Arbeit angedeutet. Wenn wir schon bisher erkennen mußten, daß Ötingers Lebensgeschichte großenteils in den Büchern liegt, die er geschrieben hat, so ist in dem, was er in diesen drei stillen Jahren geleistet, sowohl dem Umfange als dem Werte nach, kein geringes Stück seiner Lebensarbeit niedergelegt.

1. Nehmen wir nur den (in Schnaitheim verfaßten, aber erst anno 1761 herausgegebenen) „historisch-moralischen Vorrat von katechetischen Unterweisungen nach den sechs Hauptstücken des Katechismus Luthers,“ der in seiner neuen Ausgabe (von 1872) etwa 570 enggedruckte Seiten zählt, so sehen wir den Denker Ötinger als Katecheten zu den Kleinen heruntersteigen, und mit einem Bienenfleiß, einer unermüdlichen Detailarbeit die hl. Schrift nach allen Richtungen durchforschen nach Beispielen und Bildern, Sprüchen und Wahrheiten, die den Kindern von allen Altersstufen darzubieten und einzuprägen wären. Interessant ist dabei z. B., wie er die Zehn Gebote 1. für Kinder von fünf, 2. von sieben, 3. von zehn, 4. von vierzehn Jahren nacheinander durch Sprüche illustriert. Dann geht er die Beispiele des Guten wie des Bösen nach dem Alten und Neuen Testament, ebenso an der Hand der Zehn Gebote durch, ferner das Leben Jesu unter dem Gesichtspunkt der letzteren. Die anderen Hauptstücke kommen auch nicht zu kurz. Das Ganze ist ein umfassendes Hin- und Hererexerzieren des

Geistes im ganzen Gebiet des Glaubens und Lebens, der Welt- und Gotteserkenntnis, wie nur ein so universeller Geist und ein so unermüdlicher Arbeiter wie er es durchzuführen vermochte.

Ötinger hat also die katechetische und pädagogische Aufgabe, die im übrigen *seine Hauptstärke nicht* sein konnte, mit allem Ernst erfaßt und in der damaligen Zeit, von deren mechanischer, unmethodischer Unterrichtsweise die noch vorhandenen Lehrbücher und Katechismuserklärungen ein sprechendes Zeugnis ablegen, ein Neues gepflügt.

Dieses Detailexerzieren hat gewiß ihm selbst, wie jede geduldige Arbeit, die mit der vollen Hingabe der Person an die Sache geschieht, reichen Gewinn eingetragen. Sie pflegt die innere Energie, die so leicht, wenn der Mensch im Grübeln befangen bleibt, sich gegen ihn selbst kehrt und an seinem Marke zehrt, in der gesundesten Weise auszulösen. Bei Ötinger war damit zugleich ein Schritt weiter auf der Bahn gethan, mit den vielen Schwierigkeiten und Konflikten, welche für ihn die Wirksamkeit in der Kirche bei den Mängeln des Bestehenden mit sich brachte, zurecht und ins innere Gleichgewicht zu kommen. Denn wie konnte besser, fruchtbarer und zweckentsprechender an der Hebung des christlichen und kirchlichen Lebens gearbeitet werden, als durch die christliche Pädagogik? Es giebt kein edleres und hoffnungsvolleres Werk, als die Arbeit an der Jugend.

2. Daß Ötinger auf dieser Bahn zu einem gelasseneren und ruhigeren Standpunkt in Bezug auf die kirchlichen Verhältnisse gerade in dieser Zeit weitere Fortschritte gemacht hat, davon giebt Zeugnis ein ganz interessantes Büchlein, das er in Schnaitheim verfaßte, mit dem Titel: „*Vorschläge zur allmählichen Kur der Seele und des Leibes.*“ Er, der sowohl Theologe als Mediziner war, hat in diesem Büchlein ein buntes Vielerlei geboten. Es ist aber besonders ein Doppeltes hervorzuheben. Im sechsten Abschnitt bietet er eine anregende Ausführung über die Gesundheit, Krankheit und Kur des Leibes, indem er spricht von der ursprünglich gesunden harmonischen Ausstattung des Menschen, der proportionierten Mischung der Teile, dem richtigen Maße der Lebenskräfte, sodann von der

durch den Fall eingetretenen Ungleichheit (Disproportion), welche die Austreibung aus dem Paradies zu einer Notwendigkeit, die Arbeit im Schweiß des Angesichts „nicht bloß zu einer Strafe", sondern vielmehr zu einer Arznei gemacht hat, um daraus den Schluß zu ziehen, „daß Gott noch heutzutage diese Arznei sowohl für Gesunde zur Bewahrung, als auch für Kranke zur Heilung verordnet habe und deren Gebrauch vor allen andern Medikamenten segnen wolle". — Aber viel bedeutsamer ist der Kern der Schrift, der gleich in der Vorrede „von dem langen und kurzen Weg zum Christentum" spricht. Hier führt Ötinger mitten in die Schwierigkeiten hinein, von welchen heutzutage die Erfassung und die Aneignung der christlichen Wahrheit umgeben ist. Darüber sagt er: „Glaube an den Herrn Jesum, so wirst du und dein Haus selig: war ehemals der kurze Weg und Eingang in das Christentum. Es ging damit weit geschwinder als jetzt. Damals hatte das Antichristentum noch keine Form wie jetzt: die Einfalt der Religion wurde dadurch noch nicht so verstellt, wie es nun am Tage ist! ... Das Christentum war an sich selbst höchst annehmungswürdig, indem ein jeder, dem es um Gott zu thun war, darin das Vortrefflichste, das er gesucht, angetroffen. ... Überdies war es mit einer solchen Form umgeben (Ötinger denkt dabei wohl an die Gestalt des ursprünglichen Gemeindelebens, im Unterschied von dem heutigen Kirchenwesen), daß sich die Grundlehren dadurch gar bald an die Gewissen angepriesen und legitimiert. ... Diese Form, diese einfältige und reizende Gestalt kann man jetzt den Menschen nicht mehr ... so leicht ins Gesicht stellen, weil die Unterscheidung des wahren und falschen Christentums ein Gesperr macht" (ein unnachahmlicher, treffender Ausdruck!). Ötinger führt dann weiter aus, daß wir zwar der Reformation viel verdanken, weil sie uns vom Papsttum befreit hat, aber es gebe „viel subtilere Dinge, davon Arnd schreibt: die verursachen uns bald ebensoviel Not".

Aber wie soll man's denn bessern? Hier mögen wir inne werden, wie viel Ötinger inzwischen in der Gelassenheit gelernt hat. Er schreibt: „Man muß bedenken, was der Heiland sagt (Matth. 9, 16), daß man das Alte mit dem Alten, oder

wenigstens nicht ganz Neuem ausbessern soll, und daß es in gewissen Fällen gut gethan sei, es nicht besser machen zu wollen, als es der Zustand eines ganzen Körpers leidet. Wenn er (d. h. dieser Zustand) nun jetzt keinen so kurzen Weg verträgt, als er von Anfang war, so müssen wir gedenken: Hier ist Geduld der Heiligen, besonders gegen andere. Nach dem Besten zu streben, ist geboten, aber das Gegenwärtige recht zu gebrauchen und sich dabei zu leiden, ebensowohl. Was ist zu thun? Gott hat alles vorhergesehen und doch hat er solche Schwierigkeiten nicht gehemmt. ... Wir müssen uns demnach in die Zeit schicken." Er illustriert sodann die Lage der Kirche mit einem Gleichnis, wie es drastischer nicht hätte gewählt werden können: „In einem Hause, worin die Frau nicht wohlauf oder wenigstens auf der Flucht in die Wüste (Offb. 12) ist, müssen Haushälter, Knechte und Mägde thun, was sie selbst thäte, wenn sie es schon nicht zum klügsten machen. Lebt doch der Herr, das Haupt der Gemeinde, und sitzt zur Rechten Gottes allezeit. Ohne ihn kann nichts geschehen, ihm ist's um sein Erbteil zu thun, um die Seelen, die ihm vom Vater geschenkt sind. Wir haben demnach als Diener der Kirche die Lenden unseres Gemüts zu begürten." ... Hiefür beruft er sich auf Luthers Wort: „Das ist die allerhöchste Weisheit auf Erden, die gar wenigen bekannt ist, daß man sich richte in den schwachen Christen. Sein Reich bestehet auch also, daß er mit den Schwachen, Kranken und Zerbrochenen zu schaffen hat und sich ihrer annimmt, daß er ihnen helfe gleich als ein Spittelmeister in einem Spittel unter den kranken, armen und siechen Menschen." ... Ötinger folgert aus dem allem: „Das ist Grund genug, über den Schaden Josephs nicht immerfort zu weinen, sondern seine Lenden zum Geschäft zu begürten." ... Unter diesem Geschäft versteht er nicht nur die treue Ausübung des Predigtamts und Seelsorgerdienstes — und „solche Kranke erfordern einen vielfachen äußerlichen und innerlichen Dienst, dergleichen die Gesunden in den ersten hundert Jahren nicht nötig gehabt" — sondern insbesonders auch die Darreichung von entsprechenden Schriften, wie ihm denn die Verbreitung guter Lektüre sehr am Herzen lag.

Das Wertvolle aber an diesen Bekenntnissen ist dies, daß sie nicht von einem bequemen Kirchenmann, einem in Amt und Würden sitzenden Mietling stammen, der sich um den Schaden Josephs nicht kümmert, sondern von einem treuen Arbeiter im Weinberg des Herrn, von einem solchen, den, wie seinen Herrn und Meister, des Volks jammert, der aber in seiner eigenen Brust längst den schweren Kampf durchgekämpft hat, ob's besser und edler im Gemüt und mehr nach Gottes Willen sei, sich zu scheiden von der Kirche mit ihren Mängeln, oder aber Geduld und Glauben der Heiligen „besonders gegen andere" in ihren Schranken zu halten und zu üben. Man meint, es müssen jedem, der diesen Fragen je schon ernst gegenüber gestanden ist, an diesen von lauterer Liebe und Wahrheit stammenden Ergüssen die Augen darüber aufgehenden, welche Wahl die edlere, größere, göttlichere ist. — So war Otinger klarer, ruhiger, fester geworden.

3. Ein Wort aus der Selbstbiographie hat darum auch einen inhaltsreichen Klang: er sagt, er sei in Schnaitheim so weit gekommen, daß, was er glaubte, er ohne Zweifel glaubte. So ist es wohl hier angebracht, einiges aus dem Glaubensbekenntnis anzuführen, in welches er einmal seine innerste Überzeugung gegossen hat. Dasselbe lautet im Auszuge:

„Ich war tot, nun aber lebe ich, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Ich bin also durch denselben dem Gesetz und dessen Zeremonien gestorben, dem allein lebend, welcher mich von allem, außer dem Gebot der Liebe, losgemacht.

Er hat mich für majorenn erklärt, und mein geistliches Erbteil meiner Sorgfalt zur Verwahrung anvertraut, daher ich keines Vormunds brauche.

Geist und Wahrheit sind die wesentlichen Stücke meiner selig machenden Religion; die genaue und pünktliche Erfüllung aller Arten einer echten und uneigennützigen Liebe ist mein unausgesetzter Gottesdienst.

Meine Kirche ist der Tempel meines Leibs, der sowohl dem Äußern als dem Innern nach gereinigt und zur Wohnung des dreieinigen Gottes bereitet ist. Jesus ist darin allein der Prediger, der mein Gewissen sich zur Kanzel auserlesen und bestimmt hat. Herz und Sinne, alle Begierden sind die Zuhörer, welche da

in eingekehrter Sittsamkeit und Fleiß bemerken und bewahren, was aus seinem holden Munde geht."

Gegen den Schluß seines Aufenthalts in Schnaitheim hatte Ötinger eine schwere leibliche Not durchzustehen. Haben wir ihn früher schon davon sagen hören, daß er die Anlage zu einem Bruchleiden habe, so war inzwischen das Übel akut geworden und er mußte sich zu einer Operation entschließen. Er reiste hiezu in das nahe Ulm, nicht, wie er ursprünglich beabsichtigte, nach Stuttgart, in dessen Nähe er zu diesem Behufe (um ärztlich beraten zu sein) schon einen andern Dienst sich ausgesucht hatte. — Die Operation gelang, aber fast hätte er sich verblutet. „Gott erhielt mir," schreibt er, „meinen Odem, und ich danke ihm für die vielen Demütigungen, darin er mich vieles gelehrt."

Nachdem diese Gefahr überstanden war und er sich erholt hatte, zog er nun in den neuen Dienst, nach Walddorf, Oberamts Tübingen.

VIII. Ötinger als Pfarrer in Walddorf.

1746—52.

„Gott hat allerhand Mittel, dem Unverstand zu wehren; die ganze Erde und Himmel ist ein Buchstab aufs Ewige. . . . Die Weisheit auf der Gasse ist allen Völkern gemein. Diese muß man der allgemeinen Menschenliebe Gottes zuschreiben (Spr. 8)." Ötinger.

Begleiten wir Ötinger nach Walddorf, so kommen wir an einen Abschnitt seines Lebens, der einerseits besonders reich ist an geistigem Schaffen, andererseits ihn zum erstenmale vor der Öffentlichkeit, besonders bei der gebildeten Welt, in einigen Verruf gebracht hat. Man kann es ihm nicht verzeihen, daß er unter die Alchemisten, die „Adepten" gegangen ist, die sich doch nur mit der brotlosen Kunst abgegeben haben, Gold zu machen. Wie konnte sich, sagte man, ein so scharfblickender

Geist so weit verirren! Es ist auch rundweg zuzugeben, daß wir bei Ötinger die chemischen Studien und Experimente sehr wohl vermissen könnten. Jedenfalls war er hierin mehr als in der Theologie und Theosophie ein Kind seiner Zeit und konnte sich von Vorurteilen nicht freimachen, die uns heute, aber eben heute bei dem Stande der Wissenschaft, zumal der Chemie, fast ein Lächeln abnötigen.

1. In welchem Sinne und mit welcher Absicht er sich auf dieses Gebiet einließ, das sagt er selbst: „Allda (in Schnaitheim) fand ich, nachdem ich in der Theologie keinen Zweifel mehr hatte, mich getrieben, um der emblematischen Theologie willen die Chemie praktisch zu betreiben." Also, das ist der Sinn dieser Worte, nachdem er in der Theologie nach ihrer praktischen Seite, wonach sie Erkenntnis der Wahrheit zur Gottseligkeit ist, festen Grund gewonnen, blieb ihm die Aufgabe übrig, die emblematische Theologie zu durchforschen, d. h. die Theologie der Sinnbilder, wonach, mit Goethe zu reden, „das Vergängliche ein Gleichnis fürs Unvergängliche" ist, oder mit Drummond, „das Naturgesetz in der Geisteswelt" sich wiederspiegelt, oder auch, im Sinne Ötingers, die Geistesgesetze in der Naturwelt sich niedergelegt und ausgeprägt vorfinden (Röm. 1, 20). Diese großen Gedanken in sich bewegend, war nun Ötinger der Überzeugung: „Die Philosophie der Adepten hilft ungemein viel zu der Physik, d. h. der Naturlehre der hl. Schrift und diese trägt viel bei zur Erkenntnis der hl. Schrift selbst; daher habe ich alle Geduld, die dazu gehört, gebraucht." Weiter sagt er: „Die goldmacherischen Absichten machen, daß man die wahre Physik ... niemals findet. Es sind auch viele Adepten, die sich begnügen, daß sie die Apothekerkunst kennen und nicht weiter auffsteigen. Diese nutzen niemand, als sich selbst. Ich aber habe die emblematische Theologie in der Chemie zum Grund, und lasse den Ausgang Gott über. Wer alles zusammenhält in meinen Destinationen (d. h. den mir bestimmten Aufgaben), wird finden, daß ich mit göttlichem Beruf darin arbeite ohne Abbrnch meines Amtes. Denn wer es ernst angreift, hat keine große Unkosten." Ötinger will also nicht „Gold

machen", sondern, wie er im Jahre 1748 an den Grafen von Castell schreibt: „Betreffend die Chemie, so gehört sie zur wahren Erkenntnis dessen, was notwendig, einfältig und nützlich ist. Nicht Gold und Silber, sondern der gerade Weg, die Weisheit in heiliger Schrift, hat mich darauf gebracht." Er will auch nicht den Apothekern ins Handwerk pfuschen; daß er mitunter auch Arzneimittel herstellte, die er besonders den Armen zukommen ließ, ist damit nicht ausgeschlossen, wie er denn einige Zeit später schreibt: „Meinen armen Leuten Bibeln, Bücher und Arzneien anzuschaffen, für mich selbst aber wieder zu haben, treibt auch mich an zur Nebenarbeit (nämlich einmal zur litterarischen, sodann zur chemischen Thätigkeit). Niemand schaden, den andern nützen, gönnen uns die Engel, nicht die Menschen." — Vielmehr setzt er sich das zum Ziel, daß er durch die Chemie die hl. Schrift besser versteht, daß er sucht: „die hl. Schrift nicht ohne die Werke Gottes zu erklären". Denn so sagt er sich: „In heiligen Dingen muß eine Panharmonie (d. h. eine durchgängige Harmonie) sein, in der Natur auch. ... Die Wahrheit Gottes in der Natur und Schrift bei so skeptischer (zweifelsüchtiger) Zeit ist mein Grund." Dabei ist er sich redlich bewußt, von der Richtschnur des Willens Gottes, wie er ihn für sich versteht, nicht abzuweichen, wie er denn weiter sagt: „Übrigens bin ich im Kampf, wenn ich ... etwas anderes will, als Gottes ewiger Vorsatz; wenn ich einen anderen Führer, als den heiligen Geist merke ..., wenn ich meine Hand ausstrecke auf irgend eine Weise nach dem Baum des Lebens außer Christi Kreuz. Da habe ich Kampf mit mir selber, bis alle diese Phantasmata (Phantasien) durch Gnade und Wahrheit verschwinden. Dies ist die rechte „Zurückführung auf den ersten Grundstoff", dies giebt grundbewährende Wahrheit." Damit, mit eben diesem (chemischen) Ausdruck beweist Ötinger, daß er erstens nicht in seinen chemischen Bemühungen auf- und unterging, daß es ihm zweitens nur um die Erkenntnis der Wahrheit zu thun war. In demselben Sinne bekennt er (1748): „Ich suche Einfalt in allem. Einfalt in der Wahrheit, Wahrheit in der Einfalt, Geduld in der Wahr-

heit, Standhaftigkeit in der Geduld. Alle diese Gesichtspunkte haben mich auf den Stein der Weisen geführt. Kurz, ich weiß vor Gott, daß ich die Wahrheit zum Beweggrund habe, Wahrheit in Jesu Christo, dem Zweig und der Wurzel Isai, der wahren Tinktur (d. h. der geheimen göttlichen Kraft, welche die Geschöpfe durchdringt). Gott hat Wunderwege ... aber die Gläubigen tingiert (durchdringt) er doch so geheim, daß sie ihr Gold nicht spüren." Noch deutlicher und schöner spricht er seinen Sinn einige Jahre später aus: „Das Ewige ist mein Teil. ... Alles Zeitliche, auch der Stein der Weisen, ist kein Lohn. In Jesu Christo bin ich wirklich ein geistlicher Adeptus (d. h. Chemiker). Sein Blut ist in Wahrheit meine Tinktur ... die innerliche Armut und Niedrigkeit ist Gottes und Jesu Lohn in dieser Welt. Gott ist mein Gold. Er wohnt in mir und ich schmecke seine ewige Güte." Aber, so muß er hinsetzen: „Mit dem allem lachen mich meine Brüder nur aus, und ich komme ihnen vor wie ein Konzeptenmacher (wir würden sagen: ein Ideenkrämer)". —

Uns wird es nun nicht mehr in den Sinn kommen, ihn über diesen Bestrebungen auszulachen. Seine Thorheit war immer noch weiser, als die Klugheit seiner Zeitgenossen. Er stand bergehoch über ihnen mit dem, was er auch auf diesem Wege suchte und erstrebte. Aber das überhebt uns nicht der Pflicht, nüchtern und unbefangen zu fragen: Wie weit kam denn thatsächlich Ötinger auf diesem Wege? und was war etwa das Wertvolle, was dagegen das Verfehlte an diesen Bemühungen?

Es gilt zunächst zu unterscheiden, was für Erfahrungen und Erfolge die Sache ihm äußerlich eintrug und was er für sein inneres Bedürfnis, sein Erkenntnisstreben, davon hatte. Er scheint den Betrieb derselben lange fortgesetzt zu haben, mit sehr wechselndem Erfolge; wenn man gewissen Traditionen Glauben schenken darf, die aber der fleißige Sammler Ötingerscher Erinnerungen, Pfarrer Ehmann, in seiner Biographie selbst als „Sagen" bezeichnet, so ist eine von Dr. Barth aufbewahrte Anekdote ganz besonders bezeichnend. Er erzählt: „Ötingers

eigenen Freunden und Verwandten war das fast leidenschaftliche Vergnügen, mit welchem er seine chemischen Arbeiten bis ins hohe Alter (?) betrieb, unbegreiflich und sogar lästig. Alle Bemühungen jedoch, ihn davon zurückzuhalten, blieben vergeblich, bis ihn einst in Murrhardt ein merkwürdiger Fremder aus weiter Ferne besuchte, der ihn überzeugte, daß es für ihn Zeit sei und sich zieme, jene Beschäftigung aufzugeben." Ist schon diese Erinnerung gar zu geheimnisvoll, um als geschichtliche Wahrheit zu gelten, so ist die andere, die aus Walddorf stammt, zu derb, um als bare Münze genommen zu werden: Als er noch Pfarrer in Walddorf war, kam er an einem Regentage in die Schmiedewerkstatt (wo er zu laborieren pflegte), wo eben mehrere Bauern um den heitern Schmid versammelt waren, der etwas an einem Tigel ausbessern sollte. Dies gab den Bauern Veranlassung, neugierige Fragen an ihren Pfarrer zu richten. Einem derselben, der gesagt hatte, der Herr Pfarrer müsse doch bei seinem Laborieren einen rechten Profit haben, erwiderte Ötinger: „Ja, einen Narrenprofit."

Doch nun ein anschauliches Beispiel aus seiner wirklichen Erfahrung. Ein Melissenbüschel, das er einmal geschenkt bekommen, that er neun Monate später in eine große Glasretorte, zerhackt und mit Regenwasser eingeweicht. Nachdem er gemach gefeuert, ging das Wasser in die Vorlage herüber; nachher, bei stärkerem Feuer, folgte das Öl der Melissen nach und schwamm auf dem Wasser: es hatte aber die Form unzähliger Melissenblätter, mit feiner Zeichnung aller Linien; so oft er das Öl schüttelte, die Formen stellten sich immer wieder her, tausendfach, ohne Vermischung. Da hatte er etwas gefunden, was ihm wie ein Wunder erschien: die Form der Melissenblätter ohne die Grundlage der Materie. „So giebt es," durfte er sich sagen, „noch eine Form ohne die Stäublein der Erde, welche die Melissen im Wachstum anziehen, und welche im caput mortuum (der toten Masse) zurückbleiben. Die Form ist flüssig und behält doch die genaueste Zeichnung und Signatur völlig."

Aus dieser Entdeckung machte nun Ötinger wichtige Schlüsse: 1) „Es fragt sich: wie kommt diese Form, diese Idee in die

Walddorf bei Tübingen.

zerstäubende Materie unter dem Wasser? Ich schließe, daß Gott innigst gegenwärtig sei, aber von dem Irdischen unergriffen, in allen Werkzeugen und Geburten ... daß Gott von Anfang des Wachstums ein unsichtbares Bild darin unterhalte. Darum sagt Paulus (Apostelg. 17, 27), daß man Gott fühlen könne in diesen Gestaltungen. Gott ergießt das Vorbild aller Gestaltungen in alle Arten der Dinge, nicht mittelst Vorausbildung, sondern in wirklicher fortwährender Wirkung."

2) Wie er nun so durch ein chemisches Experiment beweisen konnte, daß im wachstümlichen Öl der Pflanzen das Bild mit allen Zeichnungen liege, ehe die Blume ihre Gestalt offenbart, so, schließt er, „muß demnach auch im Menschen ein solches Bild verborgen liegen, auch in dem gottlosesten, aber verschlungen, nach dem Wort Spr. 20, 27: Der Atem des Menschen ist eine Leuchte des Jehovah." Diese Leuchte muß ein Bild haben ... und dies durchdringt alle Kammern des Bauchs (!). Es liegt demnach in allen Menschen verborgen. ... Einige merken es an sich, andere nicht. In jenen wird es durch heftige Begierde mehr oder weniger offenbar. Den Geist gelüstet wider das Fleisch, Jak. 4, 5. Dies verborgene Bild wird sehr gequetscht durch äußerliche Zufälle. Es wird auch befleckt. Es giebt Augenblicke, da man seine Thorheit fühlt, aber auch da man Gnade vermerkt.

3) Ötinger hat noch mehr daraus erschlossen. Er nimmt 1 Kor. 15, 35 ff. zu Hülfe und erklärt zunächst das Gleichnis vom Sterben und Aufleben des Samenkorns für unser Sterben und Auferstehen: „Was du säest wird nicht lebendig, es sterbe denn. Nun, was stirbt, lebt vorher. Das Sterben ist nur eine Abscheidung der Dinge, die das Leben verdecken, Ablegung der groben Hülse: das treibende, lebende Wesen bleibt allezeit." Dann nimmt er sein Experiment dazu und schließt weiter: „Dies (das treibende Wesen) ist, was die Stäublein in die Form und die Blumen in die Figur bringt. ... Die irdische Hülse bleibt in der Retorte, das bildende Öl geht als ein Geist über mit völliger Form ohne Materie. Obwohl nun dieses Experiment nicht jedermann beigeht, so ist doch in allem ein gewisses vorlaufendes

Gefühl und Gemerk davon, das seinen Ursprung herholt von dem verborgenen Sehnen und Verlangen nach der Herstellung ins erste Wesen und nach der Losmachung von der Eitelkeit." ... Lehrreich ist auch der weitere Schluß: „Der Leib ist zweierlei: die grobe Hülse und der Stoff zum geistlichen Leib, dieser ist schon in dem bildenden Lebensgeist und derselbe nimmt die bleibenden Stäublein wieder an sich, wenn er in die Erde gesät wird. Soweit können wir nachsinnen ... der geistliche, subtile (feinere) Leib ist in dem natürlichen verborgen, aber er kommt nicht ohne Gottes Auferstehungskraft hervor. Und davon wissen wir sehr wenig."

Das ist das berühmt gewordene Experiment mit den Melissen. Begreiflicherweise machte es Ötinger große Freude. Aber wie merkwürdig! Als andere es ihm nachmachen wollten, da gelang es nicht mehr! das ist auch sehr lehrreich. Es zeigt uns einmal, daß dieses Experimentieren vielfach nur ein Tasten war, sodann, daß viel wert- und bedeutungsvoller als das jeweilige äußere Resultat der Versuche die Deutung und Nutzanwendung war. Das war seine eigentliche Kunst, Gold zu machen. Die Chemie war ihm ein Anschauungsunterricht für göttliche und geistliche Wahrheiten, „Himmel und Erde ein Buchstabe aufs Ewige".

Wir sehen an diesem Beispiel besonders deutlich, welches ungeheure Interesse für ihn gerade die Chemie haben mußte. Hier hatte er eine Erkenntnis, welche den Dingen sozusagen auf den Grund ging, eine Erkenntnis, welche die Dinge in ihrem Leben und Werden — nicht nur in Wort und Bild — zu begreifen schien, eine Erkenntnis, welche sie in ihren göttlichen Ursprüngen und Ausflüssen erfaßte: lauter Absichten und Ziele, die er sich in seiner Theologie — um etwas festes zu haben — immer gesetzt hatte. So war seine Theologie der Chemie wesensverwandt, war selber eine Art geistiger Chemie, und seine Chemie eine in das Naturreich übersetzte Theologie. Daher konnte er gelegentlich sagen, Gott sei der größte Chemist, oder a. a. O. der wahre Chemikus sei ein Nachfolger (Nachahmer) Gottes; in einer Epistelpredigt wird sogar einmal Christus „der himmlische Scheider und Schmelzer" genannt.

Doch nun die zweite Frage: was ist denn, wirklich und thatsächlich betrachtet, das Wert- und Sinnvolle, was umgekehrt das Irrige und Verfehlte an diesen Bemühungen gewesen? Schon das Bisherige hat den Beweis dafür erbracht, daß es sich hier nicht um eine bloße Liebhaberei, um ein Steckenpferd handelt, das der geneigte Leser und Beurteiler ihm zu gute zu halten gebeten werden muß. Vielmehr haben ihn große Gedanken dabei geleitet und auf diese gilt es zu achten. Er hat sich an eine Riesenaufgabe gewagt, daran er sich teilweise verhoben hat. Es gilt auch nach dieser Seite von ihm, was sein Schwiegersohn Klemm über ihn einmal sagt: „Alles war groß an ihm; aber eben deswegen fiel auch sein Schatten groß ins Gesicht.“ Wir können aber heute viel unbefangener über ihn urteilen und das, worin Ötinger ein Kind seiner Zeit war, und das, worin er sich weit über sie erhob und ihr vorauseilte, auseinander halten. Wir dürfen nur auf eine bedeutsame litterarische Erscheinung blicken, die vor ein bis zwei Jahrzehnten das größte Aufsehen gemacht hat. Als der nun verstorbene Henry Drummond sein Buch „das Naturgesetz in der Geisteswelt“ herausgab, da ging ein Staunen durch die christliche Welt, daß ein Naturforscher und Theologe in einer Person aufgetreten war, der Geist und Natur, die großen Bruchteile des Seins, ohne Materialist zu sein, unter einen Generalnenner, den des Gesetzes, gebracht hat. Ötinger hat zu seiner Zeit, unter ungünstigeren Umständen, mit unbequemeren Werkzeugen und darum mit weniger Erfolg denselben kühnen Wurf gewagt. Wer sich die Mühe nimmt, das genannte Werk zur Vergleichung herbeizuziehen, wird Berührungen und Beziehungen genug entdecken. Nur die Formen sind verschieden. Bei Drummond ist der Zentralbegriff das Gesetz, die Ordnung, bei Ötinger das Leben und die Kraft Gottes, die alles durchdringt, wie er denn um diese Zeit in Walddorf „die Theologie aus der Idee des Lebens“, sein abgeklärtestes Werk, geschrieben hat. Denn, das stand ihm fest, es kann nur eine Wahrheit geben.

Aber, wie gesagt, es hat Ötinger für die Riesenaufgabe, die er anfaßte, für das Kunstwerk der philosophia sacra

an den nötigen Werkzeugen gefehlt. Die Zeit war noch nicht erfüllt, um den Gedanken seines Lebens auszuführen, die Steine noch nicht gebrochen und behauen, den idealen Bau eines einheitlichen, Natur und Geist, Himmel und Erde umfassenden Wahrheitssystems aufzuführen. Noch hatten die Naturkunde (Physik und Chemie) einerseits, wie die Geisteswissenschaften (Theologie und Philosophie) andererseits, die bisher in dem unklaren und darum unwahren Verhältnisse der Vermischung neben- und untereinander hergegangen waren, sich reinlich zu sondern, und in ihrer Selbständigkeit nach den ihnen eigentümlichen Gesetzen auszubauen, auszubilden und auszuleben, ja sogar, wie anno 1866 die deutschen Brüder, sich zu bekämpfen und zu befehden, bis der Versuch gewagt werden konnte, zu erweisen, daß es doch nicht eigentlich zwei Wahrheiten, sondern nur eine gebe, daß Geist und Natur ein großes All sind, daß die Natur die Signatur göttlicher Gedanken an sich trage, die Geisteswelt aber von Gesetzen durchwaltet sei wie die Natur.

So erkennen wir beides: das Sinnvolle und Wertvolle der Ötingerschen Bemühungen — nach ihrem Ziel und Grundgedanken, wie das Irrige und Verkehrte in den eingeschlagenen Wegen. Ötingers Chemie war noch keine Wissenschaft, sondern ein Tasten und Suchen, und es mischten sich in sie vorzeitig theologische Gedanken hinein; und umgekehrt seine Theologie, insbesondere seine Schriftforschung, suchte in ihrem eigenen Gebiete naturwissenschaftliche Begriffe und Erkenntnisse, die eben wieder durch eine Grenzüberschreitung erst in dasselbe hineingelegt waren: Grenzüberschreitung hinüber und herüber, das ist der verborgene Rechenfehler im System; daher keine Klarheit, daher viel unnützer Ballast. Was findet nicht ein Ötinger alles in dem biblischen Begriff des „Salzes", oder des „Rades der Geburt" (Luther: „der Wandel") Jak. 3 an chemischen und physikalischen Erkenntnissen niedergelegt! Das wirkt bis in die Predigten hinein, welche ohne die chemischen Ingredienzien — oder wenn solche nur als Bilder und Gleichnisse benützt, nicht als direkte Wahrheitselemente hingestellt würden — viel klarer, durchsichtiger und flüssiger wären.

Es ist nicht zu leugnen: Ötinger hat der Chemie zuviel Einfluß auf seine Theologie eingeräumt, und weil er zuviel beweisen wollte, nichts bewiesen und das Verständnis vielfach erschwert, statt geklärt. Man tritt dem großen Manne damit nicht zu nahe. Denn die beste Ehre, die man ihm erweisen kann, besteht darin, daß man ihn zu verstehen sucht. Merkwürdigerweise begegnet man bei ihm auch Äußerungen, welche zeigen, wie er sich von dieser Neigung des Zuvielbeweisenwollens loszumachen wußte.

Er sagt einmal: „Heutzutage verwandelt man den Glauben in eine Wissenschaft, in eine logische Demonstration (Beweisführung). Aber da irrt man oft sehr, wenn man nur die Sätze, wie in der Erdmeßkunst (d. h. Geometrie) für wahr hält. Da braucht man die heilige Schrift nicht dazu, sondern nur Kunst. Durch dies betrügt man sich selber; denn es hat keine Wurzel im Lebensgrunde. Glaube hat eine innere, verborgene Hypostase oder Grundstellung.“ Wer so klar und rein von der eigenartigen selbständigen Natur des Glaubens zu reden weiß, der braucht ja für das Recht und Fortkommen desselben bei keiner Naturwissenschaft oder Philosophie ein Anlehen zu machen, er kann seines Glaubens leben. — Aber wir hörten ihn oben ja selber sagen, daß er schon bisher, ohne die Chemie, in seiner Theologie dazu gelangt sei, daß, was er glaube, er ohne Zweifel glaube: nicht für die Praxis des Glaubens, sondern für die „emblematische Theologie“, für die sinnbildliche Gotteserkenntnis und das theoretische Wahrheitsbedürfnis ist ihm dieses neue Hilfsmittel, die Chemie, von Wert gewesen.

2. Sein ganzes theologisches Denken bekam dadurch eine massive, geistig-substanzielle Art, die freilich nicht jedermanns Ding sein, über deren thatsächlichen Wert man auch verschieden denken kann. Er hat auf diesem Wege viel gewonnen und ein System christlicher Erkenntnis aufzubauen vermocht, das in seiner Zeit einzig dasteht. Es tritt uns entgegen in den wichtigen Schriften, die Ötinger in Walddorf geschrieben hat. Es sind drei: einmal die lateinisch verfaßte Untersuchung über den sensus communis,

das allgemeine Wahrheitsgefühl, sodann die deutsch geschriebene Nutzanwendung des vorigen: „die Wahrheit des sensus communis oder des allgemeinen Sinnes“ in den Sprüchen und Prediger Salomo (mit verschiedenen Anhängen), endlich die nach seinem eigenen Zeugnis auf Befehl des Konsistorialpräsidenten Barons von Zech lateinisch geschriebene „Theologie, aus der Idee des Lebens abgeleitet“. Diese letztere ist Ötingers bedeutendste Leistung. Die Bücher selbst, die in Walddorf geschrieben waren, kamen erst später heraus. In denselben ist eine Fülle von Geistesarbeit niedergelegt, die kaum begreifen läßt, wie ihr Verfasser daneben noch, was doch thatsächlich der Fall, in Predigt und Seelsorge seine Pflicht erfüllen konnte.

Es handelt sich für uns hauptsächlich darum, den Begriff des sensus communis, des allgemeinen Wahrheitsgefühls, uns möglichst klar zu machen. Hier hat und hieran kennt man den ganzen Ötinger. Hier ist er in seinem Element, in seiner eigensten Domäne, hievon redet er mit solcher sieghafter Gewißheit, daß man ihn entweder in diesem Mittelpunkte seines Denkens oder überhaupt nicht versteht. Er redet von dem, was er weiß, und zeugt von dem, was er gesehen hat. Uns anderen macht es zuerst viel Mühe, ihm nur nachzubuchstabieren; erst allmählich gelangt man dahin, die Wichtigkeit und Wahrheit dieses Hauptbegriffs nachzufühlen und zu entdecken, daß man in der That hier auf soliden Grund, auf unerschütterliches Felsgestein stößt, darauf man gewiß treten kann. — Das ist kein Wunder: er selbst war zu dieser Errungenschaft erst nach vielen Vorarbeiten, verschlungenen Gängen und Umwegen gelangt.

Es wäre zunächst hochinteressant, zu erfahren, wie eigentlich Ötinger auf diesen Begriff geführt worden ist. Er spricht sich aber darüber nicht besonders aus. In der bisherigen Entwicklung aber liegen die Wurzeln zu Tag. Wir haben gesehen, wie bei seinem Suchen nach Wahrheit die Zeitphilosophie ihn unbefriedigt ließ, weil sie mit ihren verstandesmäßigen Begriffen weder die lebensvollen Wahrheiten der Schrift, noch das Leben und Weben der Natur und Geisteswelt überhaupt erreichte und

umspannte; wir haben bei der Auseinandersetzung mit Zinzendorf gefunden, daß ihm dessen ungeteiltes Dringen auf das unmittelbare Ergreifen Christi des Gekreuzigten und den Eintritt in seine Gemeinde als eine Verkürzung des umfassenderen menschlichen Wahrheitsbedürfnisses erschien. Hiezu kam die Erfahrung, die er im Pfarramte machte, daß „die gemeine Erkenntnis oft fruchtbarer ist als die philosophische". Oetinger verstand etwas von dem Wort:

„Grau, Freund, ist alle Theorie,
Grün ist des Lebens gold'ner Baum."

Aber, was das Wichtigste ist: die Sprüche Salomos, in denen er die Stimme der „Weisheit auf der Gasse" (Kap. 1) vernommen hat, die er für die Verkündigung der Wahrheit als unentbehrliche Grundlage schätzen gelernt, wiesen zurück auf ein im Menschen *vorhandenes*, von Gott ihm einerschaffenes *Gefühl für die Wahrheit*, ein *geheimes Sensorium*, welches allem verstandesmäßigen Denken *vorläuft*. Das ist der sensus communis, das allgemeine Wahrheitsgefühl. Daß er aber diesem *Organ der Wahrheitserkenntnis* eine so wesentliche Bedeutung zuschrieb, daß er es zur *ursprünglichen Ausstattung* des Menschen rechnete, das ist ganz gewiß ein Ertrag seiner chemischen Studien und Überzeugungen. Wir dürfen uns nur an das Experiment mit den Melissen erinnern und an die zweite Folgerung, die er daraus gezogen hat: *Der sensus communis ist die Leuchte des Herrn*, die den ganzen Leib durchdringt und dadurch ist ein lebendiger, sozusagen organischer Zusammenhang zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf festgestellt, welcher die Grundlage bildet für *das Zeugnis des Geistes Gottes im Menschen*. Am besten ließe sich dieses allgemeine Wahrheitsgefühl im Menschen bestimmen als das seiner Stufe entsprechende *höhere* Gegenbild zum Instinkt der Tiere.

Doch hören wir ihn selbst! Am einfachsten spricht er sich darüber aus in einem Brief an den Grafen von Castell aus dem Jahre 1752: „Wegen meines Buchs über den sensus communis kann ich in Wahrheit sagen, daß mir Gottes An-

gesicht mit biblischer Redensart vorgeleuchtet, wo nicht zu allen Worten, doch zur Hauptsache ...

Der sensus communis ist das Verborgene der Menschen, ein stilles Gefühl der Ewigkeit, oder wie Salomo (Pred. 3, 11) sagt, Gott habe die verborgene Ewigkeit in der Menschen Herz gegeben. Dies wird auf viele Arten heutzutag unterdrückt, es wird für Schwärmerei gehalten. Canz (der Professor in Tübingen) *doziert öffentlich*, ohne daß einer kommt und sagt: Der Herr schelte dich! *es sei kein Trieb zu Gott im Menschen, sondern es komme alles durch Unterricht in ihn*. (Dies war der Standpunkt der „aufgeklärten" Philosophie jener Zeit, der extreme Gegensatz zu Ötingers Überzeugungen!) Es sind aber oberherrschaftliche (wir würden sagen: souveräne), von des Menschen Erziehung unterschiedene, von den Menschen selbst verschiedene, auf die Ewigkeit zielende Triebe im Menschen, und wenn dies nicht ist, so ist das Zeugnis Gottes im Menschen, auch im Wiedergeborenen, unerklärbar: wenigstens ist jener Sinn — der sensus communis — das Rezeptivum (d. h. das empfängliche Organ) davon ...

Ich gebe meinem Buch nur den Titel: *Untersuchung* über das allgemeine Wahrheitsgefühl; *denn wir haben tagslebens daran zu lernen*. Wäre nur unsere philosophische Sprache nicht so verwirrt, wie beim Turm zu Babel die ordentliche Sprache, und wäre unser Auge recht einfältig: so würden wir bald erkennen, daß der Odem des Menschen eine Leuchte des Herrn ist ... Aber vor lauter philosophischer Sprachverwirrung wird es einem, der auch wie mit einem Blitz durchleuchtet wäre (Luk. 11, 32), schwer, *mit neuen Zungen zu reden*. Wir werden uns also mit kleinen Beobachtunglein begnügen müssen, bis die Erkenntnis des Herrn die Erde wie Wellen des Meeres überschwemmt. Genug *wenn jeder nur seine Empfindung rein bewahrt* ... es ist in Wahrheit so, wenn ich *mein Herz* finde, so leuchtet mir *Gottes Angesicht*, und wenn ich dieser Erleuchtungen viele zusammennehme und meine Rede daraus formiere, so giebt es ein Buch, das nach dem inneren Sinn geschrieben ist. Ich habe oft zu Mitternacht empfunden, was ich den Tag über geschrieben."

Diese Worte beweisen, wie sicher Ötinger seiner Sache war, als er diese Schriften verfaßte und seine Gedanken ans Licht der Öffentlichkeit brachte. Wenn es ihm nur gegeben gewesen wäre, in fließendem Stile, in durchsichtiger Sprache die entdeckten Wahrheiten mitzuteilen! Er würde gewiß nicht nur mehr Anklang gefunden, sondern auch mehr Einfluß ausgeübt haben. Indessen sei versucht, aus der Inhaltsangabe des genannten Buchs: „Untersuchung über das allgemeine Wahrheitsgefühl" die Hauptsachen herauszuheben.

Er bestimmt darin den sensus communis überhaupt als eine lebendige und durchdringende Empfindung der geistlichen oder leiblichen Gegenstände, die sich nicht bloß leidend oder empfangend verhält, sondern mit einer augenblicklichen, unmerklichen Schlußwirkung verbunden ist (ein Gemerk, das sofort auch, unwillkürlich, Stellung nimmt zu der Sache); insbesondere ist er eine solche Empfindung, welche der Untersuchung, dem zergliedernden Denken vorausgeht, indem sie durch einen heimlichen Trieb auf das Nützlichste, Notwendigste und Einfältigste in allen Dingen hingeführt wird. Denn, so sagt Ötinger weiter in der „Wahrheit des sensus communis in den Sprüchen und Prediger Salomo": „Das Notwendigste in der Welt ist durch äußerliche Macht und Ansehen bestätigt, das Nützlichste durch täglichen Gebrauch befestigt und das Einfältigste leuchtet und bricht aus dem Innersten heraus durch die allerzartesten Vorempfindungen und Triebe und bringt wieder... bis in das Innere." Ötinger nun stellt dies als Thatsache fest: „Mit diesen drei Eigenschaften des Notwendigsten, des Nützlichsten und des Einfältigsten läßt sich die Gottheit überall bekleidet fühlen und finden" (man denke an Apg. 17, 27. 28!) Und Jesus Christus hat dieses auf die ausnehmendste Art an sich getragen, da er auf der Welt wandelte, und alle seine Diener müssen das in ihrem Maß auch haben. Die Leuchte des Herrn ist in jeder Seele, wie viel mehr in den Dienern Christi. Sie müssen vor allem diesen sensus communis kennen, davon Jesus Christus so oft geredet: Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme; und wieder: Schaue, daß nicht das Licht in

dir Finsternis feil... und weil die Sprüche Salomos lauter Wahrheiten der Leuchte des Herrn (d. h. dem Wahrheitsgefühl) vortragen, so beweist sich durch sie die Wahrheit des sensus communis... denn die Natur sucht sich, findet sich aber nicht als im Wort der himmlischen Aussprüche (das ist einer von den Fundamentalsätzen der ganzen Philosophie Ötingers). Da findet sie das Gemälde ihrer inneren Verborgenheiten."

Daraus folgt, daß der sensus communis mehr von dem Unsichtbaren empfindet als die Vernunft (wir würden sagen: der Verstand), welche hauptsächlich erkennt, wie die Dinge in der Welt sich auf einander beziehen, aber meistens nur im Sichtbaren und nach Art der Rechenkunst ihre Erkenntnis erlangt. Und daher ist es ihm von Wichtigkeit, daß der Verstand und dieser Wahrheitssinn, obwohl sie im Leben verbunden auftreten, in ihrer Selbständigkeit als Seelenkräfte erkannt werden. Diese Einteilung der Seelenkräfte sei überhaupt besser, jedenfalls schriftgemäßer, als die „schulmäßige" in „Verstand und Willen", wobei der Verstand vorangehe, der Wille von ihm abhänge. Die Schrift lasse das „Herz" (das ist zugleich der sensus communis) vorangehen. Ötinger hat ohne Zweifel hiemit den Nagel auf den Kopf getroffen. Denn ohne diese Betrachtung ist in der That die Weisheit der Weisen und die Thorheit der Thoren in dieser Welt unverständlich.

Um es möglichst klar zu machen, wie die heilige Schrift den sensus communis beschreibe, nennt er hauptsächlich drei Worte, mit welchen dieselbe seine Hauptmerkmale andeute: 1. Sie heißt ihn „Herz" oder Gewissen, d. h. ein Mitwissen mit Gott, mit anderen und mit sich selbst. Das Herz ist die Werkstätte, worin die göttlichen Kräfte durchs Wort gepflanzt werden. Und ein sensus communis, ein den Menschen gemeinsamer Sinn ist er, weil jede Seele oder Odem des Menschen eine Leuchte des Herrn ist. Man darf sich nun aber diesen „Sinn" nicht als ein bloßes (formales) Organ oder Seelenvermögen vorstellen. Es liegt in ihm schon ein Inhalt. Die heilige Schrift beschreibt denselben 2. durch „Wort", „Leben",

„Licht“ (vgl. Joh. 1, 1 ff. und Luk. 11, 34 f.!), „als durch etwas, das höher ist als der Mensch selbst, das durch eine festgestellte göttliche Ordnung dem Menschen nahe ist, daher auch der Mensch in seinem Gewissen etwas Oberherrschaftliches, über ihn Gebietendes erkennen muß.“

3. Geht man aber den in der Schrift gegebenen Spuren weiter nach, so wird das große Gewicht, das diesem Gefühle innewohnt, noch durch ein inhaltsvolleres Wort bezeichnet. Pred. 3, 11 sagt die Schrift: Die Ewigkeit hat Gott in des Menschen Herz gegeben. „Diesem nach hat dieses Sensorium eine innerliche Sehnsucht und Abzielung auf die Ewigkeit.“ Sieht man näher zu, so folgt auch dies mit einer gewissen inneren Notwendigkeit aus dem Vorigen. Dem Gedanken des Lichts und Rechts, der Wahrheit und des Lebens wohnt ein ewiger Wert inne. So ist mit seinem Herz und Gewissen, seinem inneren Gefühl und Verantwortlichkeitsbewußtsein, seinem Suchen und Sehnen nach Wahrheit der Mensch an Gott und Ewigkeit gebunden.*)

Ötinger weiß nun ganz wohl, daß der Mensch wie er ist, von dem wie er sein soll, wie er zum Bilde Gottes geschaffen ist, scharf unterschieden werden muß; er weiß und sagt es selbst: „Der lautere Brunn ist mit Kot zugeworfen, die

*) Luther hat den Vers Pred. 3, 11 anders übersetzt; aber die wörtliche Übertragung Ötingers ist im ganzen richtig, wie denn auch die neue Übersetzung von Kautzsch beweist: „auch die Ewigkeit hat er ihnen ins Herz gelegt; nur daß der Mensch das Werk, welches Gott thut, nicht von Anfang bis zu Ende erfassen kann.“ Ötinger hat sich, sachlich nicht unrichtig, das so zurecht gelegt: „Dies Gefühl der Ewigkeit wird zur Angst und zum Zweifel, wenn man nicht in die einfältigen, geraden Wege Gottes sich einfügen läßt von dem Zuge Gottes selbst. Daher übersetzt es auch Luther per consequens (d. h. im Hinblick auf das, was so herauskommt): Er läßt die Menschen sich ängsten.“ — Eine Frage für sich ist, was der ursprüngliche Sinn des Wortes „Ewigkeit“ im 11. Vers ist, im Vergleich mit V. 19—21, in welchen der Zweifel an der Ewigkeitsbestimmung des Menschen so stark zum Ausdruck kommt. — Interessant ist und wie eine zutreffende Auslegung zum Wort des Predigers klingt das Wort eines neuen Dichters: „Malgré moi l'infini me tourmente“, zu deutsch: das Unendliche treibt mich um, ohne daß ich's abschütteln könnte!

Leuchte verdüstert"; „so allgegenwärtig Gott durch alles wirkt und redet, so sehr er in seinem Eigentum daheim sein will, so wollen ihn doch die Seinen nicht kennen." Aber Gott hat Rat geschafft. Einmal läßt sich, wie oben erwähnt, die Gottheit mit den Eigenschaften des Notwendigsten, des Nützlichsten und des Einfältigsten überall bekleidet fühlen und finden: da ist „die Allgegenwart der ewigen Kraft und Gottheit, die über alles und durch alles ist" (Röm. 1); da sind „die Anstalten der Gesellschaft, die Gott verborgentlich regiert" und endlich hat Gott sich in der Menschheit Jesu aufs Vollkommenste geoffenbart — hier ohne Fehler, während er sich auch durch andere Menschen trotz ihrer Fehler offenbart und alle Menschen zu Werkzeugen der Weisheit macht. — Sodann ist insbesondere auch durch die Sprüche der Weisheit dafür gesorgt, daß die Wahrheit in Übung komme: „Die ursprünglichen Wahrheiten, welche wie ein Blitz aller Vernünftelei vorlaufen, sind in den Sprüchen der Weisheit mit einer göttlichen Empfindungskraft umgeben." Sie, die Sprüche, sind alle klar..., aber wem? dem auf den sensus communis Verständigen, der die Weisheit auf der Gasse gehört (Spr. 8)! Die Weisheit ruft auf der Gasse, zuoberst auf den Türmen, am Wege, an den Thüren vor der Stadt, am Eingang der Thore (V. 2—4). Wenn sie dann an den bekanntesten Orten so laut ruft, so muß etwas sein, das sie hört: das ist der sensus communis. Keine kürzere Begriffsbestimmung giebt es nicht als: „das, was der Wahrheit entspricht, die auf den Gassen ruft."

Da wird uns aufs neue klar, warum die Sprüche ihm so wichtig, so teuer waren und blieben: sie haben ihm den sensus communis teils entdecken helfen, teils erklärt und bewährt. Daher der Titel des zweiten Buchs „Die Wahrheit des sensus communis". Ötinger ist hier auf richtiger Spur. Wer hat nicht schon entdeckt, wie ein Sprichwort hundertmal treffender und wirksamer ist, als verstandesmäßige Zergliederung? Der mühsamste und fleißigste Aufsatz über sie ist nur ein faber, matter Abguß davon: das Aroma, die Kraft ist weg.

Nehmen wir aber alles zusammen, so läßt sich nur sagen: Oetinger befindet sich mit seiner unermüdlichen Betonung und Erforschung des sensus communis in guter Gesellschaft; er darf erinnern an die „vorgefaßten Ideen" der Griechen — Platos berühmte Ideenlehre — an Ciceros „vorausgenommene Begriffe" — an den landläufigen Begriff des Gewissens oder den tieferen mystischen vom „Abgrund der Seele": „es läuft alles auf eines hinaus", und er hat recht (anno 1754) zu schreiben: „Wenn mein Buch über den sensus communis die Wirkung gehabt, daß es die Dinge nennt, welche in uns liegen, und daß es den Grund angiebt zum Beifall der Wahrheit vor dem Räsonnement, so sollen nur die Menschen fein stille werden und hören, wie der Herr in der Werkstatt des heiligen Geistes, nämlich im sensus communis redet, so werden sie gelehrter werden als die Akademiker."

Wie wahr und fruchtbar diese Gedanken sind, dafür wollen wir aus unserer Gegenwart nur den einen und anderen Zeugen anführen. Kein geringerer als Robertson, einer der größten englischen Theologen im 19. Jahrhundert, schreibt: „Meine Schafe kennen mich," sagt Christus. „Sie kennen ihn instinktiv. Gerade so erkennt die Seele die Wahrheit aus Gott. Wahrheit ist Licht — sichtbar an sich, nicht erst durch den Schatten, den es wirft. Es ist etwas von Gott, das in Beziehung steht zu dem, was von Gott ist außer uns, und es durch unmittelbare Eingebung erkennt. Etwas in einer wahrhaftigen Seele, das in Beziehung steht zu der Wahrheit und sie als solche verwirklicht. Christus verwirklichte die Wahrheit, und die aus der Wahrheit sind, erkennen ihre Wirklichkeit. . . . . Die weisen Menschen des Verstandes und logischer Beweise verlangten Zeugnisse für diese Wahrheiten und sagten: . . . Gieb uns Beweise! . . . Aber einfache Leute haben die Frage schon entschieden. Sie wußten wenig von kirchlicher Autorität u. s. w., aber ihr Auge sah das Licht und ihr Herz fühlte den gegenwärtigen Gott. Weise Pharisäer und gelehrte Doktoren sagten in Bezug auf jenes erstaunliche Wunder: Gieb Gott die Ehre. Aber der arme ungelehrte Mann, dessen blindes Auge zum erstenmal in ein Antlitz voller Liebe schaute, antwortete: Ob

dieſer Menſch ein Sünder iſt oder nicht, das weiß ich nicht: eines aber weiß ich, daß ich blind war und bin nun ſehend. . . . In allen Angelegenheiten ewiger Wahrheit eilt das Gemüt dem Verſtande voraus. Du erkennſt die Wahrheit, wenn du ſie in dir verwirklichſt. Laßt uns aufrichtig ſein! überzeugt, daß das Zeugnis der Wahrheit in unſere Seele gelegt iſt. Wir können nicht aus zweiter Hand Gewißheit erlangen über göttliche und ungöttliche Dinge. Nur aus erſter Hand!" Hier haben wir genau dasſelbe, was bei Ötinger sensus communis heißt, nur mit andern Worten. Und wenn derſelbe Robertſon aus dieſen Überzeugungen heraus ſich den Grundſatz gebildet hat: Die Wahrheit ſollte nicht dogmatiſch (ſchulmäßig und mit logiſchen Beweiſen) verkündet, ſondern an Herz und Einbildungskraft gerichtet werden, ſo iſt das nur eine Befolgung der Ötingerſchen Grundregel: es ſolle nach dem sensus communis geprebigt werden.

Aber auch die höhere Bedeutung dieſes Senſoriums für das Wahre, Ewige, Göttliche, wornach es eigentlich ein Element der Gottebenbildlichkeit des Menſchen, der Adelsbrief ſeiner göttlichen Herkunft iſt, findet heutzutage ihre Zeugen. In einem jüngſt erſchienenen Büchlein „Imago Dei" (Gottes Ebenbild) wird die Frage beſprochen, woher der Gottesgedanke, dieſer allgemein menſchliche Beſitz, ſtamme? und die Antwort gegeben: „Gleiches kann nur von Gleichem ſtammen ... Göttliches nur aus Gott ſein. Hat Gott dem Menſchen die Ewigkeit ins Herz gegeben, iſt dieſes Ahnen Gottes ein Funke göttlichen Lebens in uns, ſo wird es uns verſtändlich. Dann iſt alles Gottesbewußtſein nichts anderes, als die Erinnerung des Kindes an ſeine Heimat, dann iſt das Gewiſſen nichts anderes, als „das Monogramm Gottes in der Menſchenbruſt", dann iſt alles Sehnen nach Wahrheit und Vollkommenheit, nach Frieden und Seligkeit nichts anderes, als das Heimweh des ausgeſtoßenen Fremdlings nach der Stätte, da ſeine Wiege ſtand ... und eher kommt ein Menſch nicht zum Frieden, als bis er ſein Pniel gefunden hat und ſagen kann: Ich habe Gott von Angeſicht geſehen, und meine Seele iſt geneſen."

Diese Gedanken liegen wieder ganz in der Linie der Oetinger-schen Lehre, gerade nach der Seite hin, daß das Gottesbewußt-sein, die Gottesahnung im Menschen auf einen realen Zusammen-hang mit Gott zurückweist. Die philosophische Frage, ob es „angeborene Ideen" im strengen Sinn gebe oder nicht, oder ob alle diese geistigen Besitztümer dem Menschen nur durch die Gesellschaft, Abstammung, Erziehung übermittelt werden, kann man auf sich beruhen lassen: die Thatsache des sensus communis und seine Wichtigkeit für die Erkenntnis und die Verkündigung der Wahrheit bleibt davon unberührt.

Aber eine Betrachtung läßt sich dabei nicht unterdrücken: Das Feld, das Oetinger mit solchem Fleiße und Eifer ange-baut hat, hat nicht, weder zu seiner noch zu unserer Zeit, die entsprechende Pflege gefunden: es wurde großenteils brach liegen gelassen. Das hatte damals und das hat heute seine Gründe, wiewohl jedesmal ganz verschiedene. Zu seiner Zeit verstanden ihn die „Rechtgläubigen" nicht, so wenig wie die Philosophen, weil er ihren Schulbegriffen widersprach. Heutzutage — das kann man sich nicht verhehlen — steht der ganze Geist der Zeit der Erfassung dieser ursprünglichen Wahrheiten im Wege. Je künstlicher und komplizierter die Verhältnisse eines gesteigerten Kulturlebens sind, desto weiter entfernt man sich von der Natur und ihrer Ursprünglichkeit. Unser gesellschaftliches, geistiges und wirtschaftliches Leben ist, beim Licht besehen, überaus künstlich, wie auf Schrauben gestellt. Das ist die dunkle Kehrseite der durch die großartigen Fortschritte in der Naturbeherrschung gesteigerten Selbstherrlichkeit des Menschen. Dadurch ist der Sinn für das Ewige, die Empfänglichkeit für die „Allgegen-wart der ewigen Kraft und Gottheit" geschwächt. Was Oetinger in seiner „Theologie aus der Idee des Lebens abgeleitet" § 34 ausführt, gilt wohl von der Welt zu jeder Zeit, klingt aber wie eine Weissagung auf die unsrige insonderheit. Es heißt da:

„Der sensus communis für die Vorsehung ist bei allen Menschen vorhanden; daher Sokrates treffend gesagt hat, die Vorsehung leugnen sei der Wahnsinn eines Besessenen. Aber wehe! wie geht dieser gesunde Sinn augenblicklich verloren bei den Gottlosen, und wie schwer erhält

er sich bei den Frommen! ... Wie schwer ist es darum, mit den natürlichen Kräften Gott als so nahe und wirksam in allem zu verehren, was da geschieht, es sei uns nun widerwärtig oder erfreulich! Wie leicht wird jener Sinn für das Ewige, von dem Salomo Pred. 3, 11 sagt, daß er den Menschen ins Herz gegeben sei, unterdrückt durch die Unbeständigkeit und Eitelkeit der uns umgebenden Dinge und durch so viele hieraus entspringende vergebliche Anstrengungen. „Jehova ist ein Fels, sein Werk ist vollkommen und darum sind alle seine Werke akurat. Gott ist ein Gott der Beständigkeit und nichts in ihm weicht von der geraden Richtung ab. Er ist gerecht und gerade." 5 Mos. 32, 4. Aber wir Armseligen, wie leicht fließen wir auseinander!"

Es ist ja bekannt, wie vielen — Millionen! — mitten in der christlichen Welt man mit dem Gedanken der „Vorsehung" und „Weltordnung" kaum mehr kommen darf, weil die bestehende zu allernächst in die Augen fallende Weltunordnung ihnen die Augen verblendet hat. Desto größer und wichtiger wäre gerade die Aufgabe, den Spuren Ötingers nachzugehen und seine Arbeit fortzuführen, in der Verkündigung des Evangeliums insbesondere auf seine Winke und sein Vorbild zu achten!

Über das dritte in Walddorf verfaßte Hauptwerk, das sein ganzes christliches Lehrsystem enthält, die „Theologie aus der Idee des Lebens", können wir uns nach dem bisherigen um so kürzer fassen. Er hat es mit vollster Hingabe geschrieben und in eine sorgfältiger ausgearbeitete Form gegossen, als seine anderen Schriften. Nicht nur, daß ihm die Aufforderung zu dieser Arbeit von seiten seiner Vorgesetzten zugegangen war — ein „Befehl", wie er selbst schreibt, war es doch wohl nicht — sondern daß er hoffen durfte, diese seine „Theologia" werde auch in Gebrauch kommen und auf diese Weise gegen die gesamte oberflächliche Zeitrichtung einen Damm aufrichten. Der äußere Erfolg war freilich, wie nach dem bisherigen zu erwarten, nicht entsprechend groß: seine Zeitgenossen waren nicht reif dazu, auf diese Höhen, in diese Tiefen ihm zu folgen. Sonst hätten sie ihn auf die Hochschule berufen und zum Pro-

fessor gemacht! Spätere, besonders Philosophen wie Schelling und andere, wußten sie besser zu würdigen.

Ötinger geht von der Überzeugung aus, „daß die hauptsächlichste Idee der Theologie das Leben Gottes sei, welches durch Christum den Kreaturen mitteilbar ist." Denn diese Idee herrsche in der heiligen Schrift durchaus vor. Er erinnert an des Petrus Ausspruch: Du hast Worte des ewigen Lebens Joh. 6; nach Apostelg. 5, 20 sollten die Apostel „alle Worte dieses Lebens" reden. Der Begriff des Lebens muß also alle christlichen Lehrstücke durchdringen und beherrschen und ihnen ihre innere Einheit verleihen. So handeln „die Worte des Lebens" in seinem Aufbau der christlichen Lehre: 1. von Gott, als der Quelle des Lebens, 2. vom Menschen, als dem Behältnis des Odems des Lebens, 3. von der Sünde, als der Entfremdung vom Leben Gottes, 4. von der Gnade, als der Mitteilung des neuen Lebens, 5. von der Kirche, als der Gesellschaft, in welcher der Geist des Lebens wirkt, 6. von den letzten Dingen, wie z. B. von dem Ende und Ausgang des Lebens. Dieser Hauptgesichtspunkt „des Lebens" bringt nicht nur Einheit und Einheitlichkeit in die Artikel der Lehre, sondern hat auch den Vorteil, die Theologie von der praktischen Seite anzufassen, wie sie denn eine praktische Angelegenheit, nicht nur ein Gegenstand des Studiums ist. Das, sagt Ötinger, habe er von seinem Lehrer Bilfinger seinerzeit gelernt und nie wieder vergessen.

Dementsprechend gestaltet sich nun auch die Methode, wie er das Gebäude der christlichen Lehre aufbaut. Wenn der Heiland selbst Joh. 7, 17 sage: Wenn jemand dessen Willen (der ihn gesandt hat) thun will, der wird in betreff der Lehre erkennen, ob sie aus Gott sei, oder ob ich von mir selber rede, so könne doch niemand eine bessere Anleitung zur Prüfung der Rechtgläubigkeit an die Hand geben als er. Demnach gilt es bei jedem Artikel der Lehre 1. auszugehen von der inneren Erfahrung oder dem sensus communis, 2. sodann aus der hl. Schrift zusammen zu sammeln, was sich auf jeden Artikel bezieht, endlich 3. in dogmatischen Formeln sich gegen die Irrlehre sicherzustellen und der öffentlich geltenden Kirchen-

lehre „mit Salz und Frieden“ (d. h. zugleich mit dem Freimut der Wahrheit und den Rücksichten der Pietät) beizutreten. Ötinger bekennt hiebei, mit Staunen entdeckt zu haben, daß er mit der Augsburger Konfession ganz übereinstimme. Andererseits sei dabei ersichtlich, wie er auf diesem Wege, d. h. von diesem Ausgangspunkt der inneren Erfahrung aus, durch die Schrift zur Kirchenlehre dazu gelangt sei, ohne äußere Antriebe von seiten seines Standes (wie viele ja um dieses willen allein orthodox sind), von Herzen zu glauben, was er glaube.

Es ist also Ötinger darum zu thun gewesen, mit dieser seiner Dogmatik Erkenntnis des Lebens und lebensvolle, wurzelhafte Erkenntnis zu pflanzen, welche nicht schulmäßig gelernt, sondern innerlich angeeignet worden und darum ein bleibendes geistiges Besitztum ist. Daß das Studium des Werkes kein leichtes ist, kann nach dem bisherigen nicht wunder nehmen. Der tiefgründige Denker stellt Anforderungen, die das Durchschnittsverständnis seiner Zeit weit überstiegen. Ein Steinhofer urteilt wohl darüber: „Wenn aus allen seinen Bemühungen nichts herausgekommen wäre als dieses Werk, so wäre es genug.“ Im übrigen war die gelehrte Welt teils still, teils focht sie ihn an — weniger über diesem Buch, als über den Schriften vom sensus communis. Professor Canz und nachher Professor Faber in Tübingen ließen Gegenschriften ausgehen, worauf Ötinger wieder entgegnete. Der Ertrag dieser litterarischen Fehden ist nicht gerade groß. Eine völlige Verständigung konnte ja selbstverständlich nicht erreicht werden. Denn wer trifft die Wahrheit ganz? Und Ötinger selbst sagt sich (im Anschluß an Pred. 8, 8) ganz richtig: „Wir haben keine Macht über des andern Geist.“ Etwas Bitteres ist aber für ihn aus dem Federkrieg hervorgegangen. Dr. Faber, der später Prälat und Konsistorialrat wurde, konnte den Widerspruch nicht vertragen und nicht vergessen: das sollte Ötinger später noch zu fühlen bekommen. —

Aber hätte nicht Ötinger besser gethan, weniger zu schreiben? Er selbst erkannte die darin liegende Gefahr wohl, durfte aber gewiß mit Recht sagen: „Ich schließe aus allem,

es sei meine Gabe, andern mit Bücherschreiben zu dienen."

... „Bengel hat so gut ein Waisenhaus erbaut als Francke. Francke hat Geld empfangen von Gott zum Waisenhaus: Bengel hat Gedanken empfangen zum Bau der Weisheit auf sieben Säulen. So empfängt jeder, wozu er sich schickt. Gott ist unerschöpflich reich über alle, die ihn anrufen." Das paßt doch sicher auch auf Ötinger selbst. Es paßt auch auf ein weiteres Büchlein, das ebenfalls aus der Waldorfer Zeit stammt: „Die Psalmen Davids nach den sieben Bitten des Gebets des Herrn in sieben Klassen gebracht," das er den Mitgliedern „des Reutlinger Kapitels" widmete. Im Widmungsschreiben sagt er u. a.: „Alle Anstalten und Gesetze werden endlich zur Last oder sie vergehen und werden zu einem toten Körper, wo nicht der freiwillige Geist sich durch Gebet und Erneuerung wieder sucht gemeinschaftlich zu ermuntern. Damit ich es nun an meinem Teil nicht ermangeln lasse, teils meine Ergebenheit und Dankbarkeit zu bezeugen für die Aufnahme in Ihre Gemeinschaft, teils meinen Beitrag zur gemeinschaftlichen Erbauung zu thun, so habe ich diese Schrift hochgeehrten Herren Kollegen wollen zueignen. Welches Mittel zur Einigkeit in Lehre, Zucht und rechtschaffenem Wandel ist wohl besser, als die Einhelligkeit des Gebets im Geist und in der Wahrheit? Dahin zielt mein Büchlein." — Welche tiefe Einsicht in das, was der Kirche, was besonders den Dienern der Kirche notthut, welches Gefühl von der Verpflichtung: „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes," und endlich welches aufrichtige Streben, seine Kraft in den Dienst der Gesamtheit zu stellen, spricht aus diesen Worten! Man mag zugleich daraus abnehmen, wie ernst und richtig er vom Zusammenstehen der Diener des Evangeliums behufs Förderung in ihrem Berufe, nicht nur in ihrem „Stande" (was heutzutage mehr betont wird), dachte.

Aber noch eine neue Seite an Ötinger tritt in dieser Schrift hervor. Die Erneuerung und Verjüngung des christlichen Lebens, des persönlichen Christentums, die so nötig, so

unentbehrlich ist, wenn es nicht in kirchlicher Gewohnheit erstarren soll, sucht und findet er im Gebete, für dessen Übung ihm gerade die Psalmen vorbildlich sind, in welchen wir ja, wie Luther so schön sagt, den Heiligen ins Herz sehen. — Was aber Ötinger hier seinen Kollegen sagt, das hat er selbst geübt: Er ist ein Beter geworden und geblieben bis an sein Ende, der mit seinem Gott reden konnte als mit seinem Freunde. Es waren ihm noch viele und schwere Prüfungen und Kämpfe vorbehalten, die er sonst nicht hätte bestehen können. Ein so unruhiger Geist bedurfte, wenn er zum inneren Gleichgewicht sich durchringen wollte, erst recht eines anderen Hebels als desjenigen der angestrengten, unermüdlichen geistigen Arbeit; diese kann die Unruhe eines „sorgenvollen Geistes", wie er sich selber nennt, wohl zeitweilig beschwichtigen, indem sie die innere Energie in gesunder Weise auslöst, aber nicht besiegen und überwinden. Wirkliche Kraft, die den Menschen über sich selbst emporhebt, kann nur von oben stammen. Diese findet man in der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, welche den Zufluß göttlicher Kraft vermittelt. „Mein Kampf ist," schreibt er im Jahre 1748: „1. alle Tage vor Gott stehen; 2. gerne thun vor Gott, was ich ungern thue; 3. nicht große Dinge begehren, aber 4. Deo digna (was Gottes würdig ist) nicht verachten." Das zeigt, was er unter Beten verstand und wie er es übte. Es entspricht auch ganz seinen Überzeugungen und Grundsätzen, wie sie sich früh in ihm entwickelt und herausgebildet haben, dem Zuge zum Reellen und Wesenhaften. Wenn ein Denker der Neuzeit die Religion kurz und treffend so beschreibt, sie sei der Sinn für Realität (Lagarde, „Deutsche Schriften" S. 137 und 67), so ist hiefür Ötinger in seiner Person ein verkörpertes Beispiel. — Wer einmal in seiner Predigt auf den Sonntag Rogate (Murrhardter Predigtbuch) von ihm sich hat sagen lassen: „Beten ist nicht nur Worte aus dem Gebetbuch vor Gottes Angesicht ausschütten, sondern, weil Gott Vater aller Menschen nach dem Gebet Jesu Christi soll genannt werden, ... so heißt beten die Macht üben, mit Gott ... zu wirken. ... Hieraus sehet ihr, wie ihr beten sollet, nämlich daß es eine Wirkung habe ins Heiligtum Gottes

im Himmel," wer, meine ich, von ihm sich das hat sagen lassen, der kann dies nie wieder vergessen.*)

4. So ist der Schriftsteller Ötinger doch nicht nur ein Bücherschreiber gewesen, sondern ein Mann des Lebens, des Lebens in der Welt, aber noch mehr des Lebens in und aus Gott.

Daher hat er in Walddorf auch als Prediger, Seelsorger und Erzieher seinen Mann gestellt. Er bekennt, daß er in dieser Gemeinde „viel Erbauung gehabt habe". Das will ohne Zweifel besagen, daß hier im Unterschied von anderen Gemeinden seiner Wirksamkeit weniger Schwierigkeiten bereitet worden sind, daß er mehr Eingang fand, infolgedessen auch mehr Segen auf ihn zurückfloß. Nach den vorhandenen Zeugnissen zu urteilen, scheint er selber auch ungemein treu gewesen zu sein. „In meiner Gemeinde — schreibt er — arbeite ich ganz ruhig, meist mit Hausbesuch. Je mehr ich in meinem Seelengeschäft treu bin, je mehr gehen mir auch die Augen in andern Dingen auf. Aber in einen Stall die Seelen zusammenzubringen, darauf arbeite ich eben nicht sehr." Damit spricht er eine Regel aus, die nach ihren beiden Seiten sich von jeher bewährt hat: treu, aber ja nicht pedantisch und schablonenhaft, gilt es des Amts, zumal des geistlichen, zu walten! Aber er spricht sich noch näher darüber aus, wie er die Seelsorge treibt: „Meine Übung in der Gemeinde ist, an den rohen, wilden Leuten arbeiten. Ich bin ein Hirte der Löwen, Bären, Schweine und etlicher Seelen Hirt. Ich besuche jene und diese egalement." Darin wenigstens wird er unter seinen Brüdern im Amte nicht gar viele seinesgleichen gefunden haben und noch finden. Es gehört zu jeder Zeit viel evangelische Erkenntnis und Gesinnung dazu, um den pharisäischen Sauerteig ganz auszustoßen, der dem Erlöser selbst es zum Vorwurf macht: „dieser nimmt die Sünder an und isset mit

*) Derselbe Gedanke, der so wahr wie fruchtbar ist, findet einen ansprechenden Ausdruck in den „Blättern zur Pflege persönlichen Lebens" von Dr. Joh. Müller, I. Band, S. 102 f.: „Beten darf ja schließlich jeder, beten kann aber nur, wer in der Richtlinie der Gedanken Gottes steht und sie vernimmt. ... Seine (des Gebets) Erhörung ruht auf Interessengemeinschaft, auf Gegenseitigkeit."

ihnen," und dafür den Sinn Jesu einzutauschen, der diese eben als die nächsten und bedürftigsten Objekte der Seelsorge ansieht. Wie viel er von diesem Sinne in sich aufgenommen hatte, das beweisen folgende Äußerungen: „Barmherzig werden war des Erlösers, als eines Menschen Zunehmen: und durch diese Barmherzigkeit müssen wir auch zunehmen, süß, gut, mitleidig gegen alle Menschen werden." Und die andere: „Wir müssen die Menschen als Gottes und unsere Söhne, oder wenigstens als Brüder von einem Blute ansehen, mit welchen wir einmal wieder eins werden müssen, so daß auch nicht einmal eine unzeitige Geburt dahinten bleibt. Bengel, der demütige, aber große Mann, als ich ihm vorhielt, wie er mit diesem und diesem sich so habe abgeben können, sagte: ‚Niemand ist so rauhhärig, daß er nicht noch ein weiches Plätzlein hat, wo ihm beizukommen ist.' Wir haben genug zu studieren, wenn wir dieses weiche Plätzlein finden wollen." — Das ist der wahre Universalismus des Evangeliums, seine edle Weitherzigkeit, welche die Menschen nimmt wie sie sind und ihr Elend nicht unterschätzt, aber an der Möglichkeit, ja an der Aussicht auf ihre Errettung nie verzagt, weil es die Absicht und die Kraft Gottes kennt, der da will, daß allen Menschen geholfen werde. Solche evangelische Grundstimmung setzt freilich immer eine demütige Selbsterkenntnis voraus, welche diesen Glauben teils fordert, teils trägt. Von dieser giebt Ötinger kurz und gut Zeugnis, wenn er schreibt: „Die Psalmen zeigen an, daß wir Menschen sind, allen Leidenschaften unterworfen. Nur vom Unglauben sind wir eximiert (d. h. ihm entnommen). Allzu stoisch (d. h. tugendhaft und tugendstolz) ist auch nicht gut."

So hatte er zum Diener des Evangeliums, zum Priester und Seelsorger inmitten der Welt, wie sie ist, die richtige Qualifikation. Aber wir haben ja schon des öfteren wahrgenommen, daß ihm der Zustand nicht nur der christlichen Welt, sondern der Kirche selbst viel Kummer verursachte. Das war auch in Walddorf nicht anders. Aber auch hierin klären sich seine Ansichten immer mehr. In seinen Briefen an denselben Freund, in denen er überhaupt sein Innerstes am rückhaltlosesten kundthut, spricht er sich über diese Frage sehr drastisch

aus: „Ich arbeite an meinem kleinen Häuflein auf allerhand Weise: Ich bin ein Arzt, eine Magd, ein Schuldiener, weil die Frau, die Kirche, krank ist. Will mich der Herr in andere Umstände, an dem Wort und Lehre der Wahrheit allein zu arbeiten, versetzen, so danke ich ihm. (Dachte er hiebei vielleicht an ein akademisches Lehramt? es ist nicht unmöglich, da er einige Jahre später schreibt: ‚Dieser Tage ist mir jemand vorgezogen worden und Professor geworden, welches ich nicht verlangt. Ich vertreibe die Eifersucht mit dem Wort: Seine Güte währet ewiglich.‘) — Will er es nicht thun, so bin ich zufrieden, unter dem Erleiden so mancher Widersprüche in unserem Zustande zu erfahren, daß der Herr durch Tod zum Leben wirkt.“ Im übrigen tröstet ihn eine doppelte Erwägung: „Die Arbeit am Wort und Lehre darf ich nach meinem Gewissen nicht aufgeben, wenn ich schon viele Widersprüche im Amt begehen muß, davon mich der souveräne Herr des Gesetzes dispensiert, daß sie mir nicht als Schuld zugerechnet werden. Die Regeln der Liebe sind weiter, als die Regeln des Rechts, absonderlich wenn man die Wahrheit in allen wesentlichen Dingen hält nach Psalm 119.“ Andererseits zieht er für sich eine praktische Folgerung aus den bestehenden Zuständen, wenn er schreibt: „In meinem Zustand der Gemeine ist mir oft sehr wehe. Wer will ohne Hilfe von obrigkeitlichen Anstalten etwas dem großen Haufen Zuträgliches thun, als daß er Schulmeistersstelle vertritt?“ Daher die Sorgfalt, die Mühe, die er auf die Unterweisung der Jugend verwendet! Darauf sind noch immer die großen und edeln Geister, welche der Mitwelt helfen wollten, statt in und unter ihr nur zu glänzen, ganz von selbst geführt worden. Man denke an die Wiedergeburt des deutschen Volks vor und in der Zeit der Freiheitskriege, an einen Fichte u. a.! So war und blieb Otinger zeitlebens ein Förderer der Schule. Von Waldorf insbesondere weiß Ehmann aus dem Munde seiner daselbst gestorbenen Großmutter zu berichten, daß sie stolz darauf war, eine Schülerin Otingers zu sein und viel von ihm erzählt habe, namentlich, „daß er fast täglich in die Schule gekommen und sehr streng gewesen sei“.

Im Zusammenhang mit dieser innerlich geklärteren und ruhigeren Stellung zu Amt und Kirche steht es, daß er auch in Bezug auf seine persönlichen Verhältnisse, seine Laufbahn im Kirchendienst viel gelassener war als einst in Hirsau. Er durfte sich um ein Dekanat melden, aber er eilte damit nicht, er wollte, wie er an Bengel jetzt schrieb, „der Providenz folgen," ihr nicht vorgreifen. Das „Spezialat" in Nürtingen war in Sicht, er lehnte es ab. Verschiedenen Äußerungen nach zu schließen war ihm das, was man Karrière nennt, nicht sowohl gleichgültig, als vielmehr verdächtig. Nicht nur stand ihm der Dienst der Wahrheit höher als jeder Titel, sondern, wenn er an die Erfahrungen dachte, die er eben in diesem Dienst machte, als Herold so mancher in seiner Zeit unverstandenen und unter den Scheffel gestellten Wahrheiten: hätte ihm etwa eine äußerliche Beförderung über die Schmerzen hinüberhelfen können, die ihm gerade dieser sein eigenster und teuerster Beruf eintrug? Wenn er z. B. schreibt: „Mein Psalmendruck in Tübingen ist vom Konsistorium gehemmt. Ich muß sie außer Lands drucken lassen.*) Wer nicht sein Vertrauen auf Menschen setzen, sondern auf Gottes Hilfe warten will, wird überall nachgesetzt. Die Wahrheit ist dahin. Daher wünsche ich nur solche zu Gönnern zu haben, denen es um die wahre Weisheit zu thun ist" — so ist uns solche Zensur eines so harmlosen Büchleins völlig unverständlich, ihn aber mußte sie aufs schmerzlichste berühren. — Aber wenn er nun die Frage ganz durchdachte: soll ich Dekan werden wollen oder nicht? so hatte sie auch eine andere Seite: Lag in dem Rufe nicht auch eine Anerkennung und eine Ermunterung? Wenn er daher etwa ums Jahr 1751 an den Grafen von Castell schrieb: „Meine größte Bekümmernis ist, daß, da ich schon einmal ein Spezialat mir verbeten, es doch an mich kommen wird. Sie werden sagen: Brich durch! Aber ich kann nicht; ich finde keine Gewißheit" — so ist es nicht zu verwundern, daß er sich im Jahre 1752 nach Weinsberg als Spezial berufen ließ.

*) Das Büchlein wurde in der Reichsstadt Eßlingen gedruckt.

IX. Ötinger als Dekan in Weinsberg.

1752—1759.

„Gott, du haſt uns verſucht und geläutert, wie das Silber geläutert wird; du haſt Menſchen laſſen über unſer Haupt fahren; wir ſind in Feuer und Waſſer kommen; aber du haſt uns ausgeführet und erquicket.“ Pſ. 66, 10. 12.

Mit der ſiebenjährigen Wirkſamkeit Ötingers in Weinsberg kommen wir an einen Abſchnitt ſeines Laufes, den wir als die Tragödie ſeines Lebens bezeichnen müſſen. Er hat dort unſäglich Schweres erlebt. Aber es war doch nicht nur eine Tragödie. Denen, die Gott lieben, muß ja ſchließlich alles zum Beſten dienen. Wenn er beim Abſchied aus Weinsberg ſeiner Predigt die Worte zu Grunde legt (Pſ. 56, 13. 14): „Ich habe dir, Gott, gelobt, daß ich dir danken will, denn du haſt meine Seele vom Tode errettet, meine Füße vom Gleiten, daß ich wandeln mag vor Gott im Lichte der Lebendigen“ — ſo zeigt dies deutlich, daß er den Kampf zum Siege durchgeführt und als Überwinder daraus hervorgegangen iſt.

1. Daß Ötinger in Weinsberg nicht heimiſch wurde, iſt begreiflich. Er war ein Schwabe durch und durch, voller Tiefe und Gründlichkeit, ein ſchweres Kaliber gegenüber dem die Dinge und wohl auch das Chriſtentum leichter nehmenden, geſchmeidigeren Charakter des fränkiſchen Volksſtammes. Man hat die fränkiſchen Gegenden wohl ſchon das „württembergiſche Galiläa“ genannt, und der Vergleich hat inſofern einen guten Sinn, als dort ein freierer Ton herrſcht. Aber andererſeits findet ſich dort auch mehr „Kirchlichkeit“ im günſtigen und im ungünſtigen Sinn des Worts, mehr Anſchluß an und mehr Beſchränkung auf die kirchliche Sitte. Ötinger hatte das in Weinsberg bald herausgefunden und nahm hierüber kein Blatt vor den Mund. Es trat ihm auch in der Seelſorge bei den Hausbeſuchen entgegen. „Wenn man die Zuhörer beſucht,“ ſagt er einmal, „das haben ſie gerne, auch hören ihrer etliche gerne von Jeſu ſprechen; etliche aber ſind

Im Zusammenhang mit dieser innerlich geklärteren und ruhigeren Stellung zu Amt und Kirche steht es, daß er auch in Bezug auf seine persönlichen Verhältnisse, seine Laufbahn im Kirchendienst viel gelassener war als einst in Hirsau. Er durfte sich um ein Dekanat melden, aber er eilte damit nicht, er wollte, wie er an Bengel jetzt schrieb, „der Providenz folgen," ihr nicht vorgreifen. Das „Spezialat" in Nürtingen war in Sicht, er lehnte es ab. Verschiedenen Äußerungen nach zu schließen war ihm das, was man Karrière nennt, nicht sowohl gleichgültig, als vielmehr verdächtig. Nicht nur stand ihm der Dienst der Wahrheit höher als jeder Titel, sondern, wenn er an die Erfahrungen dachte, die er eben in diesem Dienst machte, als Herold so mancher in seiner Zeit unverstandenen und unter den Scheffel gestellten Wahrheiten: hätte ihm etwa eine äußerliche Beförderung über die Schmerzen hinüberhelfen können, die ihm gerade dieser sein eigenster und teuerster Beruf eintrug? Wenn er z. B. schreibt: „Mein Psalmendruck in Tübingen ist vom Konsistorium gehemmt. Ich muß sie außer Lands drucken lassen.*) Wer nicht sein Vertrauen auf Menschen setzen, sondern auf Gottes Hilfe warten will, wird überall nachgesetzt. Die Wahrheit ist dahin. Daher wünsche ich nur solche zu Gönnern zu haben, denen es um die wahre Weisheit zu thun ist" — so ist uns solche Zensur eines so harmlosen Büchleins völlig unverständlich, ihn aber mußte sie aufs schmerzlichste berühren. — Aber wenn er nun die Frage ganz durchdachte: soll ich Dekan werden wollen oder nicht? so hatte sie auch eine andere Seite: Lag in dem Rufe nicht auch eine Anerkennung und eine Ermunterung? Wenn er daher etwa ums Jahr 1751 an den Grafen von Castell schrieb: „Meine größte Bekümmernis ist, daß, da ich schon einmal ein Spezialat mir verbeten, es doch an mich kommen wird. Sie werden sagen: Brich durch! Aber ich kann nicht; ich finde keine Gewißheit" — so ist es nicht zu verwundern, daß er sich im Jahre 1752 nach Weinsberg als Spezial berufen ließ.

*) Das Büchlein wurde in der Reichsstadt Eßlingen gedruckt.

IX. Ötinger als Dekan in Weinsberg.

1752—1759.

„Gott, du hast uns versucht und geläutert, wie das Silber geläutert wird; du hast Menschen lassen über unser Haupt fahren; wir sind in Feuer und Wasser kommen; aber du hast uns ausgeführet und erquicket.“ Ps. 66, 10. 12.

Mit der siebenjährigen Wirksamkeit Ötingers in Weinsberg kommen wir an einen Abschnitt seines Laufes, den wir als die Tragödie seines Lebens bezeichnen müssen. Er hat dort unsäglich Schweres erlebt. Aber es war doch nicht nur eine Tragödie. Denen, die Gott lieben, muß ja schließlich alles zum Besten dienen. Wenn er beim Abschied aus Weinsberg seiner Predigt die Worte zu Grunde legt (Ps. 56, 13. 14): „Ich habe dir, Gott, gelobt, daß ich dir danken will, denn du hast meine Seele vom Tode errettet, meine Füße vom Gleiten, daß ich wandeln mag vor Gott im Lichte der Lebendigen“ — so zeigt dies deutlich, daß er den Kampf zum Siege durchgeführt und als Überwinder daraus hervorgegangen ist.

1. Daß Ötinger in Weinsberg nicht heimisch wurde, ist begreiflich. Er war ein Schwabe durch und durch, voller Tiefe und Gründlichkeit, ein schweres Kaliber gegenüber dem die Dinge und wohl auch das Christentum leichter nehmenden, geschmeidigeren Charakter des fränkischen Volksstammes. Man hat die fränkischen Gegenden wohl schon das „württembergische Galiläa“ genannt, und der Vergleich hat insofern einen guten Sinn, als dort ein freierer Ton herrscht. Aber andererseits findet sich dort auch mehr „Kirchlichkeit“ im günstigen und im ungünstigen Sinn des Worts, mehr Anschluß an und mehr Beschränkung auf die kirchliche Sitte. Ötinger hatte das in Weinsberg bald herausgefunden und nahm hierüber kein Blatt vor den Mund. Es trat ihm auch in der Seelsorge bei den Hausbesuchen entgegen. „Wenn man die Zuhörer besucht,“ sagt er einmal, „das haben sie gerne, auch hören ihrer etliche gerne von Jesu sprechen; etliche aber sind

noch voll Kurzweil, Lachen, ausgelassenes Wesens ...;" an den Grafen von Castell schreibt er: „Ich besuche alle Tage Leute; aber was ist's? Man stellt mir ein Glas Wein vor und diskurriert von Dingen, die ich nicht gerne höre;" und ein anderes Mal: „Ihr Wunsch wegen meiner Gemeinde ist herzlich gut gemeint; aber in Kapernaum fangt er nicht. Die Leute lieben den Wein als einen Gott."

Diese Andeutungen sagen uns indessen, daß die Ursachen des mangelnden Eingangs bei dieser Gemeinde noch tiefer lagen, als in diesen doch mehr zufälligen Umständen. Vielmehr liegen in unmißverständlicher Deutlichkeit die Zeugnisse dafür vor, daß Ötingers Berufsauffassung und -Führung, insbesondere seine kräftige Predigtweise es mit sich brachte, daß sich eine starke Gegenströmung gegen ihn regte und anschwoll, die sich dann, wie es zu gehen pflegt, zu persönlichen Angriffen gegen ihn verdichtete, zu Angriffen, denen schließlich jeder geringfügige Vorwand und jedes Mittel recht war.

Wer sich in das „Weinsberger Predigtbuch", die 1758 herausgegebenen „Reden nach dem allgemeinen Wahrheitsgefühl über die sonn- und feiertäglichen Evangelien" hineinliest, staunt je länger je mehr über die starke Speise, die er den Zuhörern vorsetzte, über den Freimut, den er bewies, über die praktische und erweckliche Art der Rede. Und dabei war er kein Stürmer und Dränger, wie ein Evangelisator in der Art eines Wesley oder Whitefield, kein liebeglühender und funkensprühender Werber für Christi Gemeinde wie ein Zinzendorf, sondern er redete aus und nach dem „allgemeinen Wahrheitsgefühl", er lehrte „alle Menschen mit aller Weisheit" (Kol. 1, 28), mit der stillen Kraft einer gründlichen Überzeugung. Das war seine Gabe und zugleich der Erwerb eines Jahrzehnte hindurch fortgesetzten Bemühens um die reine und um die ganze Wahrheit. So ging er in einer starken und geschlossenen Waffenrüstung einher, welcher nicht leicht beizukommen, und drang mit gesammelter Kraft des Zeugnisses vor. Er that, mit Paulus zu reden (2 Kor. 5, 13), den Leuten „zu viel". Es gab nur ein Entweder — Oder: entweder glauben, oder widerstreben. Die Majorität pflegt zunächst für das letztere sich

zu entscheiden, bis vielleicht später der Same auch in solchen aufgeht, die zuerst unwillig oder unfähig waren, der Wahrheit zu gehorchen.

„Kanzelredner" — ein trauriges Wort! — war er nicht, er war ein Zeuge. Wenn er einmal zu rednerischem Schwung sich erhob, so geschah das nur, weil die Kraft und Wahrheit von selbst sich das Gewand der Worte webte. Ein Beispiel ist hiefür besonders bezeichnend und — erschütternd. Am 6. Sonntag nach Trinitatis predigt er über den „Mißbrauch der Lehre von der (zugerechneten) Gerechtigkeit Jesu" und beginnt folgendermaßen:

„Es spricht eine Stimme: Predige! Was soll ich predigen? Die Thorheit runzelt ihre Stirne; die Sicherheit denkt, es hat keine Gefahr; die Unempfindlichkeit wendet die Augen ab und will ihren Jammer nicht sehen; die Gottlosigkeit spottet gar und sagt: wir wollen ihn nicht mehr hören. Gut, ihr müßt es doch hören. Das Wort, welches ich rede, richtet euch doch endlich nach dem Tod. Was wollt ihr lieber hören? Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur? Nein, das wollt ihr nicht. Was denn? Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; wes wird's sein, das du bereitet hast? Das auch nicht. Was denn? Das wollt ihr hören:

Nicht mehr, denn, lieber Herre mein,
Dein Tod soll mir das Leben sein,
Du hast für mich bezahlet.

Ja, das wollen wir hören! Das heißt, ich soll euch predigen, wenn ihr schon so fort lebet, ohne Erkenntnis, ohne Gerechtigkeit, ohne wahre Sinnesänderung, ohne Heiligung, ohne Geistesgemeinschaft mit Jesu, so wollet ihr doch gewiß, gewiß selig werden. Es ist genug, daß ihr fleißig euer Morgengebet verrichtet, zur gewissen Zeit zur Beicht und Abendmahl gehet, gute Gedanken habt, euch grober und scheinbarer Laster enthaltet. Das sind eure Opfer; aber das ist noch kein zerbrochener Geist. Darum spricht Gott (Jes. 66, 3): Wer einen Ochsen schlachtet, ist, als der einen Mann erschlüge; wer ein Schaf opfert, ist, als der einem Hund den Hals breche; wer Speisopfer bringt, ist, als der Saublut opfert. Solches wählen sie in ihren Wegen, denn ihre Seele hat Gefallen an ihren Greueln. — Es gefällt manchem sein Weg wohl, aber endlich bringt er ihn zum Tode, spricht die Weisheit Spr. 14, 12. Höret doch die Posaunen der Gerichte Gottes! Blasen sie nicht die Strafen über solcherlei Leute

durch die horchende Welt herum? Soll man von dir erzählen, was du mit der geschwätzigen Zeit über andere erzählest? Du glaubst es nicht, du lügst dir selbst bis auf den letzten Augenblick. Du bekennest deine Betrügereien nicht eher, als bis du stirbst; du thust Buße, so lang die Galgenprediger zugegen sind, aber deine Spötterei ist so tief in dein Herz eingeankert, daß du dich noch fröhlich machst mit falschem Trost, bis endlich deine Tröstungen alle nacheinander in der Nacht des Todes verlöschen. Siehe, dahin bringt dich der lang gewohnte Mißbrauch der Rechtfertigungslehre! Höre das Donnerwort Jesu: Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, als der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Königreich der Himmel kommen. Die Gebote Gottes, die Sprüche der Weisheit müßt ihr anders gebrauchen als ihr thut: ihr müßt sie erklären mit einem heiligen Zorn und Haß über euch selbst, ihr müßt streng und argdenklich über euch selbst sein, sonst lernet ihr nicht, was Gerechtigkeit und Rechtfertigung ist.

„Wir wollen euch demnach zeigen den Mißbrauch der Lehre von der Gerechtigkeit Jesu: I. die reine Lehre von der Gerechtigkeit Jesu; II. den Mißbrauch dieser Lehre."

Nach dieser Einleitung, welche die Unlauterkeit in alle ihre Schlupfwinkel verfolgt und dem Sünder allen falschen Trost benimmt, zeigt er nun im ersten Teil, was wahre Gerechtigkeit sei. Hieraus nur folgendes:

„Ich frage dich, I. Zuhörer, wie weit geht deine Liebe zu Jesu? Denn so oft du zur Beichte gehest, so mußt du, du bist gezwungen, deine Liebe zu Jesu prüfen. *Deine Liebe zu Jesu wäre deine Gerechtigkeit*, wenn sie rechter Art wäre. Deine Liebe macht dich in deinem Willen einigermaßen dem Heiland ähnlich, und so würde dein Wollen, Wissen und Können immer richtiger und gerechter. Und wenn du auch nur den Willen hättest, seines Kleides Saum anzurühren, so würde eine Kraft ausgehen aus ihm in dich, so wäre *Christi Gerechtigkeit schon deine Gerechtigkeit*. Christus für dich und in dir wäre dir so eigen, daß du beides beisammen hättest, wenn du es auch nicht unterscheiden könntest."

Man erkennt schon aus dieser Probe die Eigentümlichkeit Ötingers, durch die gewohnten theologischen Formeln hindurch geradewegs zum lebendigen Kern vorzudringen. Immer ist er bemüht, vom Schein zum Sein, von den Worten zum Wesen, von der Lehre zum Leben zu bringen und zu weisen und so

den Selbstbetrug zu verscheuchen. Ist es hier der Mißverstand und Mißbrauch der Gerechtigkeit aus Gnaden gewesen, welchen er bekämpfte, so ist es ein anderes Mal das Gewohnheitschristentum, das er den Hörern aufdecken und entleiden möchte. Besonders ansprechend ist hiefür eine Predigt über das Evangelium vom Gichtbrüchigen (Matth. 9, 1 ff.), in welcher er „von der allzu gewohnten und allzu ungewohnten Vergebung der Sünden" redet. Da heißt es im ersten Teil:

„Eure Liebe denke doch zurück, wie viele in unserer Versammlung solcher Leute sein möchten, welche sich nach altem Brauch darauf verlassen und sagen: Hier ist des Herrn Tempel! Hier ist Gnade und Vergebung der Sünden! Wenn ich alle acht Tage die Absolution von der Kanzel höre, wenn ich den Buß- und Bettagen beiwohne, wenn ich alle sechs Wochen zur Beichte und Abendmahl gehe. Aber sie machen aus dem Evangelio ein Gesetz, sie machen aus dem Abendmahl einen gewohnheitlichen Ablaß. ... Der Gewohnheit müßt ihr in Seelensachen absagen. Ihr mögt es kurz oder lang machen. Ein jeder muß vornen anfangen und seinen Katechismus im heiligen Geist lernen verstehen. Und das geschieht nicht durch bloßes Lernen, sondern durch Angriff der Sache.... Nein, ihr Lieben, fragt euch doch selbst, ob ihr den vierten Teil Ernst brauchet, im Christentum etwas zurückzulegen, als ihr Ernst brauchet, in der Haushaltung etwas zu gewinnen. Also müßt ihr ja gestehen, daß ihr es bei der Religionsform bewenden lasset und die Wirkungen des heiligen Geistes durch Erleuchtung, Besserung, Bestrafung, Stärkung, Tröstung, wenig Platz in euch greifen lasset."

Im zweiten Teil zeigt er sodann an dem Gichtbrüchigen mit seinen vier Trägern, „wie man, um die wahre Kur der Seele zu erlangen, durch seine Gewohnheiten, als durch ein Dach und eine Mauer, müsse hindurchbrechen." ... „Also fragt der Glaube nicht lang, was der Brauch sei: er greift es an; und sollte er niemand zum Vorgänger haben, so findet er doch seinen Weg. Dabei weiß ein Gläubiger nicht viel an den Fingern herzuzählen, was er alles ausgestanden und gethan habe — das vergißt er, weil er Christum findet. Er

mag nun einen leichten oder schweren Weg haben, so wandelt er ohne Werkheiligkeit nach der Regel des heiligen Geistes (Röm. 10, 6. 7). Denn er sinnt sich die Wege nicht aus, sondern weil er es herzhaft angreift, so findet er ganz ungewohnte Wege, die er von andern nicht lernen kann. Das dankt er alles dem Gott, der die Geringen tröstet und die Schwachen stark macht. Gott will die Ehre von jedem Gläubigen haben, daß er sage: Das hat Gott gethan; im Herrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke gefunden. Der Glaubensweg ist für jeden etwas Ungewohntes. . . . Wenn es gewohnte Wege sind, so hat man fast keinen Glauben nötig, aber auf ungewohnten Wegen muß man an der Augenleitung Gottes hangen. Da heißt es oft: verliere gar den Weg, nur nicht den Glauben."

Bei diesem Bestreben, seine Gemeinde in eine gegründete Wahrheitserkenntnis einzuführen und zu einem lebendigen, persönlichen Christentum anzuleiten, mußte es ihm besonders darum zu thun sein, Redlichkeit und Aufrichtigkeit, die erste und grundlegende Bedingung des letzteren, zu pflanzen. Dieses A-B-C des Christentums treibt er unabläßig. Ein zartes Gewissen und ein weites Herz, Weitherzigkeit auch gegenüber der Lehre und den konfessionellen Schranken — das ist sein Standpunkt. Damit entlarvt er allen frommen Schein und schlägt alle Einbildung darnieder. Über Matth. 7, 15 ff. predigt er mit dem Thema: „Die Warnung Jesu vor der Falschheit" und fragt: 1. wie die Falschheit zu erkennen; 2. wie weit wir sie zur Wahrheit bringen mögen. Vom ersten Teil hier folgende Proben:

„Wie die falschen Lehrer und überhaupt alle falschen Leute zu erkennen, ist des Heilands Absicht im Evangelio zu lehren. Das ist ihr Zeichen: Je böser, je grausamer, je blutdürstiger sie inwendig sind, wenn man ihnen widerstehet, je feiner, je sanftmütiger sind sie, wenn man es mit ihnen hält. Das sind die Schafskleider, womit sich die mörderische Wolfsart überzieht. Ihr habt schon oben gehört, daß die Welt von solchen feingleißenden Leuten voll ist. Advokaten, Weltweise, Geistliche, Lehrer, Prediger sind mehr mit diesem Goldfirnis überzogen, als die plumpen und gemeinen Leute. Es giebt aber auch unter

den Gemeinen ſolcher Heuchler, Spötter und argen Wölfe, Füchſe, Löwen, Bären, Vipern und Schlangen genug. ... Wollen wir nun das Innere der Menſchen erkennen, ſo müſſen wir ſehen, *was den Menſchen zur anderen Natur geworden*. Natur hat ein Gewächs in ſich; darum heißt Natur bei den Griechen und in der hl. Schrift *ein Gewächs*. ... Alles, was mit einem Menſchen aus ſeiner angenommenen oder angeerbten Natur wie an einem Baum fortwächſet, das iſt ſein Inneres.... Das will Jeſus im Evangelium, ſowohl Matth. 7, 16 ff., als 12, 33 mit dem Gleichnis des Baumes ſagen." — Nachdem er ſodann von den Früchten, an denen man den Baum erkennt, geſprochen hat, kommt er auf das *falſche Chriſtentum* zu ſprechen, welches den „fremden Religionsgenoſſen" einen ſo verwunderlichen Eindruck macht, daß ſie „ſich nicht bald zu unſerem falſchen Chriſtentum bequemen wollen, *weil unſer Leben nicht mit unſerer Lehre übereinſtimmt*." ... „Ein anderes wäre es, wenn wir mit Lehre und Leben ihnen zuſammenſtimmend vorleuchteten. Darum müſſen wir auch nicht auf die *Lehre* ſo ſehr pochen, als wenn dies die einzige wahre Frucht wäre, daran man falſche oder redliche Leute erkennen könnte. Mancher hat die Lehre im Kopf, aber ſein Gewiſſen iſt unrein. Da ſind auch ſeine Worte nicht rein, ſein Herz iſt nicht richtig, ſein Verlangen auf Gott iſt nicht beſtändig, folglich iſt die Lehre, die er im Kopf hat, keine *gewachſene*, ſondern nur eine *gemalte* Frucht, welche mehr von der Falſchheit als Wahrheit zeuget, wenn das ganze Herz nicht davon eingenommen iſt."

Zu dieſer Auslegung giebt er eine anſchauliche Illuſtration durch die Geſchichte eines Juden, der ſich in der Chriſtenheit umſieht:

„Er kann ſich nicht genug verwundern, daß die Chriſten Leute ſein ſollen, die an Jeſum von Nazareth glauben. Er ſpricht hie und da Lehrer, ſie malen ihm das Chriſtentum aufs ſchönſte ab. Er aber denkt, es gebe keine ſolche Chriſten. Einer der Lehrer geſteht, daß es nur allzu wahr ſei. Der Jude fragt: wem predigt ihr denn? Der Lehrer antwortet: wir predigen Leuten, die von außen Chriſten, in der That aber

Heiden sind. Benjamin (der Jude) denkt: So ist's besser, ein Jude bleiben. Er geht wirklich wieder heim. Unterwegs kommt er in ein Wirtshaus und trifft einen Haufen Christen an, die mit ihm wegen der Religion anbinden. Ein einziger ist still. Benjamin giebt auf ihn acht; sein Gesicht gefällt ihm, er macht sich zu ihm und fragt, ob er ein Christ sei, warum er sich nicht auch die Mühe gegeben, wie andere, ihn auf den rechten Weg zu bringen. Der Stille antwortet: Weil er selbst vorher gedenke, ein Christ zu werden. Er sei zwar von Christen geboren, aber das mache noch keinen Christen aus. Mit diesem ließ sich Benjamin erst recht ein, über das Leben Jesu, über seine Lehre, über seinen Tod und Auferstehung; und da kostete es ihn keine Mühe, sich zum Christentum zu bekennen und alles darüber auszustehen." —

Man kann sich nicht verbergen, daß diese eigenartige Predigtweise, die nicht mit wohlgezielten Pfeilen die Herzen treffen oder mit dem Sprühen von Funken sie entzünden wollte, aber mit der stillen Kraft *eines chemischen Agens*, eines Sauerteiges, in die Gedankenwelt und den geistigen Haushalt der Hörer eingriff und sich darin auswirkte, *Erfolg haben mußte*, trotz der manchmal dunkeln Sprache, trotz der eigenartigen Gedankengänge. Daher kommt es auch, daß die Predigten Ötingers immer, unabhängig von dem Wechsel der Stimmung und der Verschiedenheit der Standpunkte, einen Eindruck machen und eine Wirkung im Verstand und Gemüt zurücklassen, ohne je langweilig zu werden, während viele andere *glänzende* Erzeugnisse der „Kanzelberedtsamkeit" ihre Zeit haben, ihre Zeit der Blüte und des Verwelkens. Daher kommt es auch, daß einfache Leute aus dem Volke an ihrem Ötinger sich erbauen, ihn verstehen und genießen.

Aber was war die Wirkung in der Weinsberger Gemeinde? Es ging so, wie es dort vom Propheten Amos heißt (Kap. 7, 10): „Das Land kann seine Worte nicht leiden." Das war nicht verwunderlich, wenn man sich's an einem naheliegenden Vergleiche klar macht. Die *Evangelisation* verursacht bekanntermaßen, wo sie kräftig auftritt, nicht wenig Bewegung. Aber teils gleicht sie mehr einem fahrenden Platzregen, der wieder

von dannen geht, teils berührt sie nicht alle Kreise, wenigstens nicht innerlich. Denn für viele ist die Brücke vom Natürlichen und vom Weltlichen, so wie es einmal ist, zum Geistlichen und den Interessen des Himmelreichs noch gar nicht geschlagen. Die Sache ist ihnen zu fremdartig, um sie allzu sehr aufzuregen. Anders die Wirksamkeit Ötingers, der nicht nur als bestellter Prediger der Volkskirche, als Hirte der Gemeinde und dazu als Dekan der Diözese seines Amtes mit solchem Nachdruck waltete, sondern zugleich als Herold und Zeuge des allgemeinen Wahrheitsgefühls sich an alle Menschen wendete mit dem Rufe, ins Reich der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Liebe (vergl. die Vorrede Ötingers zur ersten Ausgabe dieser Predigten) einzutreten. Also das ist nicht zu bezweifeln: die Predigten wirkten. Sie wirkten auch Gutes. Ötinger wendet sich je und je „zu den Redlichen, den Treuen, Stillen, Seufzenden in der Gemeinde". Aber sie hatten nicht die Oberhand. Es überwog die Gegenströmung. Da war es denn begreiflich, daß man Anlässe und Vorwände suchte, ihm beizukommen. Und das giebt es überall; ist es nicht der persönliche Charakter und Wandel des Predigers — dieser stand vorwurfsfrei da — so sind es die Amtsführung und die Familienverhältnisse.

2. Was nun den Verlauf dieser „Weinsberger Wirren" betrifft, so sind wir dafür fast ausschließlich auf Ötingers eigene Äußerungen angewiesen. Das ist aber kein Schade, denn ihm darf man aufs Wort glauben. Nicht nur hat er gerade in der schweren Konfliktszeit sich ganz besonders in heißen Gebeten, von denen einige noch aufbehalten sind, vor Gottes Angesicht gestellt, ihn zum Richter in seiner Sache gemacht und für seine Feinde Verzeihung erfleht, sondern er selbst auch sagt es gerade heraus, worin er sich versehen habe, bezw. unvorsichtig gewesen sei. Er hat auch das Gerichtliche an diesen Leiden zugegeben.

Sehr bezeichnend ist, was in einer Kirchenkonventsverhandlung vom 5. November 1756 vorkam: „Katharine Affin hat sich mit ärgerlichen und groben Worten wider Herrn Spezialis Dignität übel vergangen, einen Märleinsprediger zum Exempel geheißen, werde vom Almosen erhalten u. s. w., der Helfer zanke

immer, dem Vogt und Bürgermeister wolle sie selbst soviel Almosen geben, als man ihr gebe u. s. w." So nach dem Protokoll. Diese Person, eine Almosenempfängerin, sagte offenbar nur beiläufig nach, was andere herumsprachen. Die Predigtweise Ötingers wurde scharf kritisiert. Die Erzählungen und Anekdoten, die er einflocht und bei seinem weiten Horizont überall her zu nehmen sich nicht scheute, auch aus der Geschichte, Mythologie und Weisheit der Heidenvölker, boten eine bequeme Zielscheibe. Wollte man den Inhalt seiner Rede nicht annehmen und leiden, so versuchte man natürlich die Form zu bekritteln. Ötinger selbst sagt: „Etliche können es nicht ertragen, daß ich je und je den Plato, den Konfuzius und andere heidnische Lehrer in den Predigten anführe. Aber ich freue mich, daß Jesus viele hat, die kommen werden von Morgen und von Abend, die mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen. Ohne Zweifel wird Jesus an diesem Tisch Abrahams diesen gottseligen Heiden viele Verrichtungen zum Lob anschreiben. Warum sollen wir ihnen diese Menschenliebe versagen?"

Er wußte aber auch und empfand es mit dem tiefsten Schmerze, daß seine Verkündigung überhaupt nicht genehm war. An einem Neujahrstag nahm er daher Anlaß, rückhaltlos sein Herz vor der Gemeinde auszuschütten. Er wies auf die kriegerischen Zeiten hin (vermutlich war der siebenjährige Krieg schon ausgebrochen) und beklagt, daß man auch in der Gemeinde sich nach den kriegerischen Gesinnungen der Welt richte, und sagt weiter:

„Kein Wunder, daß sich die Thränen in meine Wünsche mischen! Da ich aus heiterem Herzen meinen Zuhörern Gutes aus dem Namen Jesu wünschen sollte, muß ich mit Jeremia (9, 1) klagen und seufzen: Ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupte und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich beweinen möchte das Unglück, das sich sehr viele in dieser Gemeinde selber zurichten. Die Ursache ist, wie Paulus sagt: Viele wandeln, welches ich mit Weinen sage, als Feinde des Kreuzes Christi. Gott weiß, wie lauter und rein ich euch allen Rat Gottes verkündiget. Fremde und mir von Angesicht Unbekannte ehren meinen Vortrag mit der

Weinsberg im 18. Jahrhundert.

allerkindlichsten, zärtlichsten Dankbarkeit, und drücken ihre Liebe und Hochachtung gegen den verkündigten Geheimnissen Gottes durch öffentlich gedruckte Zeugnisse aus; aber hier verachten und verfolgen sie mich. Wie nun Jesus gesagt, daß die Königin von Mittag werde auftreten und dasselbige Geschlecht verdammen, also sage ich, daß diese Fremden werden auftreten und die Verächter verdammen und ihnen sagen, was sie an mir gehabt haben. Mein erster Wunsch ist demnach, unter vielen Thränen, daß die vielen Seufzer, die sie mir abgedrungen, mögen, wie der Fluch, den Jakob über Simeon und Levi gesprochen, von Gott zum Segen gemacht werden. Ich wünsche euch einen Lehrer an meiner Statt, der zur Buße und Bekehrung bewege alle, die sich an mir versündigt haben u. s. w."

In derselben Predigt heißt es weiter: „Die, welche nur Lehrer haben wollen wie ihnen die Ohren jücken, wollen nicht, daß man auf der Kanzel nach dem Zustand der Leute den Namen Jesu erklären solle; das heißen sie personalisieren" (d. h. anzüglich und „persönlich" werden). Hier und nirgends sonst lag der Grund der Verstimmung. Hinc illae lacrimae! Darum muß er sie auch wie Paulus fragen: Bin ich denn nun euer Feind geworden, daß ich euch die Wahrheit sage?

Wenn nun also seine Predigtweise den Hörern ganz und gar nicht zu unverständlich, sondern vielmehr oft zu gut verständlich, drastisch und plastisch war, könnte man vielleicht fragen, ob er nicht im allgemeinen zu scharf gewesen sei. Aber dieses Bedenken wird zerstreut, wenn man sich in das Ganze seiner Predigten hineinliest. Da findet man, daß er das Wort der Wahrheit „zu teilen" weiß und zwischen Strafe und Trost, Gesetz und Evangelium, Liebe und Ernst das rechte Gleichgewicht herzustellen sucht, also in dieser Beziehung keinen Vorwurf verdient. Ein Anlaß zu begründeter Klage lag hier nicht vor. Was Ötinger in dieser Hinsicht, als Prediger, erfuhr oder erlitt, das widerfuhr ihm einfach um des Amtes willen, das ihm befohlen war.

Es war mehr noch wie eine geringfügige Plänkelei, wenn nach einer Mitteilung von Justinus Kerner die Beschwerde

laut wurde, „er verunreinige sich durch seine alchymistischen Arbeiten," weshalb manche nicht aus seinen Händen das heilige Abendmahl empfangen wollten. Wie es weiter mit dieser windigen Beschuldigung ging, darüber ist nichts Bestimmtes berichtet. Vielleicht bezieht sich hierauf eine Mitteilung Ötingers an den Grafen v. Castell: „Vom Konsistorium ist die Antwort kommen, ich solle die Gründe des Christentums vorwalten lassen und nicht ferner inquirieren auf den delatorem (d. h. dem Anstifter nachspüren)." Das ist auch das Klügste in solchen Fällen. Es ist aber auch sehr wohl möglich, daß sich diese Notiz auf einen viel gewichtigeren Vorwurf bezieht, der gegen ihn erhoben ward. Ötinger schreibt darüber an einen Unbekannten im Jahre 1759: „Durch des Lügenschmieds M. Schulmeisters Verführung habe ich von des Zinkenisten Vaters Leichpredigt eine Dukate genommen, die ich nicht hätte nehmen sollen. Ich habe wegen der Waisen, nicht wegen der Dukate mich hintergehen lassen, daß ich dem Zinkenisten zur Annahme mein Votum (d. h. meine Zustimmung) gegeben, worüber ich mit dem Vogt zerfallen 2c." Aus diesem Bruchstück ergiebt sich soviel: Ötinger scheint in eine Falle gegangen zu sein, und zwar auf dem schlüpfrigen Gebiet der Stolgebühren und Geschenke. Diese ganze Angelegenheit ist darum so zweideutig, weil auf der einen Seite nichts natürlicher ist und nichts näher liegt, als daß dankbare Gemeindeglieder für besondere Dienste, vielleicht treue seelsorgerische Arbeit, sich erkenntlich zeigen wollen, auf der andern Seite aber diesen Gaben eine schlimme Deutung zu geben sehr leicht ist. So hat denn auch ein Ötinger, ein Mann, der in jener Neujahrspredigt mit gutem Gewissen sagen konnte: „Ich bin kein Judas, ich bin ein Jünger Jesu, der dem Geiz und der Ungerechtigkeit feind ist", ein Mann, der seine Habe aufs freigebigste mit den Bedürftigen geteilt hat, der Stolgebührenmisère seinen Tribut entrichten und um ihretwillen seinen Namen schänden lassen müssen! Mag sein, daß eben die Thatsache, daß er schwer durchkam und mit Nahrungssorgen zu ringen hatte — diesbezügliche Stoßseufzer kehren manchmal wieder, z. B. im Jahre 1754: „meine Besoldung reicht nun nicht mehr, wie in Walddorf", und anno 1758:

„Gott helfe mir! Ich habe soviel nicht, daß ich die zwei Söhne kann studieren lassen, muß also aus Gottes Hand leben“ — den böswilligen Angriffen einen gewissen Anhalt gab. Was er bekam, das konnte er ja nötig brauchen.

Aber während er in dieser Sache ein gutes Gewissen haben durfte, lassen die in der obigen Notiz angedeuteten Umstände, insbesonders die Erwähnung der dabei Beteiligten, erkennen, mit wie vielen und starken Feinden Ötinger es zu thun hatte. Wenn er selbst bekennt: „Die Lästerungen Hymenäi des Zinkenisten und Alexandri des Schulmeisters trieben mich weg“, so ist damit die Erklärung dafür gegeben, daß ihm allmählich der Boden unter den Füßen brannte, so daß er sich von Weinsberg hinwegsehnte: wo diejenigen, welche mit einstehen und helfen und mitwirken sollten, daß etwas Gutes geschafft werde, am Gegenstrange ziehen, wie in Weinsberg der Schullehrer (des Geistlichen natürlicher Bundesgenosse oder wirksamster Widerpart), da ist nicht gut bleiben und vollends nicht leicht Gutes schaffen.

Aber in Weinsberg war es nicht nur der Lehrer, welcher Ötinger Not machte, sondern eine noch größere Autorität, der Vogt oder Oberamtmann, der erste in der Stadt und im Bezirke — der nach württembergischer Verfassung zudem im „gemeinschaftlichen Oberamt“ mit dem Dekan in den verschiedensten Geschäften zusammenzuwirken hat. In seinem Briefwechsel findet sich die Bemerkung: „Mein Vogt plagt mich bis aufs Blut. Ich kann seine Ungerechtigkeiten nicht länger unterschreiben. So giebt's keinen Menschenplager und Bösewicht. Malblank heißt er.“ Und an anderer Stelle: „Über meinen Vogt kann man sich nicht vereifern, als wenn man muß. Gewiß nicht der Superintendentengeist, sondern das oportet (die Pflicht) nötiget mich. Sonst schmeißt er mich vom Posten und macht sich zum Spezial... Also muß ich ihm resistieren. Das habe ich meisterlich gethan. Nun da er siehet, daß ich ihm tête (die Spitze) biete, ist's Friede.“ Dies alles macht es schon erklärlich, daß Ötinger nach sechs Jahren von Weinsberg wich. — Aber es wartete seiner noch eine schwerere Prüfung. Er selbst war ja, was seine Person und sein Amt anlangt, aus allen diesen Anfechtungen wesentlich unversehrt hervorgegangen, er

durfte in einer Predigt über Joh. 10, 12 ff. mit dem Thema: „was Hirten und Schafe zu thun haben nach dem Evangelium vom guten Hirten“ sich vor seine Gemeinde hinstellen und sagen:

„Wohlan, meine Zuhörer, damit ich mein Amt legitimiere, so sage ich mit Jesu: Wer kann mich einer wissentlichen Sünde zeihen? Ich weiß, daß ich seit 21 Jahren nichts aus Vorsatz und Mutwillen wider mein Gewissen gethan. Fehlen thun wir alle mannigfaltig, aber wir sollen nur in der Rede der Wahrheit nicht fehlen. Wir dürfen nicht fehlen aus Schwärmerei, aus Einbildung, aus windmacherischer Lügenhaftigkeit. Dieses Zeugnis hoffe ich bei Gott zu haben. Menschen können meine Person angreifen. Aber mein Amt ist Gott befohlen.“

Konnte man seiner Person und seiner Amtsführung nichts anhaben, so griff man nun sein Haus an, und zwar mit den fürchterlichsten Bezichten, welche die Familienehre treffen können.*)

*) Er schreibt darüber an seinen gräflichen Freund (1757): „Meine Frau sollte noch drei Monate gehen. Sie kam aber in Abortus zu Pliezhausen bei ihrem Schwager. Sie hatte wegen der Kommission, die ich erregt, meine Frau von der Anschuldigung des Ehebruchs zu befreien und meine Tochter von der Blutschande, sich so bekümmert, daß sie nicht hier blieb. Das ging mir nahe. Beten und seufzen Sie doch für mich. Denn nichts Sensibleres hätte mir begegnen können von meinem Mesner und meiner Magd, welche von ihm aufgehetzt worden. Die Historie ist sehr seltsam. Und meine Frau, da sie vor den Pforten der Ewigkeit stund, bestand auf ihrer Unschuld. Sie hat es versehen, daß sie mir gleich anfangs nichts von dem Gemurmel über den Provisor, der die Tochter im Klavier informiert, gesagt. Kurz, es war ein Verhängnis, daß man Tochter und Mutter ins Geschrei gebracht, beide vom Provisor schwanger, und nachdem sie mit zwei Kindern abortiert, wurde das Geschrei noch größer.“ — „Es läßt sich nicht beschreiben, wie der brüllende Löwe und die alte Schlange vor einiger Zeit auf mich losgegangen ohne Ursache und vom Zaun herab. — Meine Frau hat über dem Gram mit zwei Kindern abortiert. Die sind tot. Niemals hat sie ihren Feinden Böses geweissagt, als da ihr anderes geborenes Kind seufzend starb. Nun stillt sich in mir der Schmerz: doch läßt sich ein solch Andenken nicht wegblasen. Vater vergieb ihnen!“ Seiner Frau aber giebt er das Zeugnis: „Sie ist so gerade und einfältig, so unerfahren im Bösen, daß ihre Fehler besser als der Pietisten Tugenden sind. Die bösen Leute sind so verderbt von der Argdenklichkeit, daß sie keines so einfältigen Gedankens fähig sind, wie meine Frau.“

Wer je das Werden einer solchen Skandalgeschichte miterlebt hat, der weiß, wie die Sachen gemacht werden und wieviel bestellte Arbeit dabei ist. War einmal der Zweck bestimmt ins Auge gefaßt — hier galt es, ihn, den Hausvater, zu vernichten — so gab es kein kräftigeres Mittel, als eine möglichst kecke, greifbare Verleumdung, nach dem Rezept: „semper aliquid haeret", es bleibt stets etwas hängen. Sodann aber, das ist die andere Beobachtung, die man bei solchen Gelegenheiten machen kann, ist gerade in Bezug auf das sechste Gebot zwischen dem Empfinden und den sittlichen Maßstäben solcher Familien und Kreise, die das Erbe einer christlichen Erziehung, Zucht und Sitte besitzen und davon, ohne es zu wissen, getragen sind, einerseits und denen der roheren Volksschichten andererseits eine tiefe Kluft befestigt. So erklärt es sich, daß die harmlose Ehefrau, welche die Argbenklichkeit der Welt nicht kannte und verstand, nicht zeitig und vorsichtig genug dem „Gemurmel" entgegentrat und ihrem Mann die nötige Mitteilung machte, wodurch der böse Funke vielleicht hätte im Entstehen erstickt werden können; so erklärt es sich auch, daß sie sich der von ihrem Mann aus purer Notwehr angeregten Untersuchung vorzeitig entzog und nach Pliezhausen reiste! Kein Wunder, daß das Geschrei dann nur noch größer wurde!

Es wird zwar nicht ausdrücklich berichtet, daß oder wiefern doch die Ehrenrettung der so schmählich angegriffenen Familie schließlich gelang. Aber das Schweigen über die Sache besagt doch unverkennbar, daß das Lügengewebe, wie es wohl manchmal geht, allmählich zerriß, daß die Lästermäuler von selbst verstummten. Ohnedies gab es ja doch gewiß in Weinsberg nachdenkende und redliche Leute, denen die Unschuld der Familie nie zweifelhaft geworden war und von dem Geifer böser Zungen nicht beschmutzt werden konnte. Von Ötinger selbst aber war es so groß wie klug, daß er in dieser bittersten und schmerzlichsten aller erlittenen Anfechtungen seinen Weg so still wie möglich weiter ging und sich insbesondere auf der Kanzel die größte Zurückhaltung auferlegte. Wohl hält er auch den Schild vor gegen die Angriffe auf seine Hausehre, wohl muß er von den himmelschreienden Sünden sagen, die in der Gemeinde ge-

schehen, aber er thut es mit solcher Selbstbeherrschung und solcher Kraft der innern Wahrheit, daß er auch ohne diese seine persönlichen Erfahrungen so hätte reden können.

In Bezug auf sein Haus sagt er nur z. B. im Anschluß an das Evangelium vom Hauptmann von Kapernaum: „Der Hauptmann war treu in seinem Haus und Amtsgeschäft.... Er nahm sich seines Knechts im Hause so eifrig an, als wenn er selbst das Elend der Gicht an sich gehabt hätte. Das muß jeder Hausvater lernen. Er muß seine Hausgenossen mit großer Treue lieben. Allerlei Fälle, Krankheit und böses Geschwätz, muß er zu Herzen ziehen, als wenn es ihm geschähe.... Wenn in einem Hause sich ein Unglück, Krankheit, böses Geschwätz von losen Mäulern ereignet, so muß man, wie der Hauptmann, alle Mittel gebrauchen, es abzuwenden. Satan ist dem Hause eines Verkündigers der Wahrheit viel feinder, als dem Hause des Hauptmanns. Was muß man thun? Man muß zum Heiland schicken, daß er den Teufel unter die Füße trete. Man muß gute Ordnung halten, daß das Wort Gottes im Schwange bleibe; man muß den bösen Mäulern Jesu Kraft entgegensetzen. Wenn Jesus spricht: Dein Glaube hat dir geholfen! so wird's geschehen.... So wird es gehen; verstummen müssen falsche Mäuler, die wider den Gerechten geredet, stolz, steif und höhnisch. Liebe Zuhörer, wollt ihr leben und gute Tage haben, so lernet glauben, wie der Hauptmann, aber dabei behütet eure Zunge vor Bösem, und eure Lippen, daß sie nicht trügen." —

Das ist gewiß maßvoll gesprochen. Und auch wenn er von dem Thun und Treiben der Lügenschmiede redet und die Redlichen in der Gemeinde warnt, daß sie sich nicht damit verstricken lassen, so tritt mehr die innere Wahrheit des Zeugnisses selber als der gegebene Anlaß in den Vordergrund: „Wahr ist's, die Vergebung der Sünden ist wie der weite Himmel, daß aber so viel Schlangen, Kröten, Vipern und Ungeziefer auf Erden ist, dafür kann der Himmel nichts; daß es so viel Menschen giebt, die verkehrt sind von Mutterleibe an, deren Wüten ist wie das Wüten einer Schlange (Ps. 58, 5), dafür kann Jesus nichts.... O ihr Mühselige und Beladene, die ihr darüber seufzet, bedenket diese Sache. Ihr wisset, was bisher für Schwärmerei vorgegangen. Gott hat ihre Augen verblendet, Gott hat sie in verkehrten Sinn dahin gegeben. Nehmet ja keinen Anteil an diesem Greuel. Müßt ihr nicht mit Händen greifen, daß Satan, der Erzschwärmer, alle Dinge durch seine Werkzeuge regiert, zusammenschmiedet, rechtfertigt und durch Lügen unterstützt? O hütet euch vor

solchem Lügengespinst, denkt daran, was recht teuflisch und was recht göttlich ist: Recht teuflisch ist, wenn Satan die Lügen so lang zusammenbindet und mit so viel Scheinbarkeiten umgiebt, daß es endlich einen Schein der Wahrheit gewinnt. Recht göttlich ist, wenn Jesus solche Dinge begeht, die vor der Welt für unsinnig gehalten werden. Seine eigenen Verwandten sagten, er komme von Sinnen. Wenn also das Gute so weit geht, daß es einen Schein des Bösen hat, so ist es recht göttlich."

So ist denn auch, wenn wir die Lebensbeschreibung Ötingers im rechten Sinne geben wollen, der Blick auf den inneren Ertrag dieser Heimsuchung wichtiger als der genaue Aufschluß über den äußeren Verlauf und Ausgang dieser schwersten Erfahrung seines Lebens,. Nicht nur sah er in dieser Heimsuchung eine Schule für die rechte christliche Gestaltung des Familienlebens und die Überwindung der darin vorkommenden Fehler und Reibungen, von denen er in seiner Korrespondenz manchmal mit rührender Offenheit Meldung thut, sondern dieses schwere Kreuz hatte ihn so ins Gebet getrieben, daß man nicht ohne die tiefste Ergriffenheit die fünf „Gebete in Verfolgungen und Verleumdungen" lesen kann, die er in dieser Zeit aufgezeichnet hat. Sie lassen einen Blick thun gleichermaßen in die innige und doch so ehrfurchtsvolle Frömmigkeit eines Menschen, der ein Freund Gottes war, wie in die Zartheit seines Gewissens und die Gewißheit seiner Unschuld, wie endlich in die Echtheit und Größe seiner Feindesliebe.

Das zweite und vierte dieser Gebete mögen das beweisen:

„Herr, du weißest, wie gern ich allen meinen Feinden vergebe, wie ich mich vor aller Selbstrache hüte, wie viele Proben ich habe, daß ich mich habe um der Wahrheit willen verachten lassen. Ich kann nicht anders denken, als du habest dies alles über mich kommen lassen, daß ich noch mehr Frucht bringe. Es sei dir allein geklagt und heimgestellt. Die Werkzeuge Satanas haben mich mit Fäusten geschlagen; ich aber lerne darunter, mir an deiner Gnade genügen zu lassen. Sie werden gerichtet werden nach Menschenart im Fleisch, laß sie nach deiner göttlichen Art zu seiner Zeit im Geist leben. Diese Sünde, welche sie an mir begangen, vergebe ich gern, wie David dem Simei; aber der Grund, woraus alle diese Lästerungen gekommen, ist dir bekannt. Es seien demnach alle meine Sorgen auf dich geworfen, weil du für mich sorgest und meine Gerechtigkeit wie

den Mittag wirst ans Licht bringen. Denn es ist kein Falsches in meinem Geist, Herr, das weißest du.

O Jesu, es ist Zeit, jetzt ist's Zeit, mich mit Wahrheit zu umgürten und die Gerechtigkeit als einen Panzer anzulegen, den Helm des Heils, das Schwert des Geistes und den Schild des Glaubens zu gebrauchen. Wie aber? Herr, ich bete zu dir, ich rufe dich an. Lehre mich segnen meine Feinde. Doch du willst ja, daß diese Bösen in sich gehen und ihre Bosheit fühlen: behalte ihnen ihre Sünde, bis sie Buße thun. O Herr, hilf mir, mach mich los von allem Zweifel. Ich muß werden wie ein Tier vor dir. Du allein hilfst heraus aus diesem Schlamm, da man nicht gewiß treten kann, da man glaubt und zweifelt, da man vergiebt und zürnet, da man dein Recht und deine Erbarmung anflehet. O Gott, o Jesu, heute früh nahete ich mich vor deinen Gnadenthron, aber ich hatte keine Kraft zu beten. Die satanischen Anfälle der vielen Gedanken halten mich ab und schwächen das Gebet. Ich vergesse auch, daß ich in einem solchen Kampf mit Satan bin. Ich übe mich nicht genug, die Wahrheit umgürtet zu haben, die für diese Versuchungen gehört. Ich sehe, daß ich mich viel zu stark auf Wahrheit verlassen, die ich noch nicht bereit habe als einen Gurt wider die Zerstreuung. O lehre du mich, mein Jesu, wider Satan streiten. Ach Jesu, soll ich denn nicht auf Grund kommen in dieser zweifelhaften Sach? Offenbare es doch, daß ich Ruhe habe. Weil es aber nicht schnell gehet, (so) laß mich dein harren und nichts thun, bis du deinen Willen zu erkennen giebst. Amen."

Ebenso zeigen seine Ergüsse in dem Briefwechsel mit Graf v. Castell aufs anschaulichste und ergreifendste, wie der Dulder sich allmählich zum inneren Frieden durchringt und zugleich „den Geist des Guten in dem Übel" herausfindet und sich davon durchdringen läßt. Wir lesen da u. a.:

„O, daß ich unter andern Leuten wäre! Ich muß unter Leuten wohnen, vom Abgrund her inflammiert." —

„Meine Chemie ist im Grab. Ich kann nichts ansehen. Gott hat mich zum Scherben gemacht, zur Haut im Rauch." —

„Die Individual-Providenz (die Vorsehung, die über dem Einzelnen waltet) und die vielen Gosen, die Gott für die Seinigen hat, sind für einen Bedrängten etwas Erquickendes."

„Meine bewußte Fatalität hat mich ganz ausgesogen, daß ich wie ein Brand im Feuer an mir selbst zu wehren hatte. Es müssen über die Erwählten Gottes solche seltsame Dinge kommen, damit sie

sich des Leidens nicht entwöhnen und durch Leiden das Vaterherz Gottes besser kennen lernen. Es ist im Herrnhuter Gesangbuch ein Lied: ‚Wunder-Anfang, herrliches Ende' 2c. 2c., da heißt's (V. 5 f):

„Rollet er mit dir im Schrecken
Durch die Dornen, durch die Hecken,
Über Stock und über Stein,
Berg und Thal und Felsenklüften,
Feuer, Wasser und in Lüften
Und was mehr kann fürchtig sein:
So laß dir doch nichts nicht grauen,
Lerne deinem Gott vertrauen."

„Man muß unter allen Dingen gelassen sein und dem Herrn stille halten. Dort ist Zeit zu sagen: Deine Gerichte sind recht. Jetzt aber muß man doch Jesu unabwendbare Flüche über das Böse fühlen, die in den Leidenspsalmen stehen, und doch zuletzt nach einem Kampfe sagen: Vater, vergieb ihnen! Strafe sie meinetwegen nicht!"

Einen guten Schritt weiter ist er gekommen, wenn er schreibt:

„Mein Leiden vertreibe ich mir mit Nichtdaranden ken. Dedolui (es ist verschmerzt!). Es hat alles Leiden den Nutzen, daß es uns gewisse stolze Maximen, worauf wir bauen, entdeckt. Denn wenn ich gewisse Maximen an mir nicht attrapiere (d. h. mit Erstaunen wahrnehme), so werde ich nicht anders. Die Gnade muß diesen Weg gehen mit uns."

Also er ließ sich dadurch demütigen. Hier sehen wir wieder den aufrichtigen Mann, der die Sonde der Wahrheit vertragen kann und will, auch wenn die Wunde noch so tief und frisch ist.

Graf von Castell mag ihm wohl geschrieben haben, daß er sich fast gratuliere, kein Geistlicher zu sein. Ötinger giebt die so geistvolle wie liebreiche Antwort:

„Sie sind froh, daß Sie kein Geistlicher worden. Was sagt aber die Liebe? Dulce pati (süß ist's, zu dulden), wenn die unverständigen Küchlein auf der Henne herumspringen."

So hat er auch trotz der überhandnehmenden Ungerechtigkeit die Liebe zur Gemeinde nicht in sich erkalten lassen.

Nach alledem ist es begreiflich, daß der Schriftsteller Ötinger in der Weinsberger Zeit im wesentlichen feiern mußte. Er hatte ja hier als Dekan auch viel mehr Amtsgeschäfte und

Anlauf aller Art. „Was kann ich bei meinem Dekanat heiteren Gemüts sein? Alle Wochen kommt etwas, das mich trubliert“ — schreibt er einmal. Was für eine Summe von innerem Kummer aber liegt in dem Stoßseufzer: „Nächsten Sonntag muß ich einem unnützen Pfarrer die Hand auflegen. Lieber vierzig Schläge mir!“

3. Trotzdem ist auch diese Weinsberger Zeit nicht ganz ohne litterarische Denkmale geblieben. Das wichtigste ist das Weinsberger Predigtbuch, von dessen Entstehung er schreibt: „Geheimerat Georgii hat mich obligiert, einen Jahrgang Predigten nach dem sensus communis zu schreiben.“ Diese Arbeit kostete ihn ja nicht so große Mühe, da es nur galt, das schon Durchdachte zu Papier zu bringen und die letzte Feile daran zu legen. Konnte er doch von seinen Vorträgen sagen: „Ich habe meine Predigten nicht nur studiert, sondern gar gegessen.“ Aber wenn wir schon aus den angeführten Proben den Eindruck einer ungemeinen Kraft des Geistes gewinnen, aus dem er redete, so dürfte der lebendige Vortrag doch noch viel wirkungsvoller gewesen sein. Sonst hätte seine Frau von dem, was er zu Papier gebracht hat, nicht gesagt: es sei nur gemalt, nicht vox viva, die lebendige Stimme. Denn hier fiel auch noch das Gewicht einer bedeutenden Persönlichkeit mit in die Wagschale.

Was wir aber zum rechten Verständnis dieser auch heute noch weitverbreiteten „Weinsberger Predigten“ *) nicht übergehen dürfen, das ist das Vorwort und die Nachschrift.

Im Vorwort sagt er u. a.: Die Hauptregel (für die Predigt nach dem sensus communis) ist diese: „Durch die Rede die Gedanken in der Einförmigkeit der Sache zu unterhalten, damit den Aufmerkenden ohne Anstrengung und ohne bei den Worten zu bleiben, mit ihren eigenen Worten die Sachen selbst nach Anhörung der Rede in dieser oder einer

*) Unter den zwei neueren Ausgaben ist die in Leonberg bei Röcker gedruckte leider mit manchen Druckfehlern und wohl auch „Verschlimmbesserungen“ versetzt; die 1858 bei Steinkopf erschienene, von Ehmann sorgfältig redigierte, empfiehlt sich von selbst. Ihr sind die obigen Zitate entnommen.

anderen Ordnung wieder aufsteigen. Diese Regel ist fruchtbar und hat viele Äste. Denn nach dieser muß man erstlich kurz predigen, damit man nicht wieder hinauspredige, was man hineingepredigt. Zweitens muß man einfältig, ohne entlehnte Worte, ohne Schulterminos (d. h. theologische Begriffe) reden, damit der Zuhörer fühle, es sei eine Frucht der Lippen und des Herzens. Drittens muß man gründlich reden. ... Sachen auf Sachen vorbringen aus 1, 2, 3 Leitideen der ganzen Rede, es sei nun, daß man sie verborgen halte oder ausdrücklich vorstelle. Viertens muß man sehr massiv oder augenscheinlich reden, damit sich die Sachen selbst behalten; absonderlich muß man Fakta und Geschichten, wie Arnd, in die Reden einwirken. ..."

Aber er führt in das Geheimnis der wirkungskräftigen Verkündigung noch tiefer ein, wenn er in einem zweiten Vorwort sagt: „Ein Mensch bleibt oft zehn bis zwanzig Jahre mit allen guten Vorsätzen doch immer in einem. Er kommt nicht weiter: Warum? Er ist nicht im stande, seine maschinenmäßige Form der Gedanken zu ändern, noch viel weniger die Grundbegriffe, woraus alles Urteil fließt, umzusetzen, am wenigsten den ganzen Zustand oder das ganze Verhältnis seiner Gedanken in einen Prospekt zu stellen (d. h. mit einem Blick zu beherrschen und dann zu ordnen). Denn wenn dies wäre, so wäre der Mensch in weniger Zeit anders." Ötinger stellt hier der Predigt die denkbar höchste Aufgabe: Es gilt, den Menschen, der sozusagen wie die Thür in ihren Angeln in seinem gewohnten Gedanken- und Triebleben sich bewegt, seinem inneren Haushalt nach aus den Angeln zu heben und auf einen neuen Boden, in andere Grundbegriffe hineinzustellen. Das war, sagt er weiter, in der urchristlichen Zeit leichter zu bewerkstelligen, weil „die Gemeinschaft und gliedliche Handreichung der Gaben u. a. dazu half, jetzt müsse die Predigt so gut wie möglich diese Mittel ersetzen." Er giebt auch darüber Auskunft, wie er sich das denke, freilich in ziemlich dunkler Sprache und mit vielen Fremdwörtern, die eben anzeigen, daß die Sache nicht leicht dar- und klar zustellen ist. Es heißt da:

„Die heutigen Begriffe sehen viel den Uhrwerken und Maschinen gleich, und wenn man die Welt ansieht, kommt sie uns vor als ein Uhrwerk: darum werden auch unsere Begriffe also.“ Dann fährt er fort, dem Verständnis nicht wenig zumutend: „Aber die Erleuchtung aus göttlicher Offenbarung lehrt uns etwas mehreres, nämlich wie unzählig viel Freiheit, Kontingenz, Sympathie in die Ferne, Transformabilität, Perspirabilität, da der Wind bläset wo er will, aus der unsichtbaren Welt in die sichtbare komme. Und wer durch meine Reden dieses Einige recht unterscheidet, der hat den Anfang, viel biblischer zu denken als vorher. Denn die hl. Schrift lehrt die Geburt des Geistes sowohl als des Fleisches.“ Das heißt wohl:

Die Predigt soll das Organ sein, durch welches die Einflüsse aus der unsichtbaren Welt in die sichtbare kommen; hiebei ist Geist und Leben die Hauptsache, die wirkende Kraft, Freiheit die Form, in der sie wirkt, denn der Wind bläset, wo er will. Aber damit der Prediger das Richtige treffe, muß er die göttlichen Grundbegriffe innehaben, von denen aus er operiert, muß in der Lebensfülle Gottes einigermaßen zu Hause sein. Ötinger lebte in dieser Welt und sah — gut lutherisch — in der Predigt das Hauptmittel, dem Menschen zu seiner „Transformation“ zu verhelfen. Dabei ist aber Ötinger nicht in der Selbsttäuschung befangen, als ob diese Verwandlung, die übrigens ganz dem Gedanken des Paulus 2 Kor. 3, 18 entspricht, beim Prediger oder Hörer schon eine vollendete Thatsache wäre. Vielmehr führt er in der „Nachschrift“ zu dem Predigtbuch folgendes aus:

„Es liegt an den Zuhörern, auf ihr Herz acht zu haben und selbst dasjenige zu nehmen, was sie in dieser Stunde in diesem Zustande erbauet. ... Es kommt endlich doch nicht so sehr auf wohlgeordnete Begriffe an, als auf tägliche Auflösung des größten Rätsels, das jeder an sich selbst trägt.

„Alle Menschen, welche mit ihrem Innern sich zu Christo nahen, und so oft sie eine Predigt aus dem Geist hören, Gott näher kommen wollen, die können durch Gottes ewigen Geist in das Bild des Wandels Jesu ... gezogen werden. So sie

nun beſtändig bleiben, ſo ziehen ſie Chriſti Leib immer mehr an, und werden auf dieſe oder andere Art Tempel Gottes nach dem Wandel im Geiſt. Sie ſind dabei aber nach dem alten Menſchen noch im Sündenhaus. Den neuen Menſchen treibt der Geiſt Jeſu, den alten aber treibt, wie es auch der Heiligſte nicht leugnen kann und es Paulus ſelbſt Röm. 7 bezeugt, der Geiſt der Welt, der Brot und Mittel ſucht, ſich des Elends dieſer Zeit zu erwehren. Geſchieht nun dies alſo, daß der innere Menſch ſich unter allem Gott aufopfert und den alten Menſchen geiſtlich im Zwang hält, auch immer etwas aus dem Worte Gottes lernt, es leichter und verſtandesgemäßer auszuüben, ſo löſet ſich das Rätſel alle Tage auf, der Geiſt Gottes löſet es in ihm auf, daß er mit dem Inneren im Himmel, mit dem Äußeren im Dienſt der Eitelkeit ſteht. Da giebt's viel Not, aber auch wahre Freude.... Da gehet ſodann kein Tag, keine Predigt, kein Geſchäft ohne Nutzen ab. Dies wünſche ich von Herzen dem heilsbegierigen Leſer 2c. 2c."

Das wollen wir uns merken, denn das kann ja ein jeder ſelbſt erproben: Der Menſch iſt ſich ſelbſt das größte Rätſel. An uns liegt's, daß wir es täglich löſen!

Während wir aber ſo auf der einen Seite ſehen, daß Ötinger in dieſer Zeit ſeine litterariſche Thätigkeit beſchränkt und nur in den Dienſt des praktiſchen Intereſſes, nämlich der Erbauung, geſtellt hat, ſo würde er doch ſeine ganze Natur und ſeine tiefſten Überzeugungen verleugnet haben, wenn er nicht dabei das Bedürfnis empfunden hätte, die Grundgedanken und Grundbegriffe, die ihn bei ſeiner Verkündigung der Wahrheit leiteten, auch theoretiſch auseinanderzuſetzen. So hat er ſeinem Predigtbuch als Anhang den „Verſuch eines bibliſchen Wörterbuchs" beigegeben, welches den Leſer anleiten ſollte, ſelbſt zu den tieferen Gründen der bibliſchen Wahrheit vorzudringen, in das Bergwerk hinunterzuſteigen, in dem er das Gold der Wahrheit unermüdlich ſuchte. Dieſer Verſuch iſt der Keim zu dem ſpäteren (1776) „bibliſchen und emblematiſchen Wörterbuch" geweſen, mit welchem Ötinger gegen die rationaliſtiſchen Theologen in Berlin in die Schranken trat. Er iſt ſich dabei wohl bewußt, wie er es in der Vorrede zum

letzteren Werk ausspricht: „ein Wörterbuch über die hl. Schrift machen ist ein Geschäft wie Petri Netz flicken; es ist mühsam für Lehrer und Zuhörer.“ ... Aber, fährt er fort, „weil man heutzutage in der hl. Schrift so eigenwillig herumwühlt, so ist es nötig.“ Man kann über dieses in der That mühsame Unternehmen Ötingers sehr verschieden denken; man wird nicht leugnen können, daß er, ohne es zu wissen, in so manche Worte und Begriffe der Schrift einen Sinn hineingedacht und Werte hineingelegt hat, die man unbefangenerweise nicht darin finden würde, und zwar darum, weil ihm immer die Idee oder eigentlich das Ideal einer philosophia sacra vorschwebte, welche den Worten und Begriffen einen verborgenen Sinn und ein geheimnisvolles Gewicht verleihen mußte. Aber ebenso gewiß ist andererseits, daß Ötinger bei diesem Sinnen und Suchen viele Goldkörner und Edelsteine fand, welche den Sadduzäern seiner Zeit verborgen blieben, daß er Recht hatte mit der Überzeugung: „wir handeln sehr klug, wenn wir die inhaltsschweren Worte solange wie Maria mit Respekt im Herzen bewahren.“ Wenn es ein Vorwurf ist, den der Herr den oberflächlichen Sadduzäern macht: Ihr wisset die Schrift nicht noch die Kraft Gottes, und wenn er dabei zugleich dem Wort 2 Mose 3, 6 eine Deutung gegeben hat, die wie ein Blitz auf einmal tiefe Gründe der Wahrheit beleuchtet: so ist damit bewiesen, daß es nicht nur erlaubt, sondern geboten ist, in der Schrift vom Einzelnen ins Ganze, von der Oberfläche in die Tiefe einzudringen, um auf das Felsgestein der ewigen Wahrheit zu stoßen. Und wenn man dabei so gründlich und so redlich zu Werke geht wie Ötinger, so wird ganz gewiß der Gewinn ein bleibender und ewiger sein. Man kann in Ötingers Wörterbuch darum nicht lesen, ohne zu staunen über die tiefen Blicke, die er thut, die reichen Schätze an Erkenntnis, die er zu Tage gefördert hat. — Es liest sich freilich nicht so glatt und leicht, wie die heutigen biblischen Wörterbücher; aber im Vergleich mit vielen seiner anderen Schriften ist es doch verständlich geschrieben, und immer klingt der Herzton der Überzeugung und der metallene Klang der Erfahrungswahrheit aus den tiefen Worten heraus.

X. Ötinger Dekan in Herrenberg.

1759—66.

„Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumen läßt, Horatio."
Shakespeare.

„Sein Geist ist zweier Welten Schlachtgebiet;
Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht."
C. F. Meyer.

Am 20. April 1759 zog Ötinger von Weinsberg weg nach Herrenberg. Über seine dortige Wirksamkeit schreibt er: „Hier lehrte ich das Volk ganz geruhig, ohne äußerliches Aufsehen, und brachte sonst die Zeit mit Auferziehung meiner Kinder zu, deren ich, nachdem mir sechs gestorben sind, noch vier habe. Meinen älteren Sohn, Halophilus Irenäus, d. h. Salzfreund (eigentlich Theophil Friedrich), informierte ich in der Medizin und Chemie, den jüngeren aber, Johann Friedrich, im Lateinischen, später auch im Griechischen, Hebräischen und Rabbinischen. Die eine Tochter, Benigna, ist verheiratet an M. Klemm, Diakonus zu Tuttlingen, die andere ist noch bei mir."

1. Diese Mitteilungen fordern uns auf, an dieser Stelle einen Blick auf Ötingers Familie zu werfen. Der vielbeschäftigte Mann hat trotz seines Amtes, trotz seines unermüdlichen Studiums und unersättlichen Wissensdurstes doch Zeit für die Seinigen, zumal seine Kinder, gehabt. Von denselben waren ihm zwei in Hirsau geboren: die älteste Tochter, Benigna, geb. 1740, wurde Anno 1761 die Gattin des Helfers Joh. Christof Klemm in Tuttlingen, eines Mannes, der anderweitigen Zeugnissen nach ein gewissenhafter, redlicher Mensch war, aber Ötinger viel zu tragen gab durch die Strenge und Heftigkeit, die er, wie es scheint, als Ehemann und Hausvater bewies, und die der wohl noch kindlichen und weicheren Benigna das Leben sauer machte. Er entwirft eine scharf umrissene Silhouette von ihm in folgenden Urteilen: „Ich erfahre sehr viel mit meinem Tochtermann, der das Gängelband zu bald abgeworfen und doch nicht allein laufen kann, laufen will und alle Augenblicke fällt und schreit. Bis man einen so eifrigen Mann in die Nüchternheit bringt,

möchte man grau werden. . . . Er versucht allerlei, auch will er manchmal, wie ich, das Amt aufgeben. Ich habe ihm Mosers vertraute Briefe vom Kirchenrecht geschickt, damit er sehe, daß er kein Apostel, sondern ein Schulmeister der Menschen ist und daß unsere Gemeinde keine Gemeine, sondern eine Schule ist, worin Gott noch die Wahl erhält, das Beste zu wählen nach der Wahrheit der Schrift." Und später: „Klemm ist so übelnehmig, ein alles von der schlimmen Seite ansehender Mann, daß meine Tochter, die schon alles gelitten, davonläuft. Denn seine Blicke sind Messerstiche. Der Mensch muß wohl verrückt sein. Großes Elend! Ich klage mich an, daß ich mich durch den Spruch: Die Liebe hoffet alles, habe verleiten lassen, wider die Weise der Sprichwörter zu handeln." Sprach hier das Vaterherz mit, das mit der Tochter litt? Mag sein, jedenfalls haben wir hier ein Zeugnis dafür, nicht nur wie er als Vater fühlte, sondern, wie er selber linder und milder geworden war. Im Jahre 1764, nach zweieinhalbjähriger Ehe, starb Benigna, zwei Töchterlein hinterlassend und einen — untröstlichen Gatten, der sie eben doch geliebt hatte. — Fünf andere Kinder Ötingers, ein in Hirsau geborenes Töchterlein, eine Tochter und ein Sohn, die in Walddorf, ein weiteres Söhnlein, das in Weinsberg geboren war, und endlich die schon erwähnten Zwillingstöchter, die in Pliezhausen im Jahre 1757 zur Welt kamen, starben in frühem Alter. Es blieben ihm und überlebten ihn die zwei Söhne Theophil Friedrich, geb. 1750, später Arzt in Göppingen, und Johann Friedrich, geb. 1754, der Theolog wurde und ein Mann nach dem Herzen seines Vaters, aber, erst dreißig Jahre alt, verstarb, endlich die Tochter Eberhardina Sophia, geb. 1748, die ebenfalls zwanzigjährig, wie einst Benigna, in den Stand der Ehe trat mit Joh. Ferdinand Seiz, Helfer in Besigheim, später Stadtpfarrer in Sindelfingen, einem ernsten, sanften Manne.

Aus den vorhandenen Nachrichten geht hervor, daß Ötinger an seinen Söhnen nichts versäumte und unablässig über ihrer Erziehung, Heranbildung und Laufbahn wachte. War es einerseits für den Vater eine Freude, zu sehen, wie die beiden Söhne sich in sein, des Vaters, Erbe teilten, insofern der ältere Mediziner, der jüngere Theologe ward, so war es für ihn ein

Schmerz, daß jener so ganz und gar nicht auf die Hauptgedanken seines Vaters, auf den Zug zum Innenleben, zum Geheimnisvollen, zum Mysterium einging. So mußte er ihm oft recht pietätlos erscheinen. — Aber der Segen des Vaters und seine Fürbitte trugen noch ihre Früchte, nachdem sein jugendlicher Mut und Übermut ausgeschäumt hatte. Davon später.

Einen näheren Einblick in das Familienleben zu gewinnen, das in Otingers Haus geführt wurde, wäre wohl interessant; aber es ist in den Quellen wenig davon gesagt. Und das ist doch nicht zufällig. Gewiß that der Hausvater an den Seinigen, was er konnte. Aber die fortgesetzte Anspannung seines Geistes für die Pflichten des Amtes und die immer neuen Aufgaben und Ziele seines Forschens und litterarischen Wirkens — das, wie wir sehen werden, in Herrenberg eine neue Ausdehnung gewann — erklären zur Genüge, daß im Lebensbild Otingers die familiäre Seite in den Hintergrund tritt. Daß wir von der Mutter des ursprünglich doch kinderreichen Hauses wenig erfahren, das entspricht dem stillen Wesen, das ihr eigen gewesen zu sein scheint. „Menschliches, Allzumenschliches", wie heute das geflügelte Wort lautet, kam wohl auch in der Familie vor; aber das Verhältnis war im Grunde und in der Hauptsache ein harmonisches. Ein Zeugnis aus dem intimen Briefwechsel mit seinem gräflichen Freunde hiefür möge nicht unerwähnt bleiben: „Was meine Sächelchen, so ich manchmal gegen meine Frau habe, betrifft, so sind das Dinge, wie wenn im Garten Erdflöh sind, es kommt ein Regen und ersäuft sie, so ist wieder Friede; ich glaub' aber, übers Jahr können wieder Erdflöh kommen. Diese Sachen hindern den Hauptgang der vier Jahreszeiten nicht. Sie weiß es wohl, daß es mir an Mitleiden, Zartheit, realer Arbeit der Liebe, Beständigkeit 2c. nicht fehlt; denn Gott hat mir diese Gnade ins Herz gelegt."

Dieses ehrliche Geständnis eines großen Mannes kann nur den befremden, der das Familienleben als die Schule der Selbsterkenntnis, Demütigung und Selbstverleugnung nicht kennt; es bezeugt aber zugleich, daß es am nötigen inneren Einverständnis nicht fehlte, das die Ehegatten auf dem Grunde gegenseitiger Achtung verband. Man kann ja einander nur recht lieben,

wenn man einander auch ehrt, wie das Luthers Katechismus sagt. Ähnliche Bekenntnisse finden sich noch manche, aber nur aus der früheren Zeit. Das Läuterungsfeuer, durch das sie gemeinsam in Weinsberg gehen mußten, hat nicht nur seine reinigende Kraft bewährt, sondern das Band der Liebe enger angezogen. Zu den Demütigungen, welche das häusliche Leben mit sich brachte, haben auch die pekuniären Schwierigkeiten, von welchen gerade die Weinsberger Zeit nicht frei blieb, gehört. Das war für einen edlen und hochsinnigen Geist, der ganz im Reich des Wahren und des Ewigen lebte und webte, keine leichte Bürde. Er hat auch darunter glauben gelernt. Ob es sich zwar auch nicht gerade bloß auf derlei Schwierigkeiten, sondern die mancherlei Proben und Prüfungen des Alltagslebens beziehen mag, so ist es doch ebenso lehrreich wie für geringere Geister tröstlich, daß er bekennt:

„Ein jeder hat in seinem Hause sehr große Versuchungen, daß er über den Hausſorgen den rechten Angriff des Ewigen vergißt." Wie wahr und treffend! Und ein anderes Mal: „Ach, wie viel Jammer ist in unserem Leben! Wir denken ganze Tage nicht daran, daß Satan uns, nicht in kranken Tagen, sondern in gesunden, mehr plage, ohne daß wir die Plage fühlen. . . . Damit hinterschleicht er uns am meisten, daß er uns unter dem Beruf zu viel mit irdischer Anklebung beunruhigt, ohne daß wir Zeit nehmen, uns wieder vor Gott von den Anklebungen los zu machen" (Murrh. Predigten; Sonntag Reminiscere). Ötinger war viel zu ehrlich, um sich in falschem Idealismus über die harten Wirklichkeiten des Lebens, unseres Lebens in dieser Welt, hinwegzutäuschen und zu meinen, wenn man nur den neuen Sinn aus dem Evangelium habe, so sei die Sache gethan. Auf diese Weise kann ein Gläubiger dazu kommen, eine Art Amphibienleben mit seinen Widersprüchen des inneren und des äußeren Menschen zu führen und fortzusetzen. Deshalb unterzog er sich der mühsamen Klein- und Detailarbeit der täglichen Erneuerung, die er einmal „ein schweres Kreuz" nennt; deshalb waren ihm die Sprüche Salomos für die Übung und Ausgestaltung des persönlichen Christentums so wertvoll, insofern sie die Unarten, Sünden und

Thorheiten so deutlich abmalen. „Diese Sprüche," sagt er einmal, „sind der rechte Sünden- und Tugendspiegel, daraus sollen wir unsere Beichte machen. . . . Darum halte ich den Kommunikanten in den Beicht- und Vorbereitungspredigten nichts als die Sprüche Salomos zum Bekenntnis ihrer Sünden vor, damit sie gegen jede erkannte Unart aus dem Blut und Tod Jesu etwas zum Opfer und Versöhnung nehmen können." Obwohl er sich bewußt war, daß dies nicht die Art des Neuen Testaments sei, so ist er doch auch davon überzeugt: „wer an jenem Tage wünscht, unter dem guten Samen erfunden zu werden, der muß den bösen Samen aus der alten, adamitischen Geburt mit den in ihm liegenden Schlangengeburten zuerst bei sich auszurotten beflissen sein; der muß ringen und in der Laufbahn laufen, um die unvergängliche Krone der Ehren zu erlangen. Man kann nicht alles so kommod machen, wie man einem den Genuß des Tisches des Herrn macht."

Daß er über dieser Pünktlichkeit nicht in die Gesetzlichkeit fiel, davor bewahrte ihn seine reine und tiefe evangelische Erkenntnis. Aus den angeführten Bekenntnissen aber geht hervor, nicht nur, wie ernst es Ötinger nahm mit dem Losungswort, das er in dem oben angeführten Liede sich zu eigen gemacht:

— „Bei den geringsten Dingen
Nur treu zu sein:
Das ist die Quell'
Sein Glück recht hoch zu bringen" —

sondern auch, wie die abgeklärte Gestalt, die imponierende Persönlichkeit des älteren Ötinger nebst Gottes Gnade im Grunde der Ertrag von vielen Jahren und Jahrzehnten einer redlichen Arbeit an sich selbst und nicht weniger innerer Kämpfe gewesen ist.

2. Ötinger war nun schon an der Schwelle des Greisenalters angelangt, als er nach Herrenberg kam, aber der Feierabend kam noch lange nicht. Weder war sein Geist alt geworden, der vielmehr in den folgenden Jahren eine größere Fruchtbarkeit entfaltete, als je zuvor, noch war ihm bleibender Friede beschieden. Im Amte war wohl sein Gang ein stillerer und stetigerer; auch die Predigten, die aus dieser Zeit stammen und im „Herrenberger Predigtbuch" aus Nachschriften erst vier Jahr-

zehnte nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben wurden (1818), legen davon Zeugnis ab. Der Verkehr mit seinen Amtsbrüdern gestaltete sich fruchtbar, sowohl der offizielle, der sich auf die „Disputationen" und die Aufsätze bezog, als der private bei Zusammenkünften zu gegenseitiger Förderung und Stärkung. In Bezug auf den ersteren wundert man sich freilich über die Kühnheit, mit welcher dieser Dekan in seinem Rundschreiben seinen Diözesanen Vorschläge machte und Aufgaben stellte. Der amtliche Rahmen ist gesprengt von der Fülle des geistlichen Interesses, das ihn bewegt und das er in den Kollegen teils voraussetzt, teils erwecken will. Es ist der Geist der Liebe und des Eifers für das Haus Gottes, der ihn treibt. Das mochte eine doppelte Wirkung haben: fühlte sich der eine angezogen und ermuntert, sein Bestes zu geben, so mochte wohl ein anderer das Schwergewicht dieser geistigen Autorität wie einen Druck empfinden und wäre vielleicht mit einem sein Aufsichtsamt formalistischer und bureaukratischer auffassenden Spezialsuperintendenten zufriedener gewesen.

Zwei Beispiele von der Art, wie er hierin seines Amtes waltete, mögen den Dekan Ötinger kennzeichnen:

Das Rundschreiben vom 17. Juli 1762, welches die Disputation ankündigte, enthält folgende Kraftstellen:

„Nachdem unsere letzten Thesen von Gott gehandelt, so sollen nun die nächsten sein vom Menschen. O welch eine Sache von unendlichem Wert ist es doch, sich selbst zu erkennen in dem Geiste der Heiligung, sich selbst zu schätzen nach seinem Anteil an dem Geiste des lebendig machenden Fleisches Christi! Dies ist den natürlichen Menschen eine Thorheit; aber beinahe das einzige Kennzeichen der Auserwählten besteht in dem Einigen: Erkennet ihr euch selbst nicht, daß Jesus Christus in euch ist? Es sei denn, daß ihr keine geistliche Prüfung in euch habt (2 Kor. 13, 5). Denn ach, ihr Männer, lieben Brüder, seid nicht unter denen, die in diesen Dingen blind sind u. s. w." . . . „Opponieret so viel als möglich, aber opponieret aus dem Geist, der geistliche Dinge geistlich richtet. — Es werden ernste Zuhörer dabei sein, daher steht es euch frei, deutsch zu opponieren, damit die Erbauung auch auf die Zuhörer übergehe." *) . . .

*) Die Disputationen wurden in lateinischer Sprache gehalten. Heutzutage werden nur noch die Leitsätze lateinisch abgefaßt.

Nachdem er noch einmal auf den Gegenstand der Disputation eingegangen war, wobei er ebenso starke Speise geboten — schloß er mit den Worten: „Ich bitte um Verzeihung, daß ich mit brünstigem Geiste schreibe, daß ich im Geiste brenne, die Sache ist einmal so. Wem darum zu thun ist, dies zu erkennen, der wird sich diese Wahrheit aneignen, wem nichts daran liegt, der wird verachten, was über Perlen ist. . . . Unser Kollegium, mit dieser Wahrheit gekrönt, wird ein aus königlichen Ältesten bestehendes Kollegium sein. O ehrwürdiges Kollegium, welchem ich mich unter dieser Voraussetzung als den niedrigsten Diener empfehle."

Ein ebenso kräftiges Zeugnis enthält ein Rundschreiben vom Jahre 1764, die Aufsätze betreffend:

„In dem Aufsatz sehe ich dahin, daß die Herren Kollegen ihr praktisches Urteil im Lehren darthun. Vor allem müssen Sie die akademischen Ideen, die auf die Praxis Einfluß haben, verleugnen. Das will ich gleich hören, wenn einer Kinderlehre hält und zu viel Abstraktion hineinbringt, oder auch zuviel auswickelt, ehe er auf die durch die Gesellschaft und die Schule eingepflanzten Ideen baut. . . . Was für eine elende Lehrart ist es, sich bloß damit tragen, daß man aus Sprüchen den Lehrsatz beweist, ehe man den ganzen Anblick der Hauptsache von Gott und Christo eingepflanzt! Tugend, Laster, Belohnung und Bestrafung sind Ideen, die durch die Gesellschaft eingepflanzt sind, der Grund des wahren Evangelii und des Unterschieds des Gesetzes. Wer nicht zuerst darauf baut, verwirrt mehr, als er lehrt. Was für Gerichte warten auf die Lehrer, welche mutwillens nicht wissen, worin die rechte Methode nach heiliger Schrift besteht! Examinieren Sie mein Konfirmationsbüchlein darnach. Es soll neu gedruckt werden." (Dasselbe ist nur der erste Abschnitt eines größeren katechetischen Buches, das 1765 erschien und eine Menge von Materialien für die Jugendunterweisung enthält.)

Es läßt sich denken, mit welch gemischten Gefühlen mancher Pfarrer derlei Ergüsse seines Vorgesetzten gelesen haben mag! Indessen beweist schon ein Blick in dieses oder jenes katechetische Büchlein aus jener Zeit, wie mechanisch und formalistisch unterrichtet und gerade der Schriftbeweis geübt wurde und wie thatsächlich Ötinger den Nagel auf den Kopf traf, wenn er die Katecheten vom Buchstaben auf den Geist führte. Andererseits liegt es auf der Hand, daß die ausgesprochene Eigenart und Subtilität des so gelehrten, tiefgründigen Dekans für viele

sonst vielleicht redliche und tüchtige Kollegen eine unverstandene und darum unverdauliche Größe war. Das blieb wohl ihm selbst nicht verborgen, so sehr er auch von der Wahrheit seiner Sache überzeugt war. Ein interessantes Zeugnis hiefür bietet folgende briefliche Notiz: „Habe neulich mit Frau Professor Hoffmännin disputiert. Sie sagte, wenn nur ein Mensch dächte wie ich, so wollte sie zufrieden sein, aber ich denke gar zu singulär. Darauf antwortete ich mit der alten Art des Eifers, den ich mir doch abgewöhnen wollte. Sie sagte, ich sei gerade noch wie vor. Darüber hatte ich viel Nachdenkens.... Allein meine ersten Gründe kann ich nicht ändern, darauf ich auch getrost gestorben wäre (in der tödlichen Krankheit, von der gleich nachher zu reden sein wird). Nun lerne ich an der Sanftmut der Weisheit ꝛc." Dieser freimütige Vorhalt einer Frau ist höchst bezeichnend und wertvoll. Er verleiht offenbar einer weitverbreiteten Stimmung Ausdruck. Andere Menschenkinder vermochten ihn nicht ganz, oder auch ganz und gar nicht zu verstehen: er denke eben gar zu singulär, das war das Urteil des Publikums und ist es heute noch. Bezeichnend aber ist auch seine Verteidigung. Er giebt zu, daß er an der „Sanftmut der Weisheit" (Jak. 3, 13) zu lernen habe. Aber von seinen Grundpositionen kann und will er nicht weichen. Sie sind ihm zu fest. Die Lösung der Schwierigkeit, die den großen Mann bis heute zu einem Rätsel macht, hat wohl am richtigsten Philipp Matthäus Hahn, der ihm in Herrenberg als Vikar beigegeben war, getroffen, wenn er in sein Tagebuch schreibt (Anno 1773): „N. N. sagte: er könne Ötinger nicht verstehen. Ich erwiderte: Ötinger ist ein Prophet, und kein Lehrer." In der That hat man sich dabei zu bescheiden. In den Urwald seiner Gedanken bringen andere Sterbliche nicht völlig ein.

3. Gerade die litterarische Produktion Ötingers in der Herrenberger Zeit muß dieses Urteil bestätigen. Er wendet sich jetzt den philosophischen und theosophischen Problemen mit besonderer Energie zu. In den ersten drei Jahren schrieb er zunächst noch einige theologische Bücher mit merkwürdigen Titeln: „Die güldene Zeit" in drei Teilen, und

„Die Philosophie der Alten, wiederkehrend in der güldenen Zeit". Unter der güldenen Zeit ist das zu verstehen, was wir „Tausendjähriges Reich" nennen. Ötinger geht hier in den Fußstapfen seines großen Meisters Bengel, aber in selbständiger Weise, ohne sich auf seine Worte einzuschwören. Um was es ihm zu thun ist, sagt die Vorrede zum ersteren Werk. Es sollen sein: „Vorblicke in die besten Zeiten des Reiches Christi". Denn „das Schönste in der Religion, nämlich das Reich Gottes im buchstäblichen Verstand, ist bisher aus göttlicher Vorsehung, weil die Zeit noch so nahe nicht war, verdeckt geblieben; aber nun ist es um die Zeit, daß das, was man bisher einander ins Ohr gesagt, an den erhabensten Orten (den Universitäten?) verkündigt werde, es mag nun nach dem Geschmack der Menschen sein oder nicht. Was in der Religion das Schönste, das Leichteste und zum Verstand der hl. Schrift das Nützlichste ist, kommt in diesen Bogen vor."

Daß Ötinger und Bengel in den Forschungen über die „letzten Dinge" sich zu weit hinausgewagt haben, zumal in den Zeitrechnungen und Terminen — das Jahr 1836 wurde ja bekanntlich von Bengel für den Schlußpunkt der jetzigen und den Anfang der neuen Epoche der christlichen Gemeinde in Aussicht genommen — benimmt denselben durchaus nicht ihre Bedeutung. Die Wichtigkeit der letzten Dinge ist dem lebendigen Christenglauben eingestiftet. Das Haus des Glaubens, die Geistesheimat des Christen, muß sein Dach haben, sonst ist es nicht wohnlich darin. Indessen dürfen wir Gott danken, daß in unserer Zeit, da der Missionsgedanke neues Licht und Leben, Kraft und Bewegung in die christlichen Begriffe und Wahrheiten gebracht hat, das Nachdenken über die Geheimnisse der Zukunft des Reiches Gottes hierdurch in seine gesunden Bahnen gelenkt worden ist und von dieser praktischen Angelegenheit bestimmt, beherrscht und reguliert wird. Darf man nicht annehmen, daß etwas von dem, was jene Männer erhofften und ersehnten, vom Anbruch der „güldenen Zeit", eben in dieser Thatsache des neuerweckten Missionseifers und des wachsenden Missionswerkes erkannt und begrüßt werden könne? Ötingers Standpunkt entsprach es natürlich, daß er besonders das er-

strebte und forderte, „daß sich alle Universitäten sollten dazu anschicken, ihre Begriffe zu läutern und dem besten Muster der Gedenkungsart entgegenzueilen.“ Freilich setzt er hinzu: „Ich weiß, daß es nicht geschieht.“ Er war ein Rufer in der Wüste — unter seinen Zeitgenossen.

Noch einiges Litterarische darf nicht übergangen werden: Wer je im Bade Teinach bei Calw die kabbalistische Lehrtafel gesehen hat, welche die fromme und gelehrte Prinzessin Antonia von Württemberg (geb. 1613, † 1679) in der dortigen Kirche gestiftet hat, der möge daran denken, daß Ötinger eine Erklärung dazu gegeben hat, die in größere Tiefen führt, als jene Prinzessin einst selbst mit ihren Zeichnungen geahnt haben mochte. Ötinger gab dieselbe in Beantwortung einer diesbezüglichen Aufforderung des damaligen Repetenten J. Fr. Klemm (nicht seines späteren Schwiegersohns). Unsere Zeit hat ja für solche Symbolik weniger Verständnis und Geduld als die frühere.

Viel mehr Bedeutung hat Ötingers Selbstbiographie, die er 1764 niederschrieb und der er in der Folgezeit noch einige Zusätze beifügte, wie es eben innere und äußere Erfahrungen mit sich brachten. Dieselbe hat, wie schon erwähnt, den eigentümlichen Titel: „Genealogie der reellen Gedanken eines Gottesgelehrten.“ Haben wir schon früher von ihm erfahren, daß er von seinen unruhvollen Wanderjahren doch den Ertrag mit nach Hause genommen hatte: will und soll ein Mensch die Wahrheit erkennen und eine feste Grundstellung gewinnen, so darf er sich nicht nur einseitig, d. h. doch nur subjektiv von der heiligen Schrift, oder einseitig durch seine Führungen, sondern er muß sich zugleich durch die Stimme der Weisheit auf der Gasse leiten lassen. Diese drei Wurzeln müssen zusammenwirken und zusammenwachsen, um ein wahrhaftes, wachstümliches Ganzes der Erkenntnis hervorzubringen. Trennt man sie, stützt sich auf das eine oder andere allein, so entsteht eine mangelhafte, unzulängliche Erkenntnis, die Widersprüche mit sich führt. Da man ihn nun bat, „einen Aufsatz zu machen, wie seine Gedanken in der Theologie zum Bestand gebracht und genealogice (wachstümlich) auseinander formiert worden“, so versuchte er es in dieser Schilderung seiner selbst und seines Entwicklungsganges. Der Grundgedanke ist der: „Gott lehrt die Menschen, was sie wissen, er formiert allen das Herz.“ Aber das geschieht nicht nur unmittelbar, sondern durch alles, wodurch Gott von innen und außen auf die Menschen wirkt. 1. Der sensus communis lehrt uns alles, was zur Grundweisheit gehört; 2. der Sinn der

hl. Schrift bringt die Wahrheit ins Ganze, aber „unter allen Buchstaben der Schrift liegt der Geist", der lebendig macht; 3. die Schickungen Gottes sind auch ein großes Mittel zur Gewißheit des Sinnes... „Die Geschichten kommen alle von Gottes Hand. Jesus regiert alle Geschichten, darum soll man ein sehend Aug' und hörend Ohr haben." So ist diese originelle Selbstschilderung einerseits ein Denkmal der Geistesart ihres Verfassers, andererseits voller Anregung für den Leser, indem sie ihm Winke giebt, im eigenen Lebensgang den Plan und die Bausteine zu suchen und zu erkennen, welche ihn zu etwas Ganzem machen.

4. Otinger stand nun in den Jahren, darin der Mensch auch „des Rufs aus dieser Welt gewärtig" sein muß. Derselbe sollte an ihn, den Sechzigjährigen, plötzlich herantreten, aber noch einmal zurückgenommen werden. Die Art, wie er, zwanzig Jahre vor seinem wirklichen Ende, dem Tod ins Angesicht geschaut hat, ist außerordentlich charakteristisch für ihn. Er erzählt:

„Als ich nun in Herrenberg bis 1762 in besserer Ruhe als in Weinsberg gestanden, da verfiel ich in eine gefährliche Krankheit. Die Krankheit war sehr bedenklich. Ich wurde eingeladen zu einer brüderlichen Synode, wo Kanzler Reuß, Stiftsprediger Storr, Spezial Glöckler in Tübingen, Becherer, Spezial in Tuttlingen, Köstlin, Senior in Eßlingen, beisammen waren, unsere alten Verbindungen auf Christum zu erneuern. Ich merkte schon die Anfänge zur Pleuritis spuria (Brustfellentzündung), reiste doch, kam aber kränker zurück, legte mich und war ein halb Jahr an einer aus der Pleuritis degenerierten Phthisis (Schwindsucht) krank. Ich war dem Tod im Rachen, alle Arznei war umsonst. Nachts um 11 Uhr ging die Fieberhitze an. Da konnte ich der Gedanken nicht los werden, bis ich eine Tafel ins Bett nahm und schrieb. Ich schrieb den zweiten Teil der irdischen und himmlischen Philosophie vor den Pforten der Ewigkeit und in der Persuasion des Todes. Es sollte mein letztes Testament sein. Da fand ich Ruhe. Endlich schickte mir Herr Geheimerat Georgii durch Herrn Storr, da alle Hoffnung aus war, Hecalios weiße Tropfen, da ich hernach selbst gefunden, woraus sie bestehen. Ich wurde davon gesund. Herr Pfarrer Hahn, der die Himmelsmaschine macht, war mein Vikarius,

weil er noch nicht in Onstmettingen war. Dieser weiß den ganzen Verlauf meiner Krankheit 2c."

Nichts kann bezeichnender sein, als dieser Bericht aus seinem Leben. Zu der Stunde, in der andere Sterbliche zittern und beben oder stumpf dahinwelken, oder aber, wofern sie im Glauben stehen, mit einigen Kraft- und Trostsprüchen vorlieb nehmen, schreibt dieser Kandidat des Todes ein philosophisches Buch! Und es ist wirklich lauter Philosophie und Theosophie, was wir in diesem zweiten Teil des Gesamtwerkes unter obigem Titel finden: Das Titelblatt dieses zweiten Teils besagt, daß darinnen Swedenborgs, Malebranches, Newtons 2c. irdische Philosophie mit Ezechiels himmlischer Philosophie verglichen wird. Wenn er so einen „ganzen Chor der Philosophen" durchgeht und abhört, wenn er seine letzte Lebenskraft darauf verwendet, ihre Lehren zu prüfen und mit den Zeugnissen der heiligen Schrift zu vergleichen, so muß ein gewichtiges Interesse ihn dazu vermocht haben. Und es war kein anderes als der Beruf, den er in sich fühlte: er sollte und mußte gegen die Vertreter der zeitgenössischen Weltweisheit (der Leibnitz-Wolffschen Philosophie), die er innerlich überwunden hatte, denen er aber das Publikum landauf landab zu Füßen sitzen sah, in die Schranken treten. Konnte er doch in ihren Begriffen und Grundsätzen nur eine Verflüchtigung der wahren Realitäten, der Wesenheiten erkennen! „Glückselig ist," sagt er in der Vorrede, „welcher in der Feststellung des Glaubens außer dieser Sphäre der falschen (Gedanken-) Bildung ins Reich der Liebe versetzt ist: denn wie dort eine falsche realité ist, so hier eine wahre." Deshalb weist er unermüdlich auf die kräftigeren, wesenhafteren Ideen der alten Philosophen, mit Einschluß auch eines Aristoteles, hin und begrüßt jedes Zeugnis aus seiner Zeit und Gegenwart, das über die eben „moderne Stimmung" hinausweist. Auch den Philosophen von Sans-Souci, den großen Friedrich von Preußen, heißt er als Bundesgenossen willkommen, wenn er im ersten Abschnitt der Schrift von ihm mitteilt: „O wie schön sagt der Philosoph von Sans-Souci, daß die übersinnlichen Wahrheiten zu erkennen ein eigenes über das Sichtbare erhabenes sensorium da sein müßte! Gott lasse

den Königl. Philosophen dies sensorium durch die heilige Schrift mehr erkennen!" Über alle andern aber ist es (abgesehen von Jakob Böhme, auf dessen Schultern er ja steht) der große Engländer Isaak Newton, der ebenso fromme, wie geistvolle und tiefsinnige Mann, an dem er seine Freude hat, den er gegen seinen großen Rivalen Leibnitz verteidigt. Da wir auf den reichen, schwierigen und in vielen Punkten natürlich auch sehr gewagten und angreifbaren Inhalt des tiefsinnigen Buches doch nicht eingehen können, so sei nur noch das Zeugnis von und über diesen seinen englischen Bundesgenossen und Kronzeugen angeführt. Ist es doch nicht nur ein Beweis für die innere Verwandtschaft dieser beiden Männer, sondern auch besonders bezeichnend für Ötingers Standpunkt, für seine bekannten „massiven" Begriffe:

„Newton hat am Ende seiner optic das Spatium (den Raum) genannt sensorium Dei, wodurch und worin Gott, als ein allgegenwärtiges Wesen, alles aufs genaueste empfindet, siehet und erkennet. Darüber hat sich Leibnitz sehr moquiert und gesprochen: Newton hege von Gott sehr niedrige Gedanken und er zernichte die Religion. Diese Beschuldigung ging auf das Wort: Sensorium Dei. Allein der Begriff Sensorium Dei, die Sinnlichkeit Gottes (wir würden heute sagen: das Empfindungsorgan Gottes), ist in Wahrheit sehr erhaben. Newton hat nicht bekannt gemacht, was er für Begriffe noch dabei gehabt. Ohne Zweifel waren es diese: daß Gott lauter Gesicht, Gehör, Gefühl in allen Kreaturen, welche in Ihm als dem unendlichen Raum leben, sich bewegen und sind, sei. Ohne Zweifel kam es daher, daß Newton niemals den Namen Gott ohne innigste Andacht genannt, auch nicht in der gemeinsten Konversation mit anderen." ... Dieses Element ist vom Geist der Gottheit unterschieden, unermeßlich und unendlich, wie Gott, aber doch unter Gott und von Gottes Heiligkeit in Ewigkeit geboren. Es ist die reine Leiblichkeit Gottes, womit Gott notwendig alles in den Kreaturen siehet, höret und empfindet, und ist der Grund zu der Möglichkeit, daß das Wort Fleisch ward. Denn in Christo ist dies Sensorium hernach ungleich mehr verwandt mit der Kreatur worden; daß eine

gläubige Seele sagen kann: „Christus siehet, höret, riechet in mir.“ Zu diesem großen Interesse des philosophischen Protestes gegen die herrschende Strömung gesellte sich für ihn bei dieser Schrift noch ein *theologisches*, das er schon lange in seiner Brust trug: er wollte schon seit Jahren den Wunsch *Speners* erfüllen und den immer noch nicht verstandenen und gewürdigten Jakob Böhme wieder zu Ehren bringen. So kommt er denn auch wieder und wieder auf diesen Meister zurück, zu dessen Füßen er längst dankbar gesessen war.

Wenn es nun Ötinger damals ein so großes Anliegen war, für sein Verständnis der Wahrheit sozusagen mit dem letzten Blutstropfen einzustehen, so könnte man immerhin fragen: war denn auch der Preis des Einsatzes wert? Ist nicht die Welt über jenen Streit der Philosophen, der Idealisten und der Realisten, zu welch letzteren als *biblischer* Realist Ötinger gehörte, zur Tagesordnung übergegangen? Mutet nicht besonders die eben angeführte Probe dieses Realismus jetzt, nachdem ein *Kant*, der große Gesetzgeber alles modernen Denkens, mit seiner Lehre von Zeit und Raum (als nur „subjektiven“ Vorstellungen) gesprochen hat, diejenigen unserer Leser, die etwas von Philosophie verstehen, eigentümlich an? Darauf diene zur Antwort, daß allerdings diese Betrachtung der Dinge *vorkantisch* ist, daß Ötinger erst im letzten Jahrzehnt seines Lebens diesen neu aufleuchtenden Stern kennen und *schätzen* gelernt, aber doch nicht mehr vermocht hat, ihn in seinem System unterzubringen, daß aber diese Ideen Newtons und Ötingers sozusagen *außerhalb* der „Kritik der reinen Vernunft“ von Kant stehen, und ihren Wert und Wahrheitsgehalt behaupten, so gut wie jenes bekannte, geistvolle Wort von Göthe, das eben dieselben Gedanken poetisch wiedergiebt:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, *die Welt im Innern zu bewegen*,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.“

Dies ist ganz in Ötingers Sinn gesprochen.

In dieser Weise hat also Ötinger auf seinem Kranken- und vermeintlichen Sterbebette philosophiert. Eine eigentümliche Art, „sich des Todes Bitterkeit zu vertreiben". Nur hatte für ihn der Tod keine Bitterkeit mehr. Er wußte, an wen er glaubte, und hatte die gewisse Hoffnung des ewigen Lebens. — Aber wenn er auch innerlich fertig war, so hatte doch diese Todesnot und die Rettung daraus eine Bedeutung für seine innere Entwickelung.

Oder sollte diese Erfahrung nicht in seinem persönlichen Leben und Fühlen eine Spur zurückgelassen haben? Nach dem oben gegebenen Berichte könnte es scheinen, als ob die tödliche Krankheit und seine Errettung aus derselben für ihn als Menschen gar wenig, aber als Schriftsteller und Zeugen der Wahrheit desto mehr bedeutet hätte, als ob er nur für die Wissenschaft, für die Erkenntnis und das Zeugnis der Wahrheit, nicht auch für sich und die Seinigen existierte! In seinen Äußerungen, die wir in der intimeren Korrespondenz finden, tritt uns jedoch die andere, sagen wir, menschliche Seite seiner Erlebnisse entgegen.

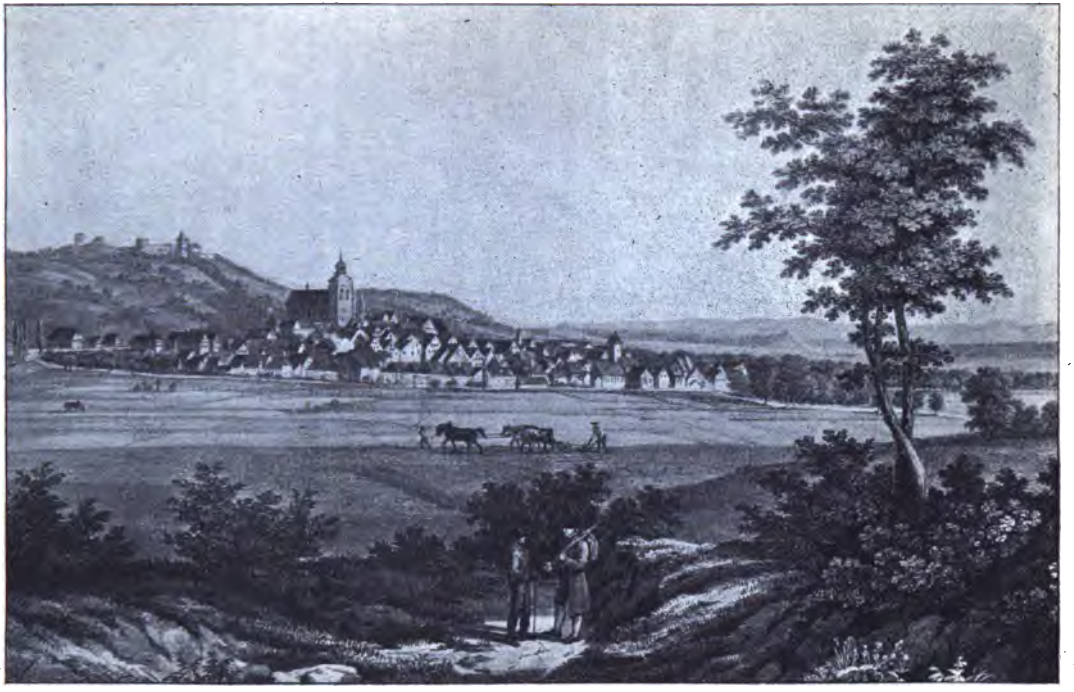
Er hatte schon vor seiner Erkrankung Anwandlungen eines gewissen Gefühls, daß er sich mehr sammeln und beschränken sollte, um aus der Ruhelosigkeit herauszukommen. Eine richtige Selbsterkenntnis spricht aus Ergüssen wie den folgenden (aus dem Jahre 1760): „Ach, wie sehne ich mich aus der Vielfalt in die Einheit des Geistes. Herr Jesu, lehr uns wandeln in deiner Augen Licht.... Ich spüre, daß ich alt werde, und sehe, daß im himmlischen Archiv alles, was ich denke, besser als in mir verwahrt ist.... Es giebt Stunden, da ich ein ganz anderer Mensch bin, als jetzt wirklich, da ich alle meine flüchtigen Gedanken gerne fix habe auf das Hohenpriestertum Christi, welches die Materie des zweiten Teils der güldenen Zeit ist".... (Aus dem Jahre 1762): „Was sollen wir thun, daß wir von der Menge der geistlichen Objekte nicht trunken werden? Dies ist mein größter Kampf.... Christus in uns wehret und hütet gewaltig. Wir treiben den Geist der Heiligkeit oft in uns in die Enge, wir betrüben ihn. Dies ist nicht der hl. Geist in der Gottheit, sondern der aus dem Evangelio empfangene Geist, der uns nach dem Tod begleitet und bekleidet. Ich möchte oft

nichts mehr lesen, schreiben, machen, sondern nur diese einzige Idee, und was dazu gehört, immer in Christo gegenwärtig haben." —

Aber diese Vorsätze halfen wenig. Er war in seinem Laufe, der doch eigentlich sein innerer Beruf war, nicht aufzuhalten. Ist es bei andern die Jagd nach dem Glück, so war es bei ihm die Jagd nach der Wahrheit. Dafür setzte er die Person ein, und eine Grenze zwischen „genug" und „allzuviel" war dabei schwer zu ziehen! Nun kam die Erkrankung. Er wollte sich ihr nicht beugen: „Ich habe die Brustfellentzündung (pleuritidem spuriam) im Leben schon zwanzigmal gehabt. Diesmal aber hat sie mir eine Letze gelassen, die tödlich ist. Ich wollte zu bald fertig sein, trieb den Schweiß, der Schweiß schlug zurück und griff nun die Lunge an; nun ist febris hectica (hektisches Fieber) mit Husten und schwerem Atem da. Ich habe müssen der Doktorsgnade leben, viel ausstehen, aber es hat nichts geholfen. Ich muß es ansehen, daß der Herr mich ruft, und da muß und will ich getrost seiner Ordre gehorchen. Unser keiner stirbt ihm selber ..." So schreibt er im Februar 1763, da eben der Zustand hoffnungslos war, an den Grafen von Castell und schließt: „Nun sehen Ew. Exzellenz mein Geschäft; Sie haben Mitleiden, ich aber sterbe ferm darauf; ich werde nicht zu schanden. Leben und Tod ist unser und Worte kann ich wohl zurecht legen." Also er war getrost. Er hatte den Tod überwunden, ehe er kam.

Als es schon etwas besser war, aber immer noch ungewiß, welchen Verlauf die Sache nehmen werde, schrieb er: „Ich habe mein Lebtag nicht soviel erlitten, als in meiner letzten Krankheit, besonders da ich die untauglichen und nichts helfenden Arzneien sovieler Köche (Ärzte) mußte nehmen. Es sei, wie es will, so habe ich meine fermeté (Standhaftigkeit) in Jesu gefunden zu allem Leiden und bin gleich resolviert gewesen, ohne viel Rücksicht zu sterben. Denn wer die Souveränität der Gnade Jesu weiß hoch genug zu schätzen, dem ist nicht schwer, in dem allem weit zu überwinden durch den, der uns geliebet (Röm. 8, 37)."

Am 13. Mai 1763 darf er übrigens an den Grafen berichten: „Der Gott des Trostes und der Geduld hat mich dem Gebet



Herrenberg vor 100 Jahren.

so vieler Fürbitter wieder geschenkt, da es am höchsten stand mit dem verzehrenden Husten. Herr Geheimrat und Herr Storr haben mir Steinlins, des Hofkonditors, Tropfen für die Lungensucht geschickt mit dem Wort: Nutzt's nichts, so schadet's nichts. Ich brauchte sie zweimal, siehe, so ließ schon der Husten nach . . ." Nachdem er dann, als einer vom Fach, gut medizinisch die Rekonvaleszenz geschildert, fährt er fort: „Im Predigen spüre ich nichts (mehr). Dies schreibe ich zu Lob der Gnade Jesu über mir, der mich aus den Thoren des Todes erhoben. . . . Ich habe dem treuen Vater im Himmel versprochen, nicht mir selber zu leben, sondern dem, der für mich gestorben. Allein ich finde nun große Desiderien. Ich bin nicht anders zuvor. . . . Nun lerne ich an der Sanftmut der Weisheit und an der Erneuerung meines Vorsatzes."

Hier haben wir die Antwort auf die obige Frage: „Ötinger war wirklich, so sterbensbereit und mutig er gewesen, auch gewillt und entschlossen, im neugeschenkten Erdenleben allerlei anders zu machen als zuvor, zu lernen an der Sanftmut der Weisheit," also wohl auch an der Stille. Es ist auch gar nicht zu bezweifeln, daß er nicht wenig gelernt hat.

5. Aber es ist unter diesen Umständen nun gewiß nicht nur folgenreich, sondern folgenschwer für ihn geworden, daß er schon zwei Jahre nachher an Swedenborgs „himmlische Geheimnisse" geriet und sofort bereit und entschlossen war, es durch eine Übersetzung an die Öffentlichkeit zu geben. Er erzählt weiter: „Nachdem ich gesund geworden, kam mir Swedenborgs Buch in die Hand; das übersetzte ich und machte den ersten Teil der ‚irdischen und himmlischen Philosophie' daraus und gab es zum Druck mit Zensur in Tübingen." Dies geschah nach zwei Jahren; anno 1765 kam das ganze Werk in Frankreich und Leipzig heraus. Unter „Swedenborgs Buch" ist nicht seine ihm längst bekannte Naturphilosophie („Principia rerum naturalium") zu verstehen, die er schon in dem II. Teil behandelt hat, sondern die (1749 erschienene) „himmlische Philosophie Emanuel Swedenborgs, darinnen er, was er im Himmel gesehen und gehört, beschreibt." Flugs übersetzte er einen Teil daraus, nämlich „die historischen

Nachrichten der Geisterwelt" — ein Beweis, mit welch unglaublicher Geschwindigkeit er produzierte — und im gleichen Jahre noch ward das ganze Werk gedruckt. Ahnte er wohl, was für einen Sturm er damit gegen sich heraufbeschwören sollte? Wohl fand er es angezeigt, in der Vorrede zu diesem ersten, gegenüber dem zweiten ja gewiß weniger harmlosen und mehr anfechtbaren Teil ausdrücklich und wiederholt zu bitten, der Leser möge „prüfen, prüfen", und zu bekennen: „Hier übergebe ich dem Leser etwas Seltenes zur Prüfung dessen, was Gott für die gegenwärtige Zeit hat kund werden lassen. Es ist nützlich, auch ungewohnte Dinge mit gewohnten zu vergleichen. . . . Der Unglaube der Welt hat Gott bewegt, einen berühmten philosophum zu einem Verkündiger himmlischer Nachrichten zu machen. Dieser Philosoph hat seiner Imagination durch die Mathematik Einhalt gethan. Man sage demnach nicht, daß es bloße Einbildungen seien. Standhafte Erfahrungen sind keine Einbildungen. Diese Erfahrungen sind aus einem Einfluß himmlischer Intelligenzen durch des Herrn Befehl geflossen. Sagt man: wir haben Mose und die Propheten, so hat man die Wahl, es nicht zu lesen. Jedoch sollte ein lehrbegieriger Mensch nichts vorbeilassen, was ihm neue Aufschlüsse der Wahrheit anbietet" 2c.

So mochte er sich doch für gedeckt und gerechtfertigt ansehen. Er ließ das Buch ausgehen: „Swedenborgs und anderer irdische und himmlische Philosophie," dessen Erscheinen ihm auf Jahre hinaus alle Ruhe rauben und sozusagen die zweite Tragödie seines Lebens werden sollte. Wohl erhoben sich freundliche Warnungen. Aber Ötinger sagte einfach: „Mich irrt nichts; ich kann alles kombinieren, ich bin kein Theologe von einem einigen Leist. Aber, o welch ein Buch ist dies!" (Brief an den Grafen von Castell von 1765). Beiläufig erwähnt er: „M. Krafft sagt, die Sachen seien so detailliert, daß er glaubt, es sei besser, im Glauben allein übergehen in die Ewigkeit, als mit so detaillierten Nachrichten" — geht aber auf dieses Bedenken, das doch ebenso besonnen wie feinfühlig ist, gar nicht weiter ein. Das mag uns wundernehmen, zumal da auch von anderer befreundeter Seite (Graf

von Caſtell) ihm dieſelbe Zurückhaltung gegenüber dem neuen Propheten entgegentrat. Aber es hatte ſeine tiefen Urſachen, daß er eine poſitivere Stellung einnahm und ſich mit ihm ſo nahe einließ. Große Seelen finden ſich und, wenn ſie ſich gefunden, müſſen ſie ſich gründlich auseinanderſetzen. Man kann geradezu ſagen: Das Verhältnis zu Swedenborg iſt für den älteren Ötinger von derſelben Wichtigkeit und einſchneidenden Bedeutung für ſeine innere — und noch mehr ſeine äußere — Geſchichte geweſen, wie für den jüngeren dasjenige zu Zinzendorf geweſen war. Es entſprach der Elaſtizität ſeines Geiſtes — die unter dem Alter noch nicht gelitten hatte — es entſprach der Weite ſeines Horizonts, der Gewiſſenhaftigkeit ſeines alles ſuchenden und alles prüfenden Wahrheitsſinnes, aber auch — und das iſt ſehr weſentlich — ſeinem durch Forſchung und Erfahrung gleichermaßen ausgebildeten Senſorium für die Geheimniſſe der unſichtbaren Welt, daß er in ſo enge Fühlung mit dem nordiſchen Seher und Verkündiger himmliſcher Geſichte und Stimmen trat. Es iſt ja der Ötinger, wie wir ihn ſchon kennen, der an den Grafen von Caſtell ſchreibt (anno 1766): „Ich wußte, daß Swedenborg mein Unglück ſein werde; doch falle ich lieber in den Abgrund, als daß ich eine erkannte Wahrheit unterſchlage.“ Aber was wir noch an ihm kennen lernen müſſen, das ſind ſeine eigenen Beziehungen zum Geiſterreich. Dieſe ſind gewiß die mehr verborgene als offenbare Grundlage geweſen für ſeine allen drohenden Gefahren zum Trotz eingenommene entgegenkommende Haltung gegenüber Swedenborg. Es iſt hier der Ort, ein Wort davon zu ſagen, obwohl ein ganz ſicherer Bericht und ein zutreffendes Bild von dieſer Seite in Ötingers Leben, Thaten und Meinungen kaum gegeben werden kann.

6. Die Frage iſt: War Ötinger ſelbſt ein Geiſterſeher? Die Frage iſt nicht ſo leicht beantwortet als geſtellt. Wir ſtehen vor widerſprechenden Angaben, vor Gründen, die dafür und dawider ſprechen. Einerſeits iſt Ötinger feſt überzeugt, daß Swedenborg die Szenen aus dem Geiſterreiche, die er beſchreibt, wirklich geſehen und gehört habe. Dieſe „audita et visa“, dieſe Stimmen und Geſichte, gaben ihm nicht als ſolche

zu Bedenken und Zweifeln Anlaß, wie seinen Freunden, sondern er wollte nur scharfe Kontrolle geübt wissen. Sehen wir uns aber andererseits nach ähnlichen Erfahrungen in seinem Leben um, so können wir aus authentischer Quelle, aus seiner Selbstbiographie, eigentlich nichts, d. h. keine derartige Erscheinung, die ihm zu teil geworden wäre, aufzeigen. Das Bedeutsamste ist die Bekanntschaft mit dem Geisterseher Schill in Calw. Vor dieser (nur indirekten) Berührung mit dem fraglichen Gebiete stoßen wir sogar auf eine denkwürdige Aufzeichnung aus seinem früheren Leben, die einen geradezu ablehnenden Standpunkt zu verraten scheint. Als alter Mann erzählt er von einem Rat, den er als Magister, also vermutlich um das Jahr 1730, einmal einer „erweckten Frau" gegeben habe, die ihm klagte, „daß ihr die Visionen eine Last seien". Karl XII. von Schweden, der vor Friedrichshall erschossen worden war, sei ihr als ruheloser Geist erschienen, ebenso der Schultheiß des Orts, ein früherer Säufer, und viele andere. „Dieser Sachen möchte sie überhoben sein. Wie sie es doch machen sollte?" fragte ihn die Geplagte. Er riet ihr, sie sollte das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden" innig betrachten und besonders bei dem Verse: „Erschein mir in dem Bilde" stille stehen. Der gute Rat half der Frau völlig. Sie wurde frei und sah nichts mehr. Das erzählt Ötinger dreißig Jahre später, nachdem er doch inzwischen durch Forschungen und Führungen in nähere Berührung mit der Welt der Geister gekommen war, so daß man kaum zweifeln kann, daß er als Seelsorger wohl auch später in diesem Falle denselben Rat gegeben hätte. Ganz sicher aber ist daraus zu ersehen, daß der jüngere Ötinger einen ganz zurückhaltenden Standpunkt einnahm.

So spricht er sich denn auch, nachdem er Schill kennen gelernt, immer noch sehr reserviert über die Frage aus. An den Grafen von Castell schreibt er: „Wie? ... ich sollte eine Gabe affektieren, Schillen zu hören, wie er Öchslin gehört? Das wäre gerade in geistliche Labyrinthe hineingelaufen. Gott teilet einem jeden zu, wie er will, und wer seinen Weg bewahrt, bewahrt sein Leben. ... Kommt aber Schill ungesucht, so ist er mir willkommen." Ein anderes Mal bekennt er: „Ich

bin gar nicht so neugierig auf die tiefe Wunderwelt, wo mich Gott nicht hineinführt." Also wollte er jedenfalls von sich aus nichts machen, wiewohl schon durchblickt, daß ihm das Geisterreich nähergerückt worden ist.

Aber nun ist es doch nicht nur die Sage, die Ötinger zum Geisterseher gemacht hat. Sind die direkten Zeugnisse hierüber ungenügend, so kann man dagegen das, worüber er, wie begreiflich, der Öffentlichkeit gegenüber geschwiegen hat, aus indirekten Zeugnissen mit überwiegender Wahrscheinlichkeit erschließen, daß er nämlich thatsächlich irgendwie mit den Geistern Verkehr gepflogen hat.

Wenn in dem Leichengedicht des Prälaten Hiller auf ihn ein Vers lautet:

„Er belauschte auch die Kammern,
Wo Verstorbne teils im Jammern,
Teils in ihrer Ruhe sind.
Ob er alles recht getroffen,
Können wir nicht mehr als hoffen;
Unsre Augen sind zu blind.
Er hat nicht verdammen wollen,
Dies ist, was wir auch nicht sollen"

so ist es fast undenkbar, daß auf bloße Gerüchte hin ein Nachruf sich in so bestimmter und ruhiger Weise über diesen Zug im Lebensbild Ötingers ausgesprochen hätte. Ein anderes indirektes Zeugnis ist die Art, wie Ötinger gelegentlich selbst auf Geistererscheinungen sogar in der Predigt zu sprechen kommt.

Es wäre z. B. ein mehr als gewagtes Stück und eine zu starke Speise für die Zuhörer gewesen, was er in den Weinsberger Predigten zum Ev. des 1. S. n. Trin. (Luk. 16, 19 ff.) zum Erweis der Thatsache darzubieten wagte: „es giebt manchmal Erscheinungen der Verstorbenen; sie sind aber keine Regel" — wenn er ganz ohne eigene Erfahrung auf diesem Gebiete gewesen wäre. Da las er eine Erzählung aus einer französischen Quelle vor, deren Inhalt zu charakteristisch ist, als daß sie übergangen werden könnte. Sie handelt von einem „esprit fort" (einem „starken" oder Freigeist), der nach dem Tode in dämonischer Gestalt und mit „einem schrecklichen, traurigen Gesicht, aus dessen Augen wirklich Thränen flossen," erschienen sei und nun von seinem Ergehen und Befinden erzählt habe: „Wir

Menschen, esprits forts genannt, hatten keinen anderen Zweck als gelobt zu werden. Darüber starb ich. Wie verwunderte ich mich, da ich geglaubt, mit dem Tode aufzuhören, und mich lebend empfunden! Jeder Lobspruch ist nun ein Pfeil in meiner Seele. Ich erwarte mit Furcht das künftige Gericht. Die Hilfe, die ich von euch begehre, ist die, daß ihr die schädlichen Lehren, welche ich in der Welt ausgestreut, widerleget, denn wenn uns fromme Leute tadeln und verwerfen, *so ist es wie Balsam in unsere Wunden*. Diese Leute zu widerlegen, braucht man nur die einfältige Wahrheit, *diese ist stärker als alles*, was man wider sie einwenden kann. ... Sehet, in was Gestalt ich euch erscheine. Diese Gestalt stellt euch all mein Betragen auf der Welt besser vor, als ich euch sagen kann. Ich beweine das Unglück des Menschen, der die Vernunft, worin er sich selbst schmeichelt, dem Gewissen, worin Gott mit ihm redet, entgegensetzt. Man unterdrückt sein Gewissen und weiß nicht, daß eben das Gewissen die Wahrheit selbst, ja sein Richter sei. Der Tod überliefert ihn dem Gewissen, als seinem in Freiheit gesetzten und wider ihn erbitterten Feind. Damit es ihn desto besser bestrafen könne, so macht es ihn zu seinem selbsteigenen Feind. ... Die Menschen werden von ihren in die Ewigkeit mitgenommenen Neigungen heftig gequält. Und in diesem Zustand erwarten sie die Zukunft des Gerichts. Ihr Gewissen, welches sie schon zum voraus anklagt und welches sie jetzt wohl anhören *müssen*, weil sie keine sinnlichen Ergötzungen mehr übrig haben, um es schweigend zu machen, stellt ihnen das Urteil vor Augen, so über sie wird gefällt werden."

Diese Probe aus Ötingers Predigten liefert den Beweis, daß ihm die Erscheinungen von Geistern eine keineswegs unerhörte Sache waren — sonst hätte er davon nicht an heiliger Stätte erzählt — sie bezeichnet aber auch deutlich den Gesichtspunkt, unter den dieses ganze dunkle Gebiet, bezw. die Art, *wie er sich mit ihm eingelassen hat*, zu stellen ist. Ist schon das Thema dieser Predigt charakteristisch: „Die traurige *Schule* der Gottlosen und die fröhliche Schule der Glaubigen nach dem Tode", so spricht er sich einmal (im Herrenberger Predigtbuch I, S. 546) über den Mittelzustand nach dem Tode vor der Auferstehung deutlich dahin aus: „es giebt Abgeschiedene, die nie kein Evangelium gehört, hernach, die es gehört und dabei gleichgültig und unentschlossen geblieben sind; es giebt aber auch andere, die auf allerlei Weise sich dem Ruf des

Evangeliums widersetzt und es mit Widerreden verachtet haben. Den beiden ersten Gattungen ist eine Errettung und Vergebung in jener Welt übrig, den letzteren aber bleibt ihre Strafe, daß sie den letzten Heller bezahlen." So lebte er denn der Überzeugung, daß das Leben nach dem Tode eine Schule sei und zwar eine Schule zur Erkenntnis der Wahrheit, wofür die Bekanntschaft mit Joh. M. Schill in Calw und insbesondere dessen Erzählung von seinem Verkehr mit dem † Prälaten Ochslin recht eigentlich grundlegend gewesen war.

Von hier aus ist zu verstehen, daß, was immer an Sagengebilden über den Geisterverkehr sich um die Persönlichkeit Ötingers gesponnen hat, immer die bestimmte Form angenommen hat, daß er den Geistern gepredigt habe. Es handelt sich nicht um ein unkontrollierbares Spiel von Spuk- und Gespenstergeschichten, ebenso wenig um ein willkürliches „Belauschen", ein Lüften der Decke, unter welcher die Geister schlafen, sondern um eine ernste, geheimnisvolle Angelegenheit, welche in dem umfassenden, Zeit und Ewigkeit, Sichtbares und Unsichtbares umspannenden Glaubenssystem des tiefsinnigen Mannes ein verborgenes Fach bildet, welches profanen Blicken zu eröffnen er sich selbstverständlich gescheut hat. Wenn und soweit also ein historischer Kern dem zu Grunde liegt, was die mündliche und jetzt auch schriftliche Tradition von dieser mysteriösen Seite in Ötingers Leben und Wirken zu erzählen weiß, so könnte es nur der sein: Ötinger stand in einer Beziehung zu abgeschiedenen Geistern, die nicht er gesucht oder gemacht hat, sondern die sich irgendwie ihm aufgedrängt haben mußte, und zwar war dieselbe nicht sowohl Sache der Neugier, sondern diente dem praktischen Interesse einer geistlichen Einwirkung auf noch gebundene, irrende Seelen.

Mehr als dies läßt sich mit historischer Gewissenhaftigkeit nicht sagen. Andererseits läßt sich gegenüber allem etwaigen Kopfschütteln der Vertreter des „gesunden Menschenverstandes" in Bezug auf Ötingers besondere Ausrüstung und seinen Beruf getrost sagen: „Quod licet Jovi, non licet bovi", d. h. was dem Riesen ist vorbehalten, damit soll der Zwerg nicht schalten. Im übrigen kann man dem besonnenen und doch die

Geschichtlichkeit der Sache mehr bestätigenden, als ablehnenden Urteil des Dr. Hamberger, der die Selbstbiographie Ötingers herausgegeben und sich auch sonst um sein Verständnis mehr bemüht hat als irgendwer im letzten Jahrhundert, beistimmen, wenn er sagt:

„Auch erzählt man von einer wunderbaren Beziehung Ötingers zu den Abgeschiedenen, welche uns zurückweist auf die Träume seiner Jugend von den Gefängnissen der Unseligen und die von ihm dabei gemachte Bemerkung, daß diese Träume auf seine späteren Vorstellungen viel Einwirkung gehabt haben. Mag der Bericht über sein Verhältnis zur Geisterwelt auch noch so seltsam, fast abenteuerlich klingen, durch diese seine Bemerkung bekommt er doch eine Art von Wahrscheinlichkeit. Dabei ist in der ganzen Thätigkeit und hohen Lebensfrische des Mannes ... die sichere Gewähr gegeben, daß in ihm die volle Kraft lag, Geist und Gemüt aus der Berührung mit jenen für den irdischen Menschen ohne Zweifel gefährlichen Regionen überall unverletzt zurückzuziehen, auf die in denselben Befangenen aber in der That eine segensreiche Einwirkung zu üben."

Wenn man diesen wesentlichen Kern der Sache festhält, kann man die Ausschmückungen, welche die geschäftige Sage um ihn gewoben hat, auf sich beruhen lassen. Immerhin ist unter den einzelnen Traditionen eine mannigfache Abstufung von Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit. Das Beachtenswerteste ist folgendes. Vor und nach der Hirsauer Zeit verlautet, wie wir sehen, noch nichts von einem Verkehr mit Geistern, wogegen in Waldorf die Sage geht, daß Ötinger unter einer Eiche am Abhange des Schaichberges sich ein Känzelchen errichten ließ, von welchem herab er je und je um Mitternacht den Geistern gepredigt habe, in Weinsberg aber die dortige Stadtkirche die Stätte für diese Wirksamkeit geboten haben soll, ebenso in Herrenberg und Murrhardt. — Nun ist in der Schillschen Familientradition eine Anekdote aufbehalten, die für alles spätere eine gewisse Grundlage schafft: „Als Ötinger noch Pfarrer in Hirsau war, klagte er eines Tages dem Präzeptor Schill, daß seine Gemeinde so gar nachlässig im Kirchenbesuch sei. Er müsse den leeren Kirchstühlen und Wänden predigen; er arbeite

ganz vergeblich an dieser Gemeinde. Schill erwiderte, er wolle einmal an einem Sonntag in die Kirche kommen und hören, ob nicht vielleicht Ötinger selbst die Schuld mittrage. Er hielt Wort, kam nach der Kirche ins Pfarrhaus und sagte zu Ötinger: „Nur getrost, lieber Gevatter! Es fällt kein Wort auf die Erde. Ihre Kirche war dicht voll von unsichtbaren Zuhörern, die Ihnen jedes Wort begierig vom Munde wegnahmen. Machen Sie nur so fort. Ihre Arbeit ist nicht vergeblich in dem Herrn.“ — Das klingt wie eine Ouvertüre zu den in der Folgezeit gepflogenen Beziehungen zur Geisterwelt, ist aber an sich durchaus nicht unglaublich, sondern aus der geschilderten Eigenart jenes originellen Mannes verständlich. Ein anderes ist es, wenn von Walddorf, von Herrenberg oder Murrhardt detaillierte Einzelbilder von Erscheinungen und dem damit verbundenen Schrecken für andere erzählt werden, z. B. daß ihm einmal mitternächtlicher Weile sein Dienstmädchen in die Kirche nachgeschlichen sei, um ihn zu belauschen, und ihn habe auf der Kanzel Tote zum Glauben an Christum ermahnen hören, bis sie von Schauder ergriffen, hinweggeeilt, aber doch entdeckt und scharf verwarnt worden sei, oder, daß seine Frau einmal im Hause ihn habe ein Zwiegespräch führen hören, ohne den Gast zu sehen, bis er auf Ötingers Befehl sich vorgestellt habe. Anderes sei übergangen!

Alles dieses und ähnliches ist — problematisch und führt erst nicht dem Geheimnis auf die Spur. Viel wichtiger als diese schwankenden Schattenrisse ist die Thatsache, daß Ötinger den Verkehr mit der Welt der Abgeschiedenen und die herüber und hinüber wirkenden Einflüsse als eine ernsthafte, nicht willkürliche und vorwitzige Angelegenheit beurteilt und unter diesem Gesichtspunkt das Auftreten Swedenborgs gewürdigt, ja begrüßt hat.

In seinem hohen Alter wird er, ohne von seinen früheren Äußerungen etwas zurückzunehmen, von selbst zurückhaltender in diesen geheimnisvollen Dingen, obwohl er gerade jetzt noch, als hochbetagter Greis, in einer besonders angelegentlichen Weise in den Verkehr mit den Abgeschiedenen hineingezogen werden sollte. In seinen letzten Notizen, die der Selbstbiographie noch einverleibt sind, teilt er mit:

„Hasenkamp, Rektor in Duisburg, giebt mir sehr wichtige Nachrichten über eine Person (die Wippermann), welche noch mehr als Präzeptor Schill mit den Himmelsbürgern Gemeinschaft hat (nach Hebr. 12, 22). Aber weil ich das 70. Lebensjahr zurückgelegt habe, so mache ich mir wenig aus diesen Dingen. Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir (das heißt: Glaubige wissen, daß sie niemand aus der Hand Jesu reißen kann, und diese machen als Erstgeborene der Kreaturen Gottes sich wenig aus diesen Neuigkeiten. Sie leben, sie sterben dem Herrn. Wie es in den Planeten aussehe, das wollen sie erst künftig erfahren. Jetzo streiten sie nach den neutestamentlichen Kampfregeln, dazu Swedenborg nicht viel beiträgt, um die Krone des Lebens)."

Dieses Bekenntnis erhält ein um so größeres Gewicht, wenn man einmal auf den Inhalt der über diese Visionärin an ihn persönlich gelangten Mitteilungen, besonders auf die Fülle und Anschaulichkeit der ihr zu teil gewordenen Enthüllungen, sodann auf die Autorität der dabei direkt und indirekt beteiligten Persönlichkeiten achtet und vollends in Betracht zieht, daß kein geringerer als der früh vollendete jüngere Freund Ötingers, der geistvolle Fricker († als Pfarrer in Dettingen a. E. 1766) die Hauptrolle unter den Jenseitigen spielt, die mit derselben in Verkehr getreten sind. Diese Visionärin erinnert lebhaft an „die Seherin von Prevorst". Sie stand aber durch die seelsorgerliche Verbindung mit Rektor Hasenkamp, Dr. Kollenbusch (welcher auf den berühmten Menken einen maßgebenden Einfluß ausübte) und durch anhaltendes Forschen in der heiligen Schrift und in Bengels Offenbarung zwar im Mittelpunkt der christlichen Heilswahrheit, aber die detaillierten Eröffnungen über die (sieben) Stufen der Seligkeiten, über die Fortschritte und Unterweisung der Abgeschiedenen, den Verkehr derselben unter einander und die Herein- und Herüberwirkung auf die noch Lebenden muten uns eigentümlich an. Wir dürfen, um so mehr als Ötinger selbst die wiederholt an ihn gelangten Mitteilungen, trotzdem sie seine eigene Persönlichkeit oft genug betrafen (z. B. sollte Fricker ihr gesagt haben, bei Ötinger sei er immer, wo nicht in Person, so doch beständig durch seine

Abgeordneten, Ötinger sei ein teurer und wichtiger Mann; er schiebe ihm seine eigenen Gedanken in die seinigen hinein, was ein Geist sehr leicht könne, weil die Seele auch geistlicher Art sei u. ä.) so gelassen aufnahm, ohne damit wichtig zu thun, davon Umgang nehmen, diese singuläre Geschichte weiter zu verfolgen, — für Ötingers Lebensgang war sie nicht mehr von Bedeutung.

Wollen wir zu einem abschließenden Urteil darüber gelangen, was in Ötingers Leben diese rätsel- und geheimnisvolle Partie eigentlich bedeutet, so hat alles bisherige wohl deutlich bewiesen, daß viel gewichtiger als die Frage, wie viel oder wie wenig von dem sagenumsponnenen Geisterverkehr Ötingers historisch sein mag, die Thatsache ist, daß er beim Auftreten Swedenborgs eine im ganzen zustimmende Haltung angenommen und dieselbe kräftig verfochten hat. Und daß dieser Standpunkt seinen eigenen tiefen Überzeugungen entsprach, ist das eigentlich Wichtige. Er wäre sich selbst untreu gewesen, wenn er nicht diese positive Stellung eingenommen und allen Anfechtungen, Mißdeutungen und Verdächtigungen zum Trotze vertreten hätte. Daß er sich nicht immer in gleichem Sinne darüber ausgesprochen hat, wie wir eben zu konstatieren hatten, ändert an dieser Thatsache nichts.

Bei der Wichtigkeit der Sache müssen wir seine Hauptgedanken, die er teils in der „Irdischen und himmlischen Philosophie", teils in den ihr verwandten Schriften niedergelegt hat, ihn selbst aussprechen lassen.

Man kann sagen, Swedenborgs Eröffnungen und Enthüllungen haben manche Ahnungen, die in ihm schlummerten, teils zum Leben erweckt, teils zur Reife gebracht. Sonst hätte er so kühne Worte nicht ausgesprochen, wie z. B. die folgenden:

„Swedenborg ist meines Erachtens ein Vorbote, daß in dem Königreich Jesu Christi auf Erden die Gläubigen werden ein sensorium, ein Fühlungswerkzeug haben, wodurch sie mit den oberen Mitgenossen der Hochzeit des Lammes reden und Gemeinschaft haben; denn nach Hebr. 12, 22 kommen die Gläubigen zu dem Berge Zion und zu der Gemeinde der Erstgeborenen, nicht nur im Glauben allein, sondern vermittelst der Gaben des Geistes zu einer Gemeinschaft, da

man hört und sieht, da man nicht nur zu einer weißen Wand sich naht" (Brief an einen Ungenannten vom 7. Okt. 1770).... „Nachdem Adam aus dem Paradies vertrieben worden, hat die Linie der Heiligen von Seth an immer noch etwas Extantes (Wesentliches) von der Leuchte Gottes (Spr. 20, 27), womit sie sich als Heilige unterschieden, geäußert, bis auf Enoch, den siebenten von Adam ... indem sie mit der unsichtbaren Welt in ihrem göttlichen Wandel viel Konnexion gehabt.... Nach der Sündflut hat das Sensorium abgenommen, wenigstens ist es nicht mehr so ordinär gewesen, und in dieser Grundsuppe der Welt, da die Liebe in vielen erkaltet, ist es nur unter wenigen aus des hl. Geistes Offenbarung geblieben als etwas Extraordinäres, da es vorher ordinär gewesen.... Die heutigen Erscheinungen (die Ötinger einfach anerkennt) werden nun bei dieser Zeit für fanatisch gehalten, und die verkehrte Flucht vor dem Fanaticismus thut großen Schaden in der ganzen Kirche. Hieraus kann man urteilen, warum Gott zu dieser Zeit den Bergassessor Swedenborg hat lassen auftreten, warum ihn Gott durch seinen Herrn Vater, als einen angesehenen Bischof adeligen Standes so sorgfältig in der Unschuld und wissenschaftlichen Gelehrsamkeit hat erziehen lassen. Alle diese Vorbereitungen haben darauf gezielet, daß er mit seiner reinen und unbefleckten Seele durch große und wichtige Begebenheiten, deren sich nicht leicht jemand rühmen kann, die Gemeinschaft mit der unsichtbaren Welt wieder in Bewegung bringen soll. Die allererste Verheißung, die Jesus seinen Jüngern gethan, ist: Ihr werdet den Himmel offen sehen; also muß auch in dieser letzten Zeit dergleichen etwas sich hervorthun; nicht zwar, als ob es uns zu Glaubensregeln werden müßte: denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen, sondern daß es sich wieder zu den Gaben der ersten Kirche unvermerkt hinziehe. Da läuft es freilich durch allerhand Fehler und Widersprüche hindurch, bis Gott auch dieses zur Verherrlichung seines Namens ausschlagen läßt" (a. a. O.).

Dies bekräftigt er durch einige noch weitergehende Behauptungen (in der Ird. u. himml. Philos., I. Teil): „Das Wort: sie haben Mosen und die Propheten, sagt nicht, daß Gott keine Nachrichten aus der unsichtbaren Welt mehr mitteilen wolle, sondern nur soviel, daß, wenn man Mosen und die Propheten nicht betrachte, so helfen auch keine Nachrichten aus Himmel oder Hölle. Was Gott dem reichen Manne verweigerte, das verweigerte er seinen Gläubigen nicht. Nein, sie dürfen und sollen zu der Menge vieler Tausende und zu den Geistern der Vollendeten kommen; sie sollen aus ihrer Gemeinschaft Nachrichten mitteilen.

Es ist ihr Privilegium: sie sollen den Himmel offen sehen und die Engel Gottes sollen mit ihnen nach den Stufen der Himmelsleiter auf Befehl des souveränen Herrn umgehen." Noch mehr: „was zu Pauli Zeiten nicht bestimmt war zu wissen, kommt vielleicht unseren Zeiten mehr zu; denn Gott will in den kommenden Zeiten den übersteigenden Reichtum seiner Gnade immer mehr offenbaren."

Wohl warnte er zugleich vor Mißverstand und Mißbrauch dieser neuen Offenbarungen, denn „ein jeder ihrer Gewürdigte hat seine Grundweisheit wieder mit Nebendingen verdunkelt"; wohl will er die neuen Propheten an der Norm der hl. Schrift geprüft wissen, aber prinzipiell hat er eine fortgehende Offenbarung Gottes in der Geschichte der christlichen Gemeinde angenommen und damit einen ungeheuer kühnen Schritt gethan, der ihn teuer zu stehen kommen sollte. Er hat den Rahmen der kirchlichen Rechtgläubigkeit an mehr als einem Punkte gesprengt, nicht nur insofern er mit unerhörter Weitherzigkeit eine fortgehende Offenbarungsmitteilung für möglich gehalten hat, sondern besonders insofern er der rechtgläubigen Theologie und dem gewohnten Katechismusglauben ihre Enge und Beschränktheit zu fühlen giebt, weil sie sich um die letzten Dinge und um den Zusammenhang der „sichtbaren und unsichtbaren Welt, der oberen und der unteren Dinge nicht genug gekümmert haben."

Es ist hier nicht der Ort, zu fragen oder gar die Frage zu entscheiden, ob Oetinger in jeder Beziehung recht gethan und weise gehandelt hat, an die breite Öffentlichkeit mit diesen schwierigen Problemen hervorzutreten; gewiß ist, daß es nur in der inneren Konsequenz seiner Überzeugungen und der Bemühungen lag, die ganze, volle Wahrheit, wie er sie erkannte, auf den Leuchter zu stellen. Und man würde ihn nicht kennen und sein Bild nicht richtig zeichnen, wenn man ihn nicht auf diese schwindelnden Höhen begleiten würde, wo die Gefahr, sich zu versteigen, fast unvermeidlich ist: „Swedenborgs und anderer irdische und himmlische Philosophie" bedeutet nun einmal den Zenith seiner Bahn. Die Mitwelt (und auch noch die Nachwelt) hat das Ihrige gethan, um ihn davon herabzuzerren.

Die Kämpfe, die für ihn dadurch heraufbeschworen waren, füllten die nächsten Jahre aus.

Von Herrenberg nahm er noch in Ruhe Abschied; er hatte dort in Gemeinde und Diözese mit viel Segen gewirkt. Ein Zeugnis von dem Eingang, den er auch bei seinen Kollegen gefunden hatte, ist das letzte Rundschreiben an die Diözesangeistlichkeit vom Januar 1766, in welchem sich ebenso deutlich die damalige angelegentliche Beschäftigung mit Swedenborg, wie andererseits die Thatsache widerspiegelt, daß ihm über seiner Schriftstellerei die Hauptsache, die Pflege und Erbauung der Seelen, nicht aus dem Gesicht gekommen war. Dies beweist ja auch das schönste Denkmal, das von dieser Zeit übrig geblieben, die „neu herausgekommenen Evangelien-Predigten", das sogen. „Herrenberger Predigtbuch", das 1818 im Druck erschienen ist.

Dieses Rundschreiben ist wegen seiner Herzlichkeit wohl wert, hier mitgeteilt zu werden:

„Hochwohl Ehrwürdige, Hochgelehrte,
insonders hochgeehrte und sonders geliebte Kollegen!

Wenn ich das hiesige Kollegium der HH. Kollegen gegen andere vergleiche, so bin ich bei meinem Abschied um ein Großes gerührter, als sonst. Gott, der alle die Stäublein der Redlichkeit abwiegt, vergelte Ihnen Ihre Liebe, Ihre Wahrheitsachtung, Ihren Eifer, Ihre kollegialische Harmonie und viele reale Zeichen einer soliden Estime (Achtung) für das, was vorzüglich, gut und nützlich ist. Mir ist leid, daß ich den Titel von den letzten Dingen (bei den Disputationen) nicht vollends habe zu Ende gebracht. Ich glaube, Sie verstehen besser als die Lübecker Rezensenten, wo die Nester der hl. Schrift noch nicht ausgenommen sind und wo Sie noch zu suchen haben. Gott gebe Ihnen allen, daß Sie an den erbauten Seelen Kronen und Kränze erlangen und sich in Liebe zu dem Niedrigen herabhalten: so wird Ihnen ein Lohn übrig bleiben, der über Swedenborgs Nachrichten hinausgeht. Swedenborg zeigt, daß man Holz, Heu, Stoppeln, d. i. ungewiß angenommene Sätze mitnimmt und daraus neue wieder geistlich erzeugt. Dies will, wegen des modernen Begriffs von der Einfachheit der Seele den Herren Theologen ein Absurdum sein; aber der Tag wird's klar machen. . . .

Nun, ich empfehle mich ferner Ihrem guten Andenken, dankend noch einmal für alles, und bittend, daß wir dort möchten alle in eine Gesellschaft kommen, wie Swedenborg davon schreibt, daß die sollen besonders zusammen lociert werden, die hier Gemeinschaft der Wahrheit und Liebe gepflogen. Aber das Himmelreich leidet Gewalt,

und wenn wir schon zuweilen schwach werden im Geist, das Fleisch zu bezwingen, so werden wir im Gebet auch wieder stark. Darum o Herr, lehre uns beten. Ich bin Ew. Hochw. Ehrw.

allzeit treu gesinnter und ergebenster Diener
Prälat Ötinger."

XI. Ötinger Prälat in Murrhardt.

1766—82.

„Jugendfeuer brannte noch im Greisen".
Fr. Schiller.

„Die gepflanzt sind im Hause des Herrn — wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein." Ps. 92, 14. 15.

Die Prälatenstellung, in die Ötinger aufgerückt war, bedeutete damals mehr eine Würde, als eine Bürde. Sie war nicht eine Generalsuperintendenz, welche mit der Oberaufsicht über die Dekane und Visitationsgeschäften verbunden war. So war sie auch mehr ein Rang als eine Macht. Dies muß im Auge behalten werden, wenn man die vielen Anfechtungen und Demütigungen sich erklären will, welche den Prälaten Ötinger mehr als den Dekan treffen sollten. Immerhin wäre er, ohne des Herzogs Machtspruch, auch zu dieser Würde nicht gelangt, sondern, wie früher schon, übergangen worden. Denn er war in der That seit Jahren persona ingrata, eine mißliebige Persönlichkeit bei dem Konsistorium. „Sie machen die Welt unruhig mit Ihren Schriften," hatte ihm schon in der Weinsberger Zeit Prälat Tafinger ins Gesicht gesagt und bei dieser Gelegenheit ihn für eine Schrift, die er gar nicht geschrieben, verantwortlich machen wollen. Wie es nun diesmal ging, wie es zu der Berufung kam, das erzählt Ötinger in einem Brief an den Grafen v. Castell in kräftigen Worten:

„Ich bin wunderbar par bricole (auf einem Umweg) Prälat worden ... Sereniſſimus wurde angegangen von andern, daß er schon anders disponiert hatte ... Konsistorium wollte

mich wegen meiner bei dem Herzog intranten Freundschaft zurückschieben. Gleichwohl, da ich schon einmal im Vorschlag war, konnten sie mich nicht übergehen. Ich dankte Serenissimo in französischem Schreiben wegen Rezeption meines Sohnes am Hospitum-Tisch und fügte hinzu, er möchte wegen der Saline in Murrhardt auf mich reflektieren. Serenissimus schrieb an mich, er hätte schon anders disponiert; nach drei Tagen schrieb er mir wieder sehr gratieux (gnädig) und konferierte mir die Prälatur, sagend zu Reuß, weil ich Chemikus sei, so mache er mich zum Prälaten und keinen andern. Dies geschah malgré (wider den Willen) des Oberhofpredigers Fischer. Dieser wurde bös auf mich und ließ meinen Swedenborg aufheben und verwahren, daß ich nun keines (d. h. kein Exemplar) mehr habe. Nun aber habe ich was, ich will nämlich die Sache in motum (Bewegung) bringen. Meine Verantwortung ist derb gegen dem Konsistorium. Ich habe ihnen gesagt, daß sie die Macht nicht haben, und forderte unter dem Vorsitz des Herzogs ein Verhör. Es schweigt aber alles still, aber ich nicht. . . ."

Die Stille dauerte aber nicht lange. Der neuernannte Prälat sollte, um Swedenborgs willen, jahrelang nicht zur Ruhe kommen.

1. Schon unterm 13. März 1766 wird auf dem Stadt-Oberamt Stuttgart ein Protokoll unterzeichnet, wornach der herzogliche Befehl vollzogen worden sei, „daß der Verleger des von dem Prälaten Ötinger zu Murrhardt unter dem Namen Swedenborgs irdische und himmlische Weisheit 2c. edierten Buchs, worinnen allerlei abenteuerliche und dem Publiko anstößige Dinge enthalten, ausfindig zu machen gesucht und ihnen nicht nur alle weitere Distrahierung dieses scripti bei schwerer Strafe verboten, sondern auch die bereits abgegebenen Exemplarien aus denen Buchläden und sonsten, soviel möglich, zur Hand gebracht und übrigens sämtliche vorfindenden Exemplarien mit Arrest beschlagen und . . . versiegelt . . . werden sollen." In diesem Protokoll wird weiter festgestellt, „daß der Stadt-Feldweibel Nußbaumer bei sämtlichen Buchführern, Buchdruckern und Buchbindern allhier mit einer oberamtlichen Signatur herumgeschickt worden," weiter, daß derselbe erfahren habe, „daß von besagtem Buch zweihundert

Exemplarien in circa entweder bei der Haus- oder Speismeisterin im Waisenhaus allhier anzutreffen seien, worauf dann diese Exemplarien dort konfisziert und in die Oberamtei transportiert worden sind. . . ."

Wir enthalten uns, das weitläufige Schriftstück, das von einer so trefflich und prompt arbeitenden Bücherpolizei Zeugnis giebt, in seiner ganzen Ausdehnung wiederzugeben. Am Schlusse der Berichterstattung an die Regierung teilt der Stadtoberamtmann noch mit, „daß nach der weiters eingezogenen Erkundigung der Bauhof in Tübingen das fragliche Buch gedruckt habe, der Herr Autor aber selbsten der Verleger sein solle." Man bekommt den Eindruck, daß die Bücherzensur von damals im Herzogtum Württemberg ungefähr auf der gleichen Höhe stand, wie die russische von heute. Aber was Oetinger nun that, wie er sich verantwortete, das verdient eingehendere Berücksichtigung. Er schreibt an den Herzog Karl im März 1766:

„Drei Punkte habe ich zu verantworten: 1. meine Motive, 2. den Verlag und Zensur, 3. den Verkauf des Gedruckten." Der Herzog mag wohl gedacht haben, als er die offen und ausführlich dargelegten Beweggründe zu lesen bekam: das ist ein wunderlicher Heiliger. Aber ob er, der ein Weltmann war durch und durch, sie verstand oder nicht, Oetinger sprach zu ihm, wie etwa Paulus zu Agrippa. Er erzählt die Entstehungsgeschichte des Buchs, wie er vor den Pforten der Ewigkeit stehend, Speners Wunsch habe erfüllen und die Rechtgläubigkeit Böhmes erweisen wollen, und so, „die Fieberhitze zu erstehen", nachts 10, 12, 1 Uhr die Feder im Bett ergriffen und geschrieben habe. So sei der zweite Teil des Buchs zuerst entworfen worden, als „sein letztes Testament, vor Gottes Angesicht, darauf zu sterben." Geraume Zeit hernach seien ihm die himmlischen Geheimnisse von Swedenborg zu Handen gekommen, und da dessen Nachrichten mit den in seiner Krankheit bekräftigten Wahrheiten übereinkommen, so habe er sich nicht mit Fleisch und Blut besprochen, sondern das Buch übersetzt, um so eher, als Professor Schott, den er wegen der Übersetzung gefragt, ihm geantwortet habe, das Buch sei längst publik, die Übersetzung würde also nicht ihm zu Schulden kommen. Sodann beruft

sich Ötinger auf seine Erlebnisse mit Präzeptor Schill in Calw, weiterhin auf allerlei Ermutigungen, die ihm von sehr ehrenwerter Seite zugegangen und die ihm für den Verlag des Buchs zu teil gewordenen Unterstützungen. Rein im Interesse der Wahrheit habe er gehandelt. Er schließt diesen ersten Punkt der Verantwortung, wornach „dringende Motive aus göttlicher Schickung" ihn zu seinem Schritt bewogen haben, mit der mannhaften Erklärung: „E. H. D. geruhen hieraus zu ersehen, daß ich mit viel Bedacht vor Gott dies Buch geschrieben, und das Thörichte Gottes buchstäblich verteidige: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten."

„Wegen des zweiten Punkts, wegen des Drucks, Verlags und Zensur, verhält es sich also: Ich dachte wohl, daß dies Buch nicht nach der Routine (d. h. etwas Außergewöhnliches) sei, wußte aber auch, daß es so wenig etwas wider die symbolischen Bücher enthalte, als des großen Bengels Chiliasmus, wenn schon hundert Ernesti die Zähne über ihn zerbeißen. Ich hielt mich im Gewissen verbunden, es in Druck zu geben, und zwar nicht den Theologen zur Zensur zu reichen, sondern dem Dekan der philosophischen Fakultät, Kies. Gott machte mir Bahn, daß er es über sich nahm und imprimatur (der Druck ist gestattet) für den Buchdrucker schrieb. Baron von Bernadin gab die Kosten gegen Exemplarien. Kanzler Reuß wollte mit mir nicht in diese Materie eintreten, sagend, er könne nicht selig sterben, wenn er nicht bei den gemeinsten Sprüchen zu denken anfange. Folglich war es bei Theologen vergeblich, es ihrer Zensur zu übergeben, weil sie sich ärgern. Gleichwohl war ich im Gewissen gedrungen."

„Wegen des dritten Punkts, da mir das Konsistorium bei schwerer Strafe den Verkauf nicht nur verboten, sondern auch aufgehoben, so ist nichts übrig, als ich schweige in Gehorsam, sage es Gott: Herr, du weißest, wer Recht hat. E. H. D. kondemnieren aber niemand, setzen auch keine Strafe an ohne Überführung und Verhör. Ich bitte demnach demütigst, da ich an Swedenborgs Partikular- (d. h. Sonder-) Meinungen nicht teilnehme 2c., mich vorher über angebogene Sätze (vermutlich diesbezügliche Thesen) anzuhören oder mir zu erlauben, den Grad

eines Doktors entweder in Tübingen oder anderswo anzunehmen und diese Thesen pro cathedra zu verfechten, ehe ich verurteilt werde. Womit ich in tiefster Submission, in völliger und freudiger Gelassenheit über der Wahrheit ersterbe. E. H. D. u. geh. 2c."

So verantwortete sich Ötinger als ein Mann und als ein Christ. Aber die Wirkung? Obwohl die Akten nicht mehr vollständig vorliegen, so sagen die noch vorhandenen genug: Ötinger fand in dieser Sache weder Gnade noch sein Recht. Eine Eingabe des H. Regierungsrats an den Geh. Rat vom 9. Juni 1767 begleitet die Bitte Ötingers um Aufhebung des auf sein Buch gelegten Arrests mit einem Gutachten, das einerseits steif und kühl, andererseits in einem Tone abgefaßt ist, wie man etwa einen Querulanten behandelt. Ötinger ist den Herren eben ein Mann von „wunderlichen Einfällen", der von seiner Meinung nicht abzubringen ist. Am wehesten aber mußte es ihm thun, als folgende Spezial-Resolution 27. Juni 1767 an ihn erging:

„Herzogliches Rescript an den Prälaten Ötinger.

Von Gottes Gnaden, Carl, Herzog zu Wirttemberg 2c.

Unsern Gruß zuvor! Würdiger, lieber, getreuer!

Uns ist umständlich gehorsamst vorgetragen worden, welchergestalten Ihr Euch unterfangen habt, ein gegen die Religion und Theologie anstößiges Buch, unter dem Titel: Swedenborgs und Anderer irdische und himmlische Philosophie 2c. ohne vorgängige Censur und Erlaubnis unsers Herzoglichen Consistorii zum öffentlichen Druck zu befördern, und nachdem wir uns durch das Aufsehen, welches dieses ärgerliche Buch in und außer Landes gemacht, bewogen gefunden, den 4. März d. J. die davon aufgebrachten Exemplarien mit Arrest zu belegen, und euch über eure ordnungswidrige Aufführung zur Verantwortung zu ziehen, nicht nur eine sehr unbescheidene Verantwortung von euch kommen zu lassen, und euch sogar zu Defendirung desselben pro cathedra zu offeriren, sondern auch unter dem 2. Juni d. J. um die Relaxation auf fragliches Buch gelegten Arrests zu bitten, da wir vielmehr Uns zu euch, als einem evangelisch lutherischen Prälaten und Theologo, hätten versehen sollen, daß Ihr Euch hierunter ganz anders und ordnungsmäßig um so mehrers aufführen würdet, als Ihr zumalen darzu nachdrücklich erinnert

worden. Nachdem Ihr aber Euch solchemnach auf vielfache Weise verfehlt habt, so wollen wir Euch hiemit nicht nur Unser ungnädigstes Misfallen darüber, sondern auch noch weiter zu erkennen geben, daß Wir obermeldt Euer ohne Unsers Herzogl. Consistorii Censur in den Druck gegebenes und schon im vorigen Jahr mit Arrest belegtes Buch nunmehr wirklich confiscirt haben, und Eure sehr unbescheidene Verantwortung Euch ernstlich verwiesen und erinnert haben wollen, Euch fürohin, bei sonst zu befahren habender Unserer höchsten Ungnade, nicht zu unterfangen, irgend mehr etwas, am allerwenigsten aber dergleichen anstößige Scripta, aufzusezen und ohne Unsers Herzogl. Consistorii Censur und Erlaubnis weder in noch außer Landes zum Druck zu befördern, wogegen wir von Euch gewärtigen, daß Ihr in Eurer Lehre, in Predigten und Schriften hinkünftig bei dem recipirten Vorbild der evangelischen Lehre verbleiben, und Euch durchgängig so verhalten werdet, wie von einem ächten evangelischen Prälaten und Theologo unsers Herzogthums mit Recht gefordert werden kann. Inmaßen wir uns vorbehalten, wenn wider alles bessere Verhoffen von Euch das Geringste zu vernehmen sein wird, daß Ihr im Lehren und Wandel Euch auf dergleichen oder andere Art anstößig erweisen solltet, Altes und Neues zusammen zu nehmen, und nach der Strenge gegen Euch verfahren zu lassen. Uebrigens ꝛc.

ex spec. resol. d. 27. Juni 1767. J. W. Frommann.
J. F. Faber."

Ötinger konnte natürlich dazu nicht schweigen, sondern beklagte sich unter dem 10. Okt. 1767 „über den erhaltenen, einem landschaftlichen Prälaten allzuharten Verweis". Der ungehört Verurteilte versichert in seinem Proteste: „Ich bin mir meiner allerreinsten Lehre und untadelhaften Wandels allzusehr bewußt. ... Ich offerierte mich standhaft, das, was in Swedenborg der Glaubensähnlichkeit gemäß war, in deutlichen Propositionen gegen alle möglichen Objektionen pro cathedra ohne Furcht zu erhärten, aber das wurde mir als eine Unbescheidenheit angerechnet. Gleichwohl bin ich noch des Sinnes, und kann es alle Stund ohne Präparation thun, fürchte mich auch keineswegs, dem großen Propheten seine Worte nachzusprechen: Habe ich unrecht geredet, so beweise man, daß es unrecht ist u. s. f." Sodann bezeugt er, daß er, wie er dem Baron von Swedenborg selbst geschrieben, seine Nebenlehren nicht billige, sondern nur die große Lehre von dem Zu-

stand nach dem Tode behaupte, und zwar in folgenden Hauptpunkten:

„1. daß der Zustand nach dem Tod weit unterschieden von dem Zustand nach der Auferstehung,

2. daß allda eine successive Erhöhung, bei den Unwissenden eine Unterweisung statthabe,

3. daß man die zeugende Kraft der Ideen, die man hier formiert, mit sich nehme, dadurch bei den Unglaubigen aus ihrem eigenen Grund erschreckliche Strafphantasieen bis auf den Tag des Gerichts geboren werden, so daß diese natürliche Strafe den Satz bekräftigt: Niemand wird beleidigt als von sich selbst. Und dies ist die Hauptsache des Buchs, welche anstößig scheint und doch vollkommen mit der hl. Schrift zutrifft."

(Der vierte Hauptpunkt, ein schwer verständlicher und recht sonderbarer, mag hier übergangen werden.)

Nachdem er hierauf noch einmal betont, daß er ja das Buch der philosophischen Fakultät zur Zensur übergeben habe, schließt er mit der ebenso billigen als unwiderleglichen Vorstellung: „Wenn auch, wie man vorgiebt, ärgerliche Passus sollten erfunden worden sein, so würde ein Plenum des Geh. Rats (es hatten nur zwei unterschrieben!) befohlen haben, daß löbl. Konsistorium mir die Passus (Stellen) Stück für Stück vorlegen und mich vernehmen solle, welches aber weder im Anfang noch letztlich geschehen, und deswegen eine Verantwortung hiemit erharre, und die unverdienten harten Worte, welche meine theologische Ehre perhorreszieren (schaudern machen), nicht anders als unschuldig vernehme, nämlich „wenn von mir das Geringste zu vernehmen sein würde, daß ich in Lehr und Wandel mich auf dergl. oder andere Art mich anstößig erweisen sollte, so haben S. H. D. sich vorbehalten, Altes und Neues zusammenzunehmen und nach der Strenge gegen mich verfahren zu lassen." Er regt dann noch an, ob ihm erlaubt wäre, ein theologisches Gutachten von einer unparteiischen Fakultät einzuholen — gewiß eine bescheidene Bitte.

Was war aber der Erfolg? Nach den vorhandenen Nachrichten ging es, wie nicht anders zu erwarten: Ötinger erreichte

seinen Zweck zwar nicht, aber seine Feinde hatten sich doch zu früh über seine Demütigung gefreut. Nicht nur hat später der Herzog den von allen Seiten bedrängten Ötinger seiner fortdauernden Gnade versichert und ihm gesagt: „wenn er tausend Verfolger hätte, sollten sie ihm nichts anhaben," sondern, worauf Ötinger noch mehr Wert legte, das war der Erfolg, daß der Fürst seiner Sentenz, „daß man die hl. Schrift ohne Weltphilosophie interpretieren sollte," beipflichtete. So scheint denn in der That dieser obwohl ganz weltliche, aber vielseitige und mit großem Kennerblick ausgestattete Herr Ötingers Worte angehört und seinen Wert erkannt zu haben. Der über das Buch verhängte Arrest aber, der ohnedies die schon verkauften Exemplare nicht mehr in Beschlag nehmen konnte, wird auch nicht zu lange gedauert haben.

Das Interessante, welches diese mit solcher Energie ins Werk gesetzte Hetze gegen ein zwar rätselvolles, aber doch harmloses und von seinem Verfasser im besten Wohlmeinen herausgegebenes Buch für uns haben muß, liegt indessen nicht darin, daß sie die engherzigen Zensurverhältnisse jener Zeit widerspiegelt, sondern darin, daß in der wechselvollen Geschichte dieses Buches sich der ganze Gegensatz offenbart, in dem Ötinger zu den maßgebenden Größen in seinem Vaterland stand, die große Vereinsamung und der absolute Mangel an Verständnis, zu dem er verurteilt war. Man verstand ganz und gar nicht, was er mit dem Buche wollte, und konnte sich in seine Gesichtspunkte gar nicht hineinversetzen. Der Standpunkt seiner Kritiker und Gegner war einfach der: In diesem Buch stehen viele unglaubliche, überspannte und „anstößige" Dinge; der Übersetzer bekennt sich dazu und verbreitet diese gefährlichen Meinungen und Ideen; also ist er ein Swedenborgianer, ein Schwärmer, und braucht gar nicht mehr ernst genommen zu werden. So war er gerichtet und geächtet. Hatte man sich schon seither in seine „wunderlichen Einfälle" nicht zu finden vermocht, so war jetzt sein Maß voll, er war vor der wissenschaftlichen Welt ein Narr, als Diener der Kirche in Amt und Würden aber reif zur Disziplinaruntersuchung und Maßregelung. Das war viel bequemer, als sich in die großen

Gesichtspunkte Ötingers hineinzudenken, für welchen Swedenborgs Ideen und Enthüllungen, seine besonderen Gaben und sein Beruf zunächst ein ernstes Problem, ein großes, der Gegenwart aufgegebenes Rätsel bezeichneten, das gewissenhaft bedacht, nicht leichtfertig belacht werden wollte. Hiezu kam für ihn noch eine besondere Thatsache in Betracht: vieles (nicht alles) von dem, was Swedenborg aus der Fülle seines Wissens und Schauens, seiner „irdischen und himmlischen Philosophie" hervorbrachte und ans Licht der Öffentlichkeit stellte, entsprach eben thatsächlich den eigenen Forschungen, den Fragen wie den Erkenntnissen, zu denen Ötinger sich auf tiefen und vielverschlungenen Gängen allmählich hindurch und emporgearbeitet hatte, und fügte sich dem System seiner Gedanken ungezwungen ein, wenn es auch der Durchschnittsbildung eine spröde und unverdauliche Masse bleiben mußte.

2. Deshalb bleibt für eine geschichtliche Betrachtung und eine unbefangene Würdigung des Verhältnisses Ötingers zu Swedenborg noch eine Aufgabe zu lösen übrig: wie hat er sich thatsächlich zu ihm gestellt und sich mit ihm auseinandergesetzt?

Hierüber ist uns ein überreiches, urkundliches Material aufbehalten in der Korrespondenz der beiden Männer und in gelegentlichen Äußerungen Ötingers in seinem Briefwechsel, wie in diesbezüglichen kleineren Schriften, welches auszuschöpfen hier nicht angeht. Aber einen zutreffenden Einblick in diese so wichtige Frage zu geben dürfte nicht unmöglich, noch weniger überflüssig sein. Denn Ötinger hat sich tief, sehr tief mit dem Propheten aus Norden eingelassen. Wir entnehmen dem Briefwechsel in Ergänzung des schon oben Mitgeteilten noch folgendes:

Swedenborg schreibt an Ötinger aus Stockholm 23. September 1766 u. a.: „Ich kann heilig beteuern, daß der Herr selbst mir erschienen ist und daß er mich gesandt hat zu thun, was ich thue, und daß er zu dem Ende das Innere meines Geistes d. h. meines Geistesmenschen aufgeschlossen hat, damit ich Dinge, welche in der geistigen Welt sind, sehen und diejenigen, die sich daselbst befinden, hören möge, und dies nun schon zweiundzwanzig Jahre hindurch. Allein heutzutage reicht

keine Beteuerung hin, jemanden dies glaublich zu machen. Wer jedoch Verstand hat, kann sich aus meinen Schriften, die es erweisen, selbst davon überzeugen. ... Wer hat früher etwas gewußt von dem geistigen Sinne des Worts, wer etwas von der geistigen Welt oder von Himmel und Hölle, und wer etwas von dem Leben des Menschen nach dem Tode? Soll denn dieses und dergleichen mehr den Christen beständig verborgen bleiben? Daß dergleichen jetzt erst enthüllt worden ist, geschah wegen der neuen Kirche, welche das neue Jerusalem ist, damit diese es wissen; die übrigen werden es wissen und doch nicht wissen, weil sie es nicht glauben. ..."

Ötingers Antwort auf diese Selbstbekenntnisse stellt bestimmte Fragen und zwingt ihn, weiter Rechenschaft zu geben von der Gewißheit seiner Sache. Sie enthält auch schon die Keime der ganzen späteren Auseinandersetzung, die in wesentlichen Punkten zu einem Auseinandergehen führen mußte. Unterm 7. Oktober 1766 schreibt er an ihn:

„Sie bezeugen in Ihrem Briefe heilig, der Herr sei selbst von Ihnen gesehen worden und er selbst habe Sie gesandt, zu thun, was Sie thun. Ich glaube, daß Ihnen das Gesicht, wie dem Gehasi, eröffnet worden ist, Dinge zu sehen, die ohne Exempel sind. Ich glaube, daß Sie aus einem berühmten Philosophen ein Prophet und Seher worden, wie es zu den ersten Zeiten solche gegeben. Da aber Geister der Propheten, die durch den Geist reden, den Propheten unterthan sind ... so werden Sie gerne ertragen, daß Sie geprüft werden. Ist nicht die hl. Schrift, ja die hl. Offenbarung, ein Lagerbuch für alle, die da lesen und hören? Suchet, heißt es Jes. 34, 19, in dem Buche des Herrn, es wird nicht an einem fehlen. ... Wenn man nichts von den unbekannten Dingen des Himmels verstehen kann ohne Sie, so ist die Offenbarung vor Ihnen vergeblich gelesen worden. Man kann aber verstehen, daß alle auf eine Stadt zu warten hätten, deren Baumeister Gott ist. Aber in was neue Zweifel bringen Sie mich, der ich so begierig nach Ihren Entdeckungen war! Die Welt ist ungläubig genug, und Sie nehmen ihr das Vermögen, die Stadt Gottes als eine Stadt zu verstehen.

Man soll sie geistlich verstehen.... Geben Sie Zeichen für uns, daß Ihre Lehre vom neuen Jerusalem wahr sei; Gott kann seinem Geist nichts zuwider sagen. Ich bitte Sie demnach, von dem Herrn, der Ihnen erschienen, zu begehren, daß Sie mit Johannes selbst reden, ob er Ja sage zu Ihrer Erklärung.... Wollen Sie sich mehr als dem Paulus, mehr als dem Johannes geglaubt wissen? Sagte nicht Paulus, ein ander Evangelium sei dem Bann offen? Warum können wir nicht in Ihren Schriften finden, daß Sie mit den zwölf Aposteln oder 24 Ältesten geredet haben? Könnte es nicht geschehen, wie Paulus sagt, daß ein verstellter Engel des Lichts, der dem wörtlichen Sinn Johannis entgegen ist, beschlossen habe und gesagt: ich will ein falscher Geist sein in Swedenborg (2 Chron. 18)? Wie groß ist das Wort, das Jesus am Ende der Offenbarung bezeugt (Offenb. 22, 18): So jemand dazu thut, so jemand davon thut! Sie sagen, die Stadt ist keine Stadt von Mauern, von Perlen, von Bäumen des Lebens: heißt das nicht davon thun?..."

Diese Gegenfragen stellen deutlich ins Licht, was Oetinger von Swedenborg annahm und was er verwarf (wie es durch gesperrten Druck eben hervorgehoben worden ist), endlich ebenso, welchen Weg zur Verständigung er ihm vorschlug. Er nimmt gläubig an seine Gesichte, er verurteilt ebenso bestimmt seine „geistliche" Schrifterklärung, besonders die der Offenbarung Johannis, und vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes aus giebt er ihm zu verstehen, wie er hart an der Grenze der Schwärmerei wandle, wenn er meine, alles habe auf ihn warten müssen, um die Schrift zu verstehen. Zur Klarstellung seines Rechts oder Unrechts aber forderte er — ein Zeichen, d. h. eine authentische (ursprüngliche) Eröffnung seitens des Evangelisten, des Offenbarungsempfängers.

Die Antwort Swedenborgs vom 11. Nov. 1766 ist sehr klar und folgerichtig, erweist aber nur um so deutlicher die Verschiedenheit der Standpunkte und die Unmöglichkeit der Verständigung:

„Ob ein Zeichen nötig sei, daß ich vom Herrn gesandt bin, zu thun, was ich thue? Antwort: Zeichen und Wunder

werden heutzutage nicht gegeben, weil sie von außen nötigen, ohne von innen zu überzeugen.... Das Zeichen wird heutzutage die Erleuchtung und die daraus kommende Anerkennung und Aufnahme der Wahrheiten der neuen Kirche sein...."

Sodann versichert er, daß er wiederholt auch mit den Aposteln gesprochen, aber dies nicht ausdrücklich in seinen Büchern bemerkt habe: „wer würde es auch glauben? und wer würde nicht sagen: thue ein Zeichen, damit ich glaube?" Zuletzt giebt er auf die Frage Auskunft, warum er aus einem Philosophen dazu ausersehen worden sei, himmlische Geheimnisse zu schauen: „Dies ist zu dem Ende geschehen, damit das Geistige, das heutzutage offenbart wird, in natürlicher und vernünftiger Weise gelehrt und verstanden werde. Denn die geistigen Wahrheiten haben eine Entsprechung mit den natürlichen Wahrheiten, laufen in diese aus und ruhen auf diesen ... aus diesem Grunde wurde ich vom Herrn zuerst in die Naturwissenschaften eingeführt und so vorbereitet; und dies geschah vom Jahr 1710—44, da mir der Himmel eröffnet worden. Es wird auch jeder durch das Natürliche zum Geistigen geführt; denn der Mensch wird natürlich geboren, zur Sittlichkeit erzogen und nachher vom Herrn geistlich gezeugt. Aber dies hat mir der Herr gegeben, die Wahrheiten geistig zu lieben, d. h. nicht um der Ehre oder des Gewinnstes, sondern um der Wahrheiten selbst willen. Denn wer die Wahrheiten um der Wahrheiten willen liebt, der sieht sie aus dem Herrn, weil der Herr der Weg und die Wahrheit ist."

Mit dieser Auskunft, aus welcher das hohe Selbstgefühl eines erleuchteten Geistes und eines guten Gewissens spricht — welches beides man Swedenborg nicht absprechen kann — war natürlich der Knoten nicht gelöst, sondern eher enger zusammengezogen: Swedenborg durfte und mußte von seinem Standpunkt aus das Zeichen ablehnen und sagen: die Wahrheit soll sich selbst beweisen und durchsetzen — sein ganzes System ist unter Voraussetzung des eröffneten geistigen Sinnes ein in sich folgerichtiger Aufbau — er war in dieser Beziehung durchaus ein Denker und „Rationalist". Ötinger aber mußte sich sagen:

hier steht Zeugnis gegen Zeugnis. Er fragt im nächsten Briefe (vom 4. März 1766), ob er nicht noch einmal mit Johannes sprechen wolle, ob seine geistige Auslegung den Worten des Textes angemessener sei, als die buchstäbliche Bengels, und ein Jahr später (16. Dez. 1767) sogar, ob er nicht gesonnen sei, Bengel selbst in seine Unterredungen zu ziehen. So felsenfest glaubt er also bei Swedenborg an die Wirklichkeit des Verkehrs mit der Geisterwelt. Er sagt geradezu: „Ihre Begegnisse sind glaubwürdiger als die Schrifterklärungen. Denn Auslegungen anzunehmen steht in der Willkür eines jeden; aber Thatsachen, die sich auf feste Zeugnisse stützen, kann kein Vernünftiger leugnen. Ich wünschte, Sie selber möchten bekennen, daß Ihre Schrifterklärungen nicht ebenso glaubwürdig seien, als Ihre Gesichte und Offenbarungen vom Himmel."

So ward Swedenborg für ihn ein immer größeres Rätsel: einerseits gilt er ihm als Empfänger echter, himmlischer Offenbarungen, andererseits als ein Vernünftler, der, wie sonst nur die Rationalisten, die in der hl. Schrift von den letzten Dingen gegebenen Verheißungen geistlich umdeutet und verflüchtigt, was ihm als ein grundstürzender Irrtum erschien. Daher bewegt sich in den folgenden Jahren die Korrespondenz immer ausschließlicher um den Unterschied des „buchstäblichen" oder „natürlichen" und des „geistigen" Sinnes im Schriftwort, und bei diesen Auseinandersetzungen kam er immer deutlicher zu der Erkenntnis, daß Swedenborg in der That alle Zukunftsweissagung vergeistigte. Als er ihm vollends sein Buch „Die wahre christliche Religion" zugesandt hatte, ward ihm ganz klar, was Swedenborg meinte: „Christi Zukunft soll nicht nach dem Buchstaben genommen werden. Er (Swedenborg) sei die Zukunft" (Brief an Harttmann vom 17. August 1771). Dagegen bäumte sich sein Innerstes auf. So schrieb er zuletzt an ihn, es scheine nach Jesu Wort zu gehen: „ein anderer wird kommen in seinem Namen, den werdet ihr annehmen; desgl. (Joh. 5) Jesus habe nicht wollen ohne Mose erkannt sein, er aber bloß auf seinen Kredit." So mußte er sein Schlußurteil in die Worte fassen (Brief an Harttmann v. 19. Sept. 1771):

„Das kränkt mich, daß er so toll schreibt. Die zweite Zukunft (Jesu) geschieht nach Swedenborg nicht in Person, sondern im Wort, durch einen Menschen, welchem er sich in Person geoffenbart und welchen er mit seinem Geist erfüllt hat. Die Herrlichkeit Jehovas soll geoffenbart werden und alles Fleisch wird es sehen, Jes. 40, 2. 3. Welch ein Übermut ist doch das, den Sinn so abzuschwächen!... Vielleicht werde ich noch sein größter Widersacher; denn er bläst nur in einem anderen Sinne mit Semler (dem Aufklärer) in ein Horn: er schwächt und entkörpert den vollen Sinn der hl. Schrift. Die Zeit wird zeigen, was zu thun ist.... Es bleibt ewig wahr, daß er sein Departement hat, der Welt die geistliche Welt zu entdecken; aber daß man ihm nicht zu viel anhänge, läßt der Herr zu, daß er wider gesunde Vernunft so schlegelte." — In einem Briefe an Rektor Hasenkamp in Duisburg vom 15. Okt. 1771 führte er diesen Protest gegen Swedenborg weiter aus: „Er leugnete... das Hoheprieſtertum Christi, er leugnete die echte und wahre Idee der Erlösung... er leugnete das tausendjährige Reich, er leugnete die Stadt Gottes.... Ich beklage sehr, daß ich ihm anfangs, weil er das Untere und Obere nach dem Tod bestätigte, in meinen ersten Schriften Beifall gegeben; ich that dies freilich nur darum, weil ich noch nicht wußte, daß er anstatt der Zukunft Christi ein bloßes Sinnbild feilbieten würde...."

So führte denn die Auseinandersetzung mit dem großen Naturforscher und Geisterseher schließlich zu einem wesentlich negativen Ergebnis. Die Wege der beiden Männer trennten sich. Ötinger schweigt in den letzten Jahren von ihm. Sein „größter Widersacher" ist er zwar nicht mehr geworden. Er ließ ihn an seinem Platze stehen, nahm auch nie die früher rückhaltlos ausgesprochene Anerkennung zurück, daß er „in dieser skeptischen (zweifelsüchtigen) Zeit" eine göttliche Mission an dieselbe auszurichten gehabt habe, aber es versteht sich von selbst, daß, wenn er den Theologen Swedenborg auf so verkehrten schwärmerischen Bahnen wandeln sah, auch der Seher und Prophet ihm etwas zweifelhaft werden mußte. Wenn auch

nicht die Ehrlichkeit und insofern auch Glaubwürdigkeit, so wurde ihm doch die Tragweite und der Wert seiner Enthüllungen aus der unsichtbaren Welt wesentlich dadurch beeinträchtigt.

Was sie aber eigentlich trennte, war die verschiedene Stellung zur hl. Schrift. Nach dieser Seite hin hat Ötinger den Swedenborgianismus vollständig abgestreift. Die andere Seite, die Welt der Geheimnisse, ließ er auf sich beruhen — und auch wir müssen auf sich beruhen lassen, wie weit Ötinger bis an sein Ende ein Seher und Späher in dieselbe geblieben ist.*) Gewiß aber war für ihn der Ertrag dieser Auseinandersetzung

*) Es kommt ganz darauf an, wie viel oder wie wenig man aus dem Selbstbekenntnis des Lebensabrisses, das oben angeführt ist, herausliest: Gewiß ist Ötinger von der Betonung dieser Blicke in die jenseitige Welt zurückgekommen, also „nüchterner", zurückhaltender geworden; aber ein Dementi darf man darin nicht sehen. Er hätte, wenn er prinzipiell anderer Meinung geworden wäre, es offen gesagt. — Ötinger bedarf aber darum in Bezug auf seinen „Swedenborgianismus" keine Rechtfertigung oder Ehrenrettung. Denn Swedenborg ist bis heute noch ein Rätsel, das nicht aufgelöst ist. Der Mann ist zu groß und genial und dazu aus einem Guß. Emerson, der amerikanische Philosoph, rechnet ihn unter die „Repräsentanten der Menschheit", als den Mystiker. Daß Ötinger den großen Naturforscher erkannt hat, gereicht ihm nur zur Ehre. Aber der Geisterseher? Wie soll man sich ihn zurechtlegen und Ötingers positive Stellung zu ihm würdigen? Man urteilt ja heute viel kühler und ruhiger. Was Swedenborg betrifft, so soll er laut seinem erst 1858 aufgefundenen Tagbuch von einer Geistesstörung befallen gewesen sein, von der er nie ganz geheilt wurde. Folgt daraus, daß seine Gesichte nur Halluzinationen ꝛc. gewesen seien? Nur die Oberflächlichkeit würde so urteilen. Solche Zustände können die Disposition zu derartigen Ausnahmserscheinungen bilden, auch die Schranke derselben bezeichnen, aber der Ursprung und wesentliche Gehalt derselben dennoch aus übermenschlicher Quelle stammen.

So muß man bei Swedenborg das Natürliche und Übernatürliche wohl unterscheiden. Zu einem Betrüger hat ihn noch noch niemand zu stempeln vermocht. Dazu ist sein Charakter zu rein. Ein Betrogener ist er auch nicht. Denn einige Beispiele seiner Gesichte sind notorische Thatsachen. Dagegen muß man, wie Ötinger richtig gesagt, „die außerordentlichen Dinge nicht für Evangelia halten, sondern wohl prüfen und sehen, was zum Hoheprieſtertum Christi als dem Regiment der sichtbaren und nach der Auferstehung der unsichtbaren Dinge gehört. Wenn Gott außerordentliche Dinge giebt in Menge, da müssen Fehler mit unterlaufen."

mit Swedenborg überhaupt eine wesentliche Ernüchterung gegenüber dem Feuereifer, der ihn um die Mitte der sechziger Jahre ergriffen hatte. Im Jahre 1771 schreibt er an Harttmann: „Ich weiß alle Tage weniger. Wir sollen werden Erstlinge seiner Kreaturen. Das andere geht uns nichts an, auch Swedenborgs Planeten nicht.... Ich gehe jetzt ins siebzigste Jahr, ich fasse mich kurz, vergesse was dahinten ist. Aber das Geheimnis Gottes und Christi recht materialisch (wesentlich), wie der buchstäbliche Sinn es will, zu enthüllen, wünschte ich." Swedenborgs Widerspruch hat ihn also in seinen Überzeugungen befestigt.

3. Hatte er nun aber auch nach außen, wie nach innen, im Verhältnis zu den Gegnern wie zu der Wahrheit, um die es zu ringen galt, seinen Kampf mannhaft durchgefochten, so war ihm, dem siebzigjährigen Prälaten, doch noch lange keine Ruhe beschieden. Er war doch recht einsam geworden, und „ein Zeichen, dem widersprochen wird". Wer an ihm zum Ritter werden wollte, hatte leichte Arbeit. So gab es denn, außer und infolge von diesem Swedenborgschen Handel, der seine theologische Ehre und seine kirchliche Stellung aufs äußerste gefährdet hatte, noch allerhand größere und kleinere Anfechtungen zu bestehen. Es war eine „Politik der Nadelstiche", die von den verschiedensten Seiten aus gegen ihn in Scene gesetzt wurde. Ötinger war zu groß, um sich dadurch aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen, und ihm zur Seite stand sein gutes Gewissen.

Eine recht kleinliche und unwürdige Rolle spielte dabei zunächst der damalige Dekan von Backnang, zu dessen Sprengel Murrhardt gehört. Er berichtete ans Konsistorium von den abergläubischen Unternehmungen eines Bauern in einem Filialdorf von Murrhardt, wobei ein guter Teil von der Verantwortung auf die Murrhardter Geistlichkeit abgewälzt wurde, sodann wegen zu laxer Handhabung der Kirchenzucht gegen unwürdige Brautleute. Die angestellte Untersuchung stellte die vollständige Unschuld und die untadelhafte Amtsführung Ötingers ans Licht. Der chikanöse Dekan hatte auf schlechte Informationen hin gehandelt und mußte sich, nachdem vorher sein Amtseifer war belobt worden, nachträglich eine Rüge und eine Belehrung darüber erteilen lassen, „daß er bei seinen Kirchenvisitationen nicht

Murrhardt vor 100 Jahren.

alle ungegründete und unerwiesene Angaben ohne Prüfung annehmen, sondern in Zukunft seine Relationen mit mehr Bedacht und Vorsichtigkeit anfertigen, folglich durch dergleichen unstatthafte Auflagen ehrlichen und in officio publico stehenden Männern bei ihren vorgesetzten Kollegiis Tort zu thun, sich enthalten solle." Dieser Angriff war also abgeschlagen.

Ein Beweis davon, welche selbständige Stellung Ötinger allmählich gegenüber seiner Behörde eingenommen hatte, liegt übrigens vor in der von ihm selbst erzählten Geschichte seiner Zitation vor das Konsistorium. (Dieselbe scheint im Gegensatz zu sagenhaften Mitteilungen nur einmal stattgefunden zu haben.) Den Anlaß boten wiederum seine Bücher, indessen solche, die er nicht selbst herausgegeben hatte — aus begreiflichen Gründen, denn ihm war ja schon in dieser Beziehung alle Bewegungsfreiheit durch das strikte Verbot, irgend etwas in und außer Landes drucken zu lassen, benommen. Ein Freiherr von Braun hatte seine „Patriarchal-Physik", Rektor Hasenkamp das Büchlein vom „Hoheprieſtertum Christi" zum Druck befördert. Am 12. Januar 1773 vors Konsistorium zitiert, remonstrierte er mit Berufung darauf, daß ja nicht er selber diese Bücher herausgegeben habe. Bei dem Verhöre selbst kamen daher nicht diese, sondern andere, vom Zaun gerissene Vorwürfe zur Sprache, die sich auf seine Schriftstellerei bezogen. Er erzählt darüber: „Nach allen diesen Dingen bin ich durch Satans Anstiften beim Geh. Rat Renz angeschwärzt worden. Mein alter Antagonist (Widersacher) Faber fand im Konsistorium sein Mütlein an mir zu kühlen. Renz machte ohne Wissen des Herzogs eine Spezialresolution im Geheimen Rat. Als ich zu ihm kam, sagte er, Sereniſſimus könne mich nicht protegieren. Er wirkte es aus, daß ich von dem Geheimen Rat vor das Konsistorium zitiert wurde. Ich begab mich dahin mit Freuden, um zu reden, was sie nicht gerne hören." Da hielt Faber ihm denn vor, er habe sich „gegen des Synodi Zensur ungeziemend in seiner Replik (Antwort) ausgelassen." Wenn das alles war, so ist klar, daß man es nur auf seine Demütigung abgesehen hatte. Daher redete er frank und frei heraus: „Ich antwortete, es sei etwas Ungewohntes, daß man eine Spezial-

resolution wider mich abgefaßt und mich zitiert hätte, doch wollte ich nur sagen, niemand könne mir etwas vorrücken, das Ahndung verdiente: meine Lehre sei rein und im Konsistorium zensiert, wie aus meiner „Theologie aus der Idee des Lebens abgeleitet" zu ersehen. Herr Generalsuperintendent und zugleich Oberkonsistorialrat Köhler (von Eisenach) sei um meiner Lehre willen vierzig (?) mal zu mir nach Murrhardt gekommen und habe mir gedankt, daß ich ihn von gewissen irrigen Sätzen befreit.... Das sei der Grund aller Irrtümer, daß man Wolfische Definitionen (wie Faber will, im Traktat vom moralischen Gefühl) zur Erklärung der hl. Schrift brauche.... Eben diese Gesinnung habe Serenissimus selbst; daher Sie bei der Dedikation meiner Chemie mir frei gesagt: Ich weiß, daß er Verfolger hat; aber tausend Verfolger sollen ihm nichts anhaben. Da schrie Frommann: Sind wir Ihre Verfolger? Ich sagte: Ich rede mit Serenissimi Worten. Und als ich die Spezialresolution, kein Buch ohne Zensur drucken zu lassen, gehört, sagte ich, Köhler habe alle meine Schriften mit fort, den Druck könne ich nicht hindern. Endlich sagte ich, ich hätte hier weiter nichts zu thun, beurlaubte mich und ging fort." — Ötinger hatte hiemit einen moralischen Sieg errungen. Aber zu einer inneren Verständigung über, geschweige Anerkennung für seinen Standpunkt kam es natürlich nicht.

Zu den Anfechtungen, welche der greise Prälat durchzumachen hatte, gehört noch eine, welche ihn von einer ganz neuen Seite zeigt. Alles, was bisher von seinen Erlebnissen und Leiden zu erzählen war, betrifft ihn als Geistlichen und noch mehr als Schriftsteller, als Zeugen der Wahrheit auf dem Gebiet der Theologie und Philosophie. Aber er war doch nicht nur Theologe und Philosoph und noch weniger nur eine schriftstellerische Existenz. Als Mitglied der Landschaft, d. h. der Landstände, hatte er seinen Sitz auf der Prälatenbank und das Wohl und Wehe des Landes war auf sein Gewissen gelegt und da hat er es im Jahre 1770 mit drei anderen Ehrenmännern gewagt, gegen die Mißbräuche des engeren Ausschusses in Verwaltung und Verwendung der Landessteuern zu protestieren und die Wiederberufung des wackeren, unbestechlichen

Johann Jakob Moser als Konsulenten zu verlangen. Der Herzog selbst war billig genug, die Eingaben der vier mutigen Männer (Kanzler Reuß, Prälat Faber, Assessor Dann und Otinger) zu genehmigen, aber die Majorität widersetzte sich und hintertrieb nicht nur diese patriotische That, sondern verfolgte die Urheber des Antrags mit schnöder Verdächtigung, als ob sie die ganze Landesverfassung umstürzen wollten! Otinger bemerkt dazu: „Ich ließ das alles gehen, und der Streit der Landschaft wurde finalisiert (beendigt). Ich befahl alles Gott und Jesu Christo, meinem Herrn.“ — Er hatte seinem Gewissen Genüge gethan. Von ihm, dem unbeugsamen Charakter und Wahrheitszeugen, der Gott fürchtete und sonst niemand in der Welt, war es nicht anders zu erwarten, als daß er auch in seinen politischen Pflichten seinen Mann stellte. Die Angelegenheit hatte indessen für ihn persönlich keine weiteren übeln Folgen. Aus allerlei Anzeichen ist vielmehr zu schließen, daß er, der vor der wissenschaftlichen Welt als ein Sonderling galt, wo nicht als ein Narr, im Volke und besonders auch in seinem neuen Amtsbezirke Achtung und Ehrerbietung genoß. Sie galt nicht nur seinen grauen Haaren, sondern seiner gereiften, von innerer Würde durchleuchteten Persönlichkeit. Er erzählt einmal selbst: „In Murrhardt empörte sich das Volk; da bat mich der Oberamtmann, mit ihm auf das Rathaus zu gehen und das schwierige Volk zu stillen. Das that ich, und es gelang mir gar schön.“ Ein Zeugnis dafür, daß er im besten Sinne populär war und mit und in dem Volk lebte, ist auch aufbehalten in dem Nachtwächterlied, das er dichtete und das bis in die neuere Zeit herein in Murrhardt allnächtlich gesungen wurde:

Wächterruf.

8 Uhr: Acht Seelen nur die Sündflut schont;
Nun flieht die Sünd', die also lohnt.

9 Uhr: Neun Stücke Sirach hoch erhebt;
Gott gönn' sie euch, solang ihr lebt.

10 Uhr: Ägyptens Plagen waren zehn;
Der Herr laß euch der keine seh'n!

11 Uhr: Elf Jünger waren Jesu treu,
Ein jedes von uns auch so sei!

12 Uhr: Zwölf Monat hat ein jedes Jahr;
Denk: welchen bringt man mir die Bahr?

oder: Zwölf Thore hat die güld'ne Stadt;
O selig, wer den Eingang hat.

1 Uhr: Ein Gott und nur Ein Mittler ist,
Den sucht und liebt ein wahrer Christ.

2 Uhr: Zwei Orte: Himmel oder Höll',
Erwarten dich einst, liebe Seel'.

3 Uhr: Drei Zeugen in dem Himmel sind,
Drei auf der Erd', glaub's, Menschenkind.

4 Uhr: Vier Stück' gehören zum Gebet,
Die thut, solang der Atem geht.

5 Uhr: Herr, laß uns die fünf Wunden dein
In Not und Tod die Freistatt sein!

4. Wir sind hiemit schon auf das Leben Ötingers in Amt und Gemeinde geführt, auf das noch ein kurzer Blick zu werfen ist. Nach den vorhandenen Zeugnissen waltete der Greis mit jugendfrischem Geiste seines Amts bis zum Jahre 1778, in welchem er am Ostertage (19. April) seinen Beruf als Prediger mit der Rede „von der Freude über den Auferstehungstag" beschloß. Beinahe jeden Sonn- und Festtag hatte er bis dahin regelmäßig gepredigt und die Grundgedanken seines Vortrags im Kirchenkalender eingetragen. Zu den wertvollsten Denkmalen aus dieser Zeit gehören die beiden Predigtbücher: „Grundbegriffe des N. T. in einem neuen Jahrgang von Predigten über die ... Episteln", a. 1776 und „Predigten über die Sonn- und Feiertagsevangelien, mit einem Anhang von Passionspredigten", a. 1780 herausgekommen, welche beide noch weiter verbreitet sind als die „Herrenberger Predigten". Enthält das erstere überwiegend starke Speise und fordert es eindringendes Nachdenken, also, wie Ötinger im Vorwort selbst erklärt, nicht wenig Geduld, — denn es will „Begriffe" pflanzen und solide Erkenntnis verbreiten — so redet das letztere schlicht und einfach, aber kräftig zum Herzen, es ist

„die Frucht seines zur Ewigkeit reifenden Alters", wie ein Beurteiler schön gesagt hat. Ötinger war (und ist es für uns heute hauptsächlich) ein Prediger von Gottes Gnaden und war es von Herzen, sonst hätte er nicht bis ins höchste Alter und bis seine Stimme auch sonst verstummte und die Zunge schwer wurde, dieses teuren Amtes gewartet. Aber gerade an diesen Predigten nehmen wir einen Zug wahr, welcher sie schon damals nicht allen Hörern mundgerecht erscheinen ließ. Wie kam es doch, daß er am 13. Sonntag n. Trin. die Klage aussprechen mußte, daß es auch in dieser Gemeinde Leute gebe, „welche sich nicht scheuen, ihren Kirchenvorsteher, ganz ohne alle Scheu, der Nachlässigkeit im Predigen zu beschuldigen, da er doch seine Rede die ganze Woche hindurch im Herzen bewegt" 2c.? Die Erklärung hiefür liegt in der Eigentümlichkeit Ötingers, daß er dem Wirken und der Eingebung des Geistes im Vortrag freien Spielraum gewährte, ohne sich durch eine genaue Ausarbeitung zu binden. Das durfte er, ja das mußte er, denn er wollte und konnte nicht die „Gnade zur Kunst" machen. Daher mag es wohl auf historischer Wahrheit beruhen, was die Sage berichtet, „daß er auf der Kanzel oft lange Pausen machte, das Gesicht mit den Händen bedeckend und des Geistes harrend" (während eine angebliche Beschwerde hierüber ans Konsistorium ins Gebiet der Erdichtung verwiesen werden muß). Das ist nun sicher nichts Nachahmungswertes, sondern vielleicht eine aus dem Einfluß des Alters zu erklärende Gepflogenheit: dagegen hat Ötinger in einem denkwürdigen Ausspruche eine unzweideutige Erklärung darüber gegeben, wie er die Arbeit des Predigers und die Eingebung des Geistes miteinander verbunden wissen wollte. Er sagt, vom biblischen Standpunkt aus ganz richtig: „Weissagung ist eine gegründete, aus der Fülle des Herzens gehende, deutliche verständliche Rede, darüber man nicht sonderlich vorausdenkt, weil man schon von Gott gewirkte ausgearbeitete Gedanken in sich hat, die man nur auf Fälle deutet. Dieses sollten die Prediger wohl merken, denn wenn sie diese nicht innehaben, so ist kein Accent, keine Aktion in der Rede. Was nicht von Herzen geht, geht auch nicht zu Herzen. Es ist schön, vorausdenken, aber es ist

gezwungen, sich an eine geschriebene Predigtform zu binden. Man muß jetziger Zeit beides wissen zu verbinden." Diese Worte beweisen nicht nur, wie irrig die Meinung war, Ötinger habe sich nicht oder nicht genügend auf die Predigt vorbereitet, und wie wenig sich ein bequemer Prediger auf ihn berufen darf, wenn er wollte auf die Eingebung des Geistes rechnen, um sich Mühe zu ersparen — sondern daß umgekehrt Ötinger die Predigtaufgabe höher faßt, denn als eine Kunst, als menschliche Leistung. Sie hat Weisagung zu enthalten und soll ein Zeugnis dessen sein, was der Prediger die ganze Zeit über von Wahrheitserkenntnis und -Gehalt gesammelt hat und in sich trägt, statt ein jeweils mühsam erarbeitetes Kunstprodukt. Es ist klar, daß hiemit die Aufgabe der Vorbereitung nicht bequemer gemacht, sondern umgekehrt auf eine höhere Stufe erhoben und verinnerlicht wird. So hat es Ötinger gehalten, und der Gewinn an Wahrheitsfülle und lebendiger Kraft des Zeugnisses, der seinen Predigten dadurch erwuchs, wiegt zweifellos viel schwerer, als der Mangel an rednerischer Kunst und Formvollendung.

Wie wenig übrigens ein Nachlaß der Geisteskräfte bei dem Siebzigjährigen zu bemerken ist, davon zeugt die Thatsache, daß Ötinger in Murrhardt außer seiner amtlichen Wirksamkeit auch einen ausgebreiteten persönlichen und brieflichen Verkehr pflegte mit älteren und besonders jüngeren Freunden — unter welchen Karl Fr. Harttmann (geb. 1743, † 1815, zuletzt Dekan in Lauffen) hervorragt — daß er ferner im Jahre 1772 den Mut hatte, in der Nähe von Weinsberg, genauer bei Wüstenrot, ein Bergwerk einzurichten, das „Blei, Silber und Mispikel" führte und ihm Freuden und Sorgen bereitete, daß er weiterhin die wissenschaftliche Bildung seiner zwei Söhne teils sorgfältig überwachte, teils selbst leitete und endlich zu alledem noch Zeit und Kraft fand, schriftstellerisch thätig zu sein. Was letzteres betrifft, so ist — um von kleineren — einzelnen Schriften zu schweigen — schon oben erwähnt worden, daß er ein biblisches Wörterbuch verfaßte, mit dem er dem aufkommenden Rationalismus den Vollgehalt der biblischen Wahrheiten entgegenzustellen sich bemühte. Dieses Werk, das er erst in Murrhardt

zur Vollendung gebracht, ist eines seiner reifsten und geistvollsten Erzeugnisse, eine Fundgrube christlicher Wahrheitserkenntnis, aus der auch die heutigen Theologen noch genug lernen könnten, wenn sie nur darnach greifen wollten.

5. Die Sorge für seine Söhne nahm in dieser Zeit seine Kräfte und besonders sein Gemüt nicht wenig in Anspruch. Er erfuhr, wie es nur ein redlicher und gewissenhafter Vater kann, die Wahrheit des Sprichworts: „Kleine Kinder kleine Sorgen; große Kinder große Sorgen". Die vorhandenen brieflichen Urkunden verstatten uns in dieses zum Teil recht schmerzliche Stück seiner Lebensgeschichte einen umfassenden Einblick; besonders im Briefwechsel mit Harttmann, der Repetent in Tübingen war, spielt sein älterer Sohn Theophil eine wichtige, leider nicht liebliche Rolle. Er studierte Medizin in Tübingen und machte dem Vater das Herz oft schwer: Der geringste, aber bei den beschränkten Vermögensumständen doch empfindliche Klagepunkt war der, daß er nicht sparte, sondern Schulden machte, so daß der Vater eine ernste Kontrolle seiner Ausgaben und Rechnungen anordnen mußte. Harttmann sollte sein treuer Mentor sein und war es auch. Man kann nur mit wehmütigem Lächeln einen Erguß des väterlichen Herzens hierüber lesen, wie den folgenden (Brief an Harttmann von 1769): „Von dem Schneider hat er mir einen Zettel von 22 fl. geschickt. Ich schicke nichts, bis die Zettel alle zumal da sind. Denn ich soll immer nur Geld hergeben! Storr hat anders gespart.... Gott helfe mir aus dem Gedräng hinaus!" 2c. — Aber dieser Geldverbrauch hatte eine tiefere Ursache, die dem Vater mehr ins Herz schnitt. Ötinger, der in so großen Gesichtspunkten lebte, wäre der letzte gewesen, der seinem Sohne eine notwendige Ausgabe, vollends was zum täglichen Brot gehört, „Kleider und Schuhe", sauer gemacht hätte. Er konnte ihm vielmehr nicht recht trauen. Denn er sah ihn Fortschritte machen „in der Eitelkeit". So schreibt er zweimal an Harttmann. Das freie Burschenleben gefiel dem jungen Sohne so sehr, daß er des Vaters Ernst ganz vergaß und sogar sich so weit verirrte, sich zu duellieren! Und das that er im Jahre 1767, als er noch nicht 17 Jahre alt war. Das preßte dem

Vater die tiefsten Seufzer aus, und er schrieb dem Jüngling (29. Januar 1767):

„Sohn! Du bist halb Tier, halb Mensch, wie in dem Buche Melanchthons von der Seele der natürliche Mensch beschrieben wird. Dein Zweikampf wird von Deiner Mutter mit Seufzen beweint. Den verdorbensten Menschen erscheint das als ein Ruhm, was den edelsten als Schande erscheint. Du hast Dir selbst einen unvertilgbaren Schandfleck angehängt. Wenn Du die Grundsätze, welche Dir von den nichtswürdigsten Menschen angeschmitzt worden sind, nicht aufgiebst, so bist Du höchst unglücklich. Was hilft es, die ganze Analyse der Natur wissen, und doch des Lichtes mangeln, das die Natur bezähmt? Mechanische Natur und freie Natur sind von einander verschieden wie Tag und Nacht. Ihr Mediziner, wenn ihr nicht die Freiheit des göttlichen Lichtes und die Prinzipien der Moral oder der Freiheit, die durch die logischen Propositionen eingeprägt und durch die Weisheit befestigt werden müssen, annehmet, seid unvernünftige Tiere, ja weniger als die unvernünftigen Tiere. Wenn Du auf die Folgen des Guten und Bösen, nach Art des Hippokrates in dem Buch vom Anstand und der guten Sitte, säheſt, so würdest Du weiser werden. Aber wenn Du, nach der Weise des Jur. Stud. Kraft und Ferdinand annimmst, daß man nach diesem Grundsatz leben müsse, so lang man auf der Universität lebt, nach der Weise des dummen Pöbels, so verlierst Du, wenn Du auch dereinst zur Besserung zurückkehrst, viel von Deinem Glück, und die Folgen für Deine Seele sind bleibend. Du hättest, nach Salomos Ermahnung, Dich von jenem höchst verdorbenen Menschen zurückziehen und Dich von einem Esel treten lassen, und Gelegenheit nehmen sollen, zu erklären, daß Du Dein Leben lang seinen höchst verdorbenen Umgang meiden wolleſt, und zu protestieren gegen einen Menschen, über welchen die Mägde schreien, daß er Ehebruch, Hurerei, und alles, was schändlich ist, für schön und ehrbar halte. Wenn ein Mensch so gar von dem Geist des Lichts verlassen ist, daß er das Schändliche für schön erklärt, gewiß, dann macht er den Samen des tiefsten Verderbens in sich der äußersten Finsternis entgegen wachsen. Gott wolle die Seufzer der Mutter jenes verdorbenen Böſewichts erhören, und das Schicksal von ihm abwenden, welchem er notwendig entgegengeht, weil ja ein jeder seines Glückes Schmied ist.

Ich weiß nicht, was ich Dir raten soll. Ich befehle Dich Gott, und flehe zu Christo, daß er, was Ezech. 38, 4 zu lesen ist, an Dir wahr machen möge, nämlich, weil Du nicht freiwillig die Grundsätze

der göttlichen Weisheit annehmen, sondern wie Maultiere und Rosse gebändigt werden willst, nach dem 32. Psalm (V. 9), daß er Dir einen Zaum anlegen wolle. . . . Die ganze Kreatur predigt, daß es durch Leiden zur Herrlichkeit gehe (per aspera transeundum ad astra), daß man mit sich selbst kämpfen und das tierische Wesen überwinden müsse. Der Zweikampf wird nach den Verordnungen der Fürsten mit dem Tode bestraft, folglich mußt Du vor Gott mit dem Tode bestraft werden. Aber ihr verachtet diese Erinnerungen. Es ist genug, daß ihr elende Menschen von den Lüsten des Fleisches angefochten werdet, es ist unnötig, des Teufels Lust, den Zorn, durch höllische Zweikämpfe zu vollbringen."

Der Vater warf jedoch seinen Sohn nicht weg, sondern sorgte im übrigen treu für ihn. Konnte er, der erfahrene, gereifte Mann, es sich doch zurechtlegen, daß der Champagner der Jugend verbrausen wolle und müsse. Darum that ihm etwas anderes ebenso weh, als diese schwere Verirrung. Und dieser Schmerz währte länger. Er sah die der seinigen entgegengesetzte Entwickelung in Studium und Weltanschauung, die der Sohn nahm und zwar unter der Anleitung von niemand anders, als der seines eigenen Bruders, des Mediziners! Dieser sein Sohn war nicht von Gott gelehret von Jugend auf wie er. Wie ernst klingen die väterlichen Worte, die er ein Jahr darauf an ihn richtet, da er eben, wie es scheint, seiner ungebrochenen Natur den Lauf gelassen hatte: „Lieber Sohn! Mir ist's leid, daß Dir das Fieber solche Not erweckt, daß Du auch in Ungeduld, in desperate Worte ausgebrochen. So ist's, wenn man etwas bloß von der Natur, abstrakt von Gott, annimmt. Ein Christ denkt aber: Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten, es komme, woher es wolle; er regiert alle Enden der Welt und der Natur. Er ist Vater unser, das ist aller Menschen Erretter, absonderlich der Glaubigen, welche die Lehre des Evangelii dem Gold vorziehen. Genug hievon! Wer ist ein Lehrer wie Gott?" Hand in Hand mit dieser weltlichen Gesinnung des Sohnes ging, wie schon oben angedeutet, seine Abneigung gegen das Geheimnisvolle, worin sein Onkel ihn nur bestärkte. Der Vater macht in dem oben erwähnten Brief (1769) an Harttmann seinem gepreßten Herzen Luft, wenn er ihm mitteilt: „Mein Sohn hat einen unverständigen Brief geschrieben, darin

sich aus dem Munde seines Onkels über alle Magia moquiert (lustig macht), Magie sei nichts als der gesunde Verstand." ... „Ich kann es dem Jungen wohl verzeihen (er schwatzt es ja nur seinem Lehrer nach), sehe aber aus diesem seine Fortschritte in der Eitelkeit auf der Akademie. Er mag meinem Bruder (dem Professor) seine Kollegien nachschreiben, das ist gut für ihn, aber besser ist es, mit Nachdenken, nicht mit Nachschreiben ... selbst zu schöpfen." Dann fährt er fort: „Übung macht den Meister. Genug konskribilliert (zusammengekritzelt)! Er hat die Wahl. Will er meinen Bruder aushören und nicht selbst nachdenken, so mag er hernach sein Glück suchen bei seinem Onkel. Ich lasse ihn nicht reisen, er kann hier praktizieren ..." Dazu kam es denn auch schließlich. Der Sohn ging heim nach Murrhardt und studierte weiter unter des Vaters Augen — mit gutem Erfolg. Später durfte er doch auf Reisen gehen, wie es der Vater auch vorher beabsichtigt hatte. Er stellte seinen Mann trotz seiner schwierigen Entwickelung, wurde Dr. med. und bald Physikus in Göppingen. Übrigens war es gar nicht an dem, daß er bei seinem Onkel einen Stein im Brette gehabt hätte. Im Gegenteil. Ötinger macht hierüber die höchst bezeichnende Mitteilung (Brief an Harttmann vom 12. Nov. 1769): „Mein Bruder hat an meinem Sohne so gehandelt, wie die Ötinger zu handeln pflegen, die durch Härte gegen die Ihrigen nach dem Ruhm der Unparteilichkeit streben; das hat der Kanzler wohl gesehen. Mein Sohn muß sich nach der Bequemlichkeit meines Bruders, nach dessen Augen und Ohren richten." So mußte der junge Student doch „unten durch". Dazu kam, daß ihm der Onkel nichts weniger als glänzende Zeugnisse ausstellte. „Mein Bruder schreibt, mein Sohn sei schwach und Sie (Harttmann) haben seine Blöße vor Herrn Kanzler bedeckt." Das legte sich Ötinger aber aus eigenster Erfahrung in treffender Weise zurecht. Hatte er doch einst mit seinen eigenen jüngeren Brüdern als ihr Informator seine liebe Mühe gehabt! „So ist's mit diesen Ötingers-Köpfen. Ihre Force (Kraft) ist, wenn sich das Genie entwickelt, daß sie das Ganze einer Wissenschaft ausschöpfen, hernach geht es erst. Unterdessen sind sie die langsamsten ...

das will mein Bruder nicht glauben." Mit diesem Urteil hat Ötinger den Nagel auf den Kopf getroffen und nicht nur seiner Hoffnung für den Sohn Ausdruck gegeben, die ihn nicht zu schanden werden ließ, sondern zugleich die Ötingersche Geistesart — also auch die eigene — fein charakterisiert: ein Ötinger muß harte Bretter bohren und alles gründlich nehmen. So sah der Vater mit dem Sorgenkinde dennoch hinaus und die Zukunft lichtete sich. Mit Theophils Laufbahn ging es übrigens schneller, als der Vater erwartet haben mochte. Schon 1773 verheiratete er sich mit Eva Rosine, geb. Widmann nach Göppingen. Nach dem Tode des Vaters hielt sich bei ihm die verwitwete Mutter auf. So konnte der Sohn an ihr die große Dankesschuld abtragen, die er gegen seine Eltern hatte.

Ganz anders, viel harmonischer gestaltete sich der Entwickelungsgang des vier Jahre jüngeren Sohnes Johann Friedrich (geb. 1754), der die Theologie erwählte. Er war sanftmütiger und lenksamer als Theophil, stand aber an Talenten ihm nicht nach. Nachdem er in Murrhardt von dem Vater fleißig geschult worden war — auch schon im Arabischen! — kam er 1769 nach Blaubeuren, 1772 nach Tübingen, wohin ihm sein Vater einen denkwürdigen Aufsatz über die Methode des theologischen Studiums mitgab, dessen Leitgedanke die Erkenntnis der Wahrheit zur Gottseligkeit war, wie sich solche durch Studium und Erfahrung ihm selbst ausgestaltet hatte. Der Schluß lautet:

„Das Studieren selbst muß man mit fortwährendem Vergnügen vermischen, so daß man das Studium der Wissenschaften mehr als Vergnügen, denn als schwere Arbeit ansehe. Kein größeres Vergnügen aber läßt sich denken, als wenn das Gemüt mit Licht, Glauben und Freude über das Heil, das ist Vergebung der Sünden, Gnade und ewiges Leben, das uns durch Christum geschenkt ist, erfüllt ist, und man, im Glanz dieses Lichtes, Gott im Geist des Gemüts ohne Unterlaß, selbst mitten unter der Arbeit, fröhlich anruft. Denn denen, die ihn anrufen, einergiebt sich Gott, umarmt und küßt sie aufs lieblichste und erleichtert ihnen das Kreuz."

Diese Worte, die ganz an Böhmes Tonart anklingen, sind

auf guten Boden gefallen. Johann Friedrich kam bald nach der Vollendung seiner Studien zu seinem Vater als Vikar und vertrat ihn seit 1778 regelmäßig. Es war ihm aber nur ein kurzer Lauf beschieden. Nach seines Vaters Tod wurde er Vikar in Wahlheim bei Besigheim, von wo er öfters nach Lauffen a. N. wanderte, um sich der dortigen Gemeinschaft zu widmen. Dort geschah es, daß er am 31. Mai 1784, abends 7 Uhr, beim Gesang des Liedes „Höchster Priester, der du dich 2c." an der Stelle „Reiß mein Herz aus meinem Herzen, sollt's auch sein mit tausend Schmerzen" plötzlich, vom Schlage getroffen, umfiel und sein kurzes, aber gesegnetes Leben beschloß, noch nicht ganze dreißig Jahre alt.

So starb er, der Erbe zwar nicht der Geistesfülle, aber des gottseligen Sinnes seines Vaters. Wie an ihm, so erlebte Ötinger auch an seiner noch einzigen Tochter, Eberhardine Sophie (geb. 1748, † 1802), viel Freude. Am 4. Oktober 1768 traute er sie in Murrhardt mit dem Diakonus Seiz in Besigheim und hielt ihnen eine Hochzeitrede, aus der bei allem Ernste des Christen die Freude und die Hoffnung des Vaters hervorleuchtete. Seiz war ein Mann, der seinen Geist aus Ötingers Schriften genährt hatte — der „Abriß der evangelischen Ordnung zur Wiedergeburt" wurde ihm zum Lieblingsbuch — und sich allmählich an ihm und zu seinem Sinne heraufbildete. Ötinger durchschaute völlig seine Mängel und sein Streben, sein Werden und Wachsen, und durfte guter Hoffnung für ihn und seine Tochter sein. Seiz beschloß nach einem gesegneten Laufe in gewisser Hoffnung der völligen Erlösung sein Leben im Jahre 1793 als Stadtpfarrer in Sindelfingen. Er trug schwer an den bestehenden Zuständen und ihren Mängeln und suchte mit allen Kräften „dem allgemeinen Verderben zu steuern". Ein unmißverständliches Bekenntnis seines ernsten Wollens legte er ab mit der letzten Verordnung, beim Begräbnis solle weder Gesang noch Musik, noch Predigt, noch einiges Gebet angestellt werden; der Vikar solle das gewöhnliche Leichengebet beim Grab beten. ... Man solle auch nicht in die Kirche gehen, sondern das Opferbecken auf dem Kirchhof aufstellen. Den Seinigen hinterlasse er den 116. Psalm; da finden sie ihn immer, da

rede er mit ihnen, sie sollen diesen Psalm oft lesen. — Er war ein ganzer Mann geworden, seines Schwiegervaters würdig. „Sein Lauf," sagte sein Gegenschwager Klemm von ihm, „war ein aneinanderhängendes System: wie geglaubt, so geredet, so gelebt, so gestorben."

Es gewährt ein eigentümliches und im Grunde erhebendes Bild, den greisen Ötinger im Verhalten zu seinen Kindern, im Schaffen und Sorgen für sie und ihr Wohl und Wehe zu betrachten. Es ist nicht nur der liebende Familienvater, den wir erblicken, sondern der Christ, der unter diesen Freuden und Leiden zur Ewigkeit heranreift, dem alles ein Erziehungsmittel in der Hand des himmlischen Vaters wird, für ihn selber, wie für die Seinigen. Es wurde ihm nichts „geschenkt", er mußte durch tiefe Proben gehen, aber er glaubte sich durch und der Glaube behielt den Sieg. Dieser sein Sinn hat sich einen ebenso treffenden wie erhebenden Ausdruck geschaffen in dem Hochzeitlied für seine Tochter Sophie, in welchem die folgenden Verse besonders bezeichnend sind:

„Schwinget euch unzählig mal
In des Heilands Abgrunds-Liebe,
Wenn auch Leiden ohne Zahl
Über eurer Hütte bliebe.

Gott thut über die Natur,
Wenn sie euch schon niederdrücket,
Da, da faßt es mit der Spur,
Die ihr anfangs habt erblicket.

Abram glaubt und stärket sich,
Ob er gleich in langen Jahren
Unter Ängsten härtiglich
Nur das Gegenteil erfahren.

Einmal glaubt er, und das hat
Ihn weit über sich geschwungen:
Seine erste Glaubensthat
Hat durch alles durchgedrungen."

Wenn sich so in Bezug auf die Familie der Mensch und der Christ in Ötinger immer inniger durchdrangen, so mußte auch der Gedanke an seine Brüder, besonders den schon öfters

genannten Ferdinand Christoph, den Professor der Medizin in Tübingen, sich schwer auf seine Seele legen. Er erfuhr von seiner tödlichen Erkrankung infolge eines Unglücksfalls und mußte befürchten, daß er den Weg des Lebens noch nicht gefunden habe. Wie betete, seufzte und flehte er für ihn, schlug auch Mittel und Kuren für ihn vor, ob ihm noch neue Frist gegeben werden möchte! Am 23. März 1772 schreibt er an Harttmann: „Mein Bruder soll dem Tode nahe sein. O wie hab ich gebetet und für ihn gebeichtet! Mir liegt er sehr an. Wer etwas redet wider den Sohn, dem wird's vergeben werden. Ich sorge, die meisten werden dort erst ihre Kniee beugen vor dem Herrn und erkennen, daß er der Herr sei." Und acht Tage später: „Es ist wahr, es würde mir schmerzlich sein, ihn sterben sehen. Jesus nach seiner hohepriesterlichen Gnade wolle ihm Barmherzigkeit schenken! Meiner Schwägerin kann ich jetzo nicht schreiben; es macht nur mehr Schmerzen. Wenn mein Bruder die Kur gebraucht hätte (der Kranke hatte sie abgelehnt), hätte es ihm wenigstens nichts geschadet. ..."

Ötinger stand hier wohl auch (wie viele seines Standes und Standpunkts!) unter dem Druck des Worts Luk. 4, 24: „Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande." Fremden ist leichter beizukommen. Zehn Tage darauf starb der Bruder, am 10. April 1772, an hochgradiger Wassersucht. Er soll aber von seinen Zweifeln an der Religion zurückgekommen sein und den Weg zum Glauben gefunden haben. Ötinger selbst berichtet hierüber nichts Bestimmtes. Wie hätte er es ihm gegönnt, wenn er mit derselben Zuversicht wie er dem Tod und der Ewigkeit ins Angesicht geblickt hätte!

6. Sein Tag neigte ja dem Ende zu und der Feierabend brach an. Wenn er sich da fragte und Rechenschaft gab, ob er sein Lebenswerk vollbracht habe, was konnte er sagen? Am Schlusse seiner Selbstbiographie spricht er noch feierlich die Hoffnung aus: „Inzwischen sehe ich von weitem, daß meine Lehre von der Schriftphilosophie aufschießt wie ein Reis und wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich. Ich überlasse demnach meinen Söhnen, besonders dem jüngsten, wie er meine Lehre

wird einsehen und annehmen." Es ist hochbedeutsam, daß er sein schriftstellerisches Schaffen beschloß und krönte mit einem tiefsinnigen Büchlein: „Versuch einer Auflösung der 177 Fragen aus Jakob Böhme." Das ist nicht nur ein Beweis, wie er bis zum Ende sich als Böhmes Jünger bekannte, sondern daß er nach einem Abschluß seines Suchens und Forschens rang. Der Gedanke seines Lebens war gewesen, die hl. Schriftphilosophie, die philosophia sacra zu finden und zu schreiben. Daß dies nicht zur Ausführung kam, ist nicht zufällig. Es wäre „über die Kraft" gegangen; er hätte nicht nur, sondern er hat wohl selber erkannt, daß wir zu den letzten Gründen nicht vordringen können und Fragen übrig bleiben, wo wir gerne Antworten hätten. Dieses Schriftchen ist sozusagen ein letzter großer Wurf gewesen diesem Ziele entgegen, eine letzte Aussaat — auf die Hoffnung hin, daß andere nach ihm ernten und weiterpflanzen werden.

So durfte er getrost die Feder aus der Hand legen und mit Hoffen statt mit Klagen sein Tagewerk beschließen. — Immerhin aber fehlte bei dieser stillen Rechenschaft über sein Schaffen und Wirken auch das Demütigende nicht.

Insbesondere hat eine Erfahrung, deren er in seinen letzten Aufzeichnungen ausdrücklich gedenkt, ihn schmerzlich berührt. In Herrenberg hatte er eine Zuhörerin gehabt, Gottliebin Leyrer, welche „seinen Sinn sehr klug gefaßt" hatte, besonders in Beziehung auf „den eigentlichen Verstand der Worte des Neuen Testaments". Er ging daher vertraulich mit ihr um, warnte sie aber vor außerordentlichen Dingen, wozu sie einen Hang hatte. Derselbe sollte aber bei gegebener Gelegenheit in ungesunder, ja völlig krankhafter Weise zum Ausbruch kommen. Sie war in Stuttgart und pflegte vierzehn Tage lang Bengels Witwe in ihrer Krankheit. Dafür nahm sie nichts und bekam nur den Wunsch derselben zum Lohne, „der Herr wolle es ihr vergelten öffentlich". „Das," erzählt nun Ötinger weiter, „fuhr in sie wie ein Pfeil. Und da sie heimkam, hatte sie ‚Einleuchtungen' (Gesichte und Eingebungen). Ich sagte: wir wandeln im Glauben, nicht im Schauen, warnte sie in zwanzig Briefen. Es kam weit. Ich reiste daher zu ihr und sagte, sie

sei krank, sie solle sich losmachen. Endlich kam sie zu mir. Ich gab ihr nicht einmal die Hand, ließ sie kaltsinnig heimgehen, um sie abzuführen. — Nun höre ich, daß Satan durch sie mir Faustschläge giebt. Große Demütigungen! Satan ist überall mit seinen Schlichen an mir vielgeschäftig." Wer hinter den Zeilen zu lesen versteht, kann sich vorstellen, wieviel Schmerz und Kummer diese bittere Erfahrung einem Ötinger eintrug. Welche Vorstellungen mag sie, die Visionärin, ihm, dem geistlichen Vater, dem sie alles zu verdanken meinte, gemacht haben! Mußte es nicht, wenn er nun sich kalt gegen sie stellte, weil er es mußte, für ihre Empfindung so aussehen, als ob er sie abschütteln wollte? Welche bittere Ironie lag für ihn darin, daß sie im Anfall der Geisteskrankheit seine „ihr ehemal lieben" Bücher verbrannt hatte! Für ihn bedeutete dieser schmerzliche Fall eben nicht bloß eine Bestätigung der alten Wahrheit: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt" — sondern er sah sich die ernste Frage der Selbstprüfung gestellt: ist das zugleich eine Frucht meiner Wirksamkeit? bin ich mit dafür verantwortlich, daß ihr die Grenze zwischen Glauben und Schauen abhanden gekommen ist? Und wenn er sich nun auch sagen durfte, daß er sie gewarnt und ihr immer erklärt habe, „sie sei krank und eine Geisterei sei über ihr," so ging er doch mit sich selbst darüber scharf ins Gericht. Er schreibt an Harttmann: „Der himmlische Vater ist ein Weingärtner, er weiß Wege, die Seelen zu reinigen, die wir nicht wissen. Ich ging ins Feld und bat fußfällig, daß der Herr des Satans Engel und seine Faustschläge von mir kehre und ihr helfe. Ich sende ihr ein Pülverlein zum Genesen." (Es scheint nicht viel geholfen zu haben; laut eines späteren Briefes findet er sich darein, daß sie geisteskrank geworden.) In jedem Falle hatte diese schmerzliche Erfahrung einen wichtigen Ertrag für ihn: er lernte an diesem Beispiel, das ihn persönlich so nahe berührte, das ganze Gebiet der Verzückungen und Gesichte von seiner gefährlichen, verderblichen Seite kennen. Und das wirkte ernüchternd auf ihn. Er wurde zurückhaltender und im besten Sinne kühler gegenüber dieser Wunderwelt. Von dieser Erfahrung aus ist es auch zu erklären, warum er die ihn per-

sönlich betreffenden Enthüllungen der Jungfrau Wippermann in Duisburg, von denen oben die Rede war, so gelassen aufnahm und auf sich beruhen ließ. — In die Stille, die Sammlung, die Konzentration auf das Eine Notwendige, das war von nun an die Losung für den Greisen, der sich vor die Schwelle der Ewigkeit schon gestellt sah: „Weil ich das siebzigste Lebensjahr zurückgelegt, so mache ich mir wenig aus allen diesen Dingen."

XII. Ötingers Feierabend und Heimgang.

1778—82.

„Das Schönste an einem der Vollendung nahen Leben ist die Ruhe der Seele, der volle Friede, den nichts mehr erschüttern kann, welcher ‚mit Gott und Menschen ausgekämpft hat und obgelegen' ist." Hilty.

Dem unermüdlichen Arbeiter und unverzagten Streiter war zuletzt ein wirklicher Feierabend vergönnt. Was jemand seiner Selbstbiographie im Vorwort zu den „Murrhardter Evangelien-Predigten" beigefügt hat, dürfte (wenn man die sagenhafte Ausschmückung des Zustandes einer völligen Kindlichkeit bis aufs äußere Leben und Gebahren hinaus, zu dem er zurückgekehrt sei, in Abzug bringt) auf Wahrheit beruhen und die innere Verfassung, die ihm in den letzten Jahren eigen war, richtig wiedergeben. Hier wird dieser Zustand folgendermaßen geschildert: „Er hatte in seinem Leben, besonders in jüngeren Jahren, so manchen inneren und äußeren Kampf durchgemacht; jetzt aber wußte und vernahm er nichts mehr von Angst und Not, Verfolgung und Spott, sondern hatte nur eine einzige Vorstellung unwandelbar fest im Herzen: „daß Gott mein lieber Vater und immer bei mir und um mich ist und mich hört, wenn ich zu ihm bete." Diese Vorstellung ist aber, wo sie einmal bleibend in einem Herzen wurzelt, wahrhaftig nichts Geringes, sondern

der denkbar höchste und seligste Geistesbesitz. So war es bei Ötinger; er war ganz ein Kind seines himmlischen Vaters, aber kindisch muß er darum nicht geworden sein. So bezeugt es auch sein Schüler Phil. Matth. Hahn: „der liebe Gott hat dem treuen Arbeiter noch auf Erden eine Zeit der Sabbathstille und Ruhe geben wollen; denn welche Ruhe könnte vollkommener und seliger sein, als die einer frommen, unschuldigen Kindheit?“ Aber dieser innere Stand, der eine Gabe der göttlichen Gnade, zugleich aber bei Ötinger der Erwerb eines jahrzehntelangen Suchens und Ringens „eines unruhigen Geistes“ war, ist bei ihm doch nicht ein bloßes Ausruhen und Genießen, sondern etwas höchst Erfreuliches und Fruchtbares für seine Umgebung gewesen. Wirkt ein solches gereiftes, geklärtes, durchleuchtetes Christenleben, in dem die Stürme der Leidenschaften sich gelegt haben, Sorgen und Lüste, Furcht und Trotz des natürlichen Herzens überwunden und vom Gottesfrieden verschlungen sind, an und für sich selbst schon auf die jüngere Generation, die noch im Irren und Kämpfen mitten drin ist, wie die Verkörperung eines Ideals, dem sie erst nachstrebt, und verheißt auch ihr die einstige Erlangung dieses Zieles, so kann es auch zur kraftspendenden Quelle werden für die, welche noch ferne oder zurückgeblieben sind. So war es bei dieser Patriarchengestalt: „es sind damals viele Menschen, denen das Herz gepreßt war von innerem und äußerem Leide, zu ihm gegangen und getröstet worden durch sein kindlich starkes Gebet zu dem lieben Vater, der alles hört.“

Freilich trat allmählich eine völlige Stille ein. Seine Zunge wurde schwer, er sprach auch zu Hause immer weniger und etwa ein Jahr vor seinem Tode soll er fast nimmer geredet haben, außer bei Gemütsbewegungen. Diese Thatsache wird durch glaubwürdige Zeugen verbürgt. Flattich schrieb schon am 2. Aug. 1779: „Kürzlich ging meine jüngste Tochter nach Murrhardt, konnte aber mit dem Herrn Prälaten nicht reden, weil er immer sprach- und sinnloser wird“. Aber je mehr der Verkehr mit der Außenwelt erstarb, desto inniger und stetiger war der Umgang mit seinem Gott und Vater. Nach Überlieferungen, die in den Gemeinschaftskreisen als glaubwürdig

gelten, soll er einmal seiner Frau, die ihn oft fragte, warum er doch so geworden (d. h. in den Stand eines Kindes zurückgekehrt) sei, endlich unwillig die Antwort gegeben haben: „Ich habe Gott lange genug darum gebeten.“ Für gewiß aber darf die Überlieferung gelten, daß er in der letzten Zeit seines Lebens „lauter Gebet, innerlich und äußerlich, bei Tag und bei Nacht“ war. Gebet war sein Lebenselement geworden. Daraus darf man aber nicht schließen, daß Ötinger nun auch in seiner Theologie eine große Reduktion oder Vereinfachung vorgenommen habe. So ist nämlich die Mitteilung seines Schwiegersohns Klemm oft mißverstanden worden: „Einige Jahre vor seinem seligen Hingang, da er noch reden konnte, erklärte er, daß sich seine ganze Theologie in Luthers Katechismus konzentriere. So sehr vereinfachte dieser große Theologe zuletzt seine ganze Wissenschaft.“ Nichts wäre verkehrter, als zu meinen, Ötinger habe damit einen großen Strich durch sein Forschen und Lehren gemacht. So hätte er ja, was er gebaut, selbst wieder niedergerissen! Es giebt gläubige Gemüter, denen solch ein Rückzug vom Wissen zum Glauben, der Verzicht auf das Erkennen zu gunsten der einfältigen Glaubensstellung, als das Normale erscheint. Aber abgesehen davon, daß hinter dieser Art von Gläubigkeit thatsächlich oft (ihren Vertretern vielleicht unbewußt) die Angst vor der Wissenschaft, also Kleinglauben steckt, dürfen sich dieselben jedenfalls nicht auf Ötinger berufen. Jener Ausspruch erhält eine ganz andere Beleuchtung, wenn man daran denkt, mit welcher Freude Ötinger in den dreißiger Jahren sich in Luthers Werke vertieft und zu seiner Überraschung entdeckt hat, wie „ganz lutherisch er geworden sei“. Er fand in der That nicht in den symbolischen Büchern überhaupt, wohl aber in der herzmäßigen Zusammenfassung der christlichen Heilswahrheit, wie sie gerade in Luthers Katechismus vorliegt, sein eigenes Glaubensbekenntnis wieder und sein Glaubensbedürfnis befriedigt. Im übrigen hielt er es sein Leben hindurch mit dem Wahlspruch Anselms: „credo ut intelligam“, ich glaube, um zu erkennen, wornach der Glaube die Wurzel, die Erkenntnis die Krone am Baum des christlichen Lebens ist. Man denke nur an die Predigten, deren Ein-

teilung unzähligemal so getroffen wird: „I. daß wir das (d. h. das betr. Thema) glauben, II. auch verstehen sollen."

Wofern man aber in diesem Worte des Hochbetagten mehr suchen wollte, also etwa eine Zurückstellung des bunten Vielerlei seines Lehrsystems hinter die Hauptsache, so wäre dagegen nichts zu erinnern. Es würde sogar — für unser Empfinden — einem Ötinger die größte Ehre machen, wenn er mit diesem Bekenntnis zu Luthers Katechismus das Eingeständnis verbunden hätte, daß sich in seinem System viele überflüssige Elemente vorfinden könnten! Aber so hat er es doch nicht verstanden wissen wollen. Die im Sinne Ötingers selbst zu treffende Entscheidung dieser Frage hat er uns selbst deutlich vorgezeichnet in der Erklärung, die er als 70jähriger Mann bei einer Konferenz (am 25. Mai 1772) abgab:

„An der Bestimmung meiner Begriffe vom A. und N. Testament habe ich vom Jahre 1721 an in Bebenhausen bis zum Jahre 1772 in ununterbrochener Thätigkeit vor Gottes Angesicht unter tausend Versuchungen, Gefahren und Verfolgungen mich beschäftigt, des mir Zeugnis giebt mein Gewissen." Und weiter: „Ich bestrebe mich, an Leib, Seele und Geist eben die Gedanken, die die Apostel und Jesus Christus gehabt haben, zu erreichen, und hoffe, der himmlische Weingärtner werde mich von allen überflüssigen, daher nicht taugenden Begriffen noch immer reinigen." Damit hat Ötinger beides gesagt: Sein Ziel ist ihm fest und gewiß; aber seine Gedanken und Begriffe, also die Schritte zu diesem Ziel, können unsicher und der Korrektur bedürftig sein. Insofern kann zum Verständnis des Standpunkts, den der alte Ötinger selbst zu seiner Theologie eingenommen hat, das Urteil eines Freundes über die Murrhardter Predigten beigezogen werden: „Man wird finden, daß er von den ihm eigenen Einsichten mit vieler Bescheidenheit redet, niemand nichts aufdrängt und seine Leser nur an die Schrift weiset, nämlich daß man alles nach dem Wort Gottes prüfen ... soll. ... Von Swedenborg und selbst von Jakob Böhme, welchen unser Verfasser besonders hoch hält, redet derselbe mit einer Mäßigung, die wohl manche nicht bei ihm suchen dürften." Insoweit ist also bei ihm that-

sächlich ein Zug zur Vereinfachung in der Lehre und Verkündigung nachzuweisen. Aber zurückgenommen und widerrufen hat er nichts.

Es entspricht der Stille des Feierabends, der Ötinger beschieden war, daß sein letztes Ende friedlich und sanft, ohne merklichen Kampf erfolgte. Ein kurzes Katarrhfieber ging ihm voran. Am Sonntag Esto-Mihi, in der Frühe des 10. Februar 1782, schied er aus der Zeitlichkeit, und am Donnerstag den 14. Februar fand die Beisetzung in der Klosterkirche zu Murrhardt statt. Zu ebener Erde, der Kanzel gegenüber, steht eine Gedenktafel mit folgender Inschrift:

„Hier ruht die verwesliche Hülle eines Geistes, der in vielen Schriften lebt und, nachdem er sein Tagewerk vollendet hatte, stille der Stunde harrte, um unaussprechliche Worte zu lernen, des weil. Hochwürdigen Abts dieses Klosters, Herrn Friedrich Christoph Ötingers, geb. zu Göppingen den 6. Mai 1702, gestorben zu Murrhardt den 10. Febr. 1782. Leser, gehe, lerne, so lang es Tag ist, wirken und dann rasten. Leichentext 2 Tim. 1, 12 ꝛc."

Die Leichenrede des Diakonus M. Gönner entwirft ein wohlgetroffenes Bild seines Charakters, „die Schilderung eines Mannes, der zu seiner Zeit und seinem Geschlecht gedient, ohne daß es für jetzt noch erkannt wird." Gut und treffend ist darin der Grundgedanke, daß der Glaube, wie er Hebr. 11 beschrieben ist, Ötingers Hauptphilosophie gewesen sei.

Unter den Zeitgenossen, die mit ihm in Berührung gekommen und der überwiegenden Verkennung seiner Größe zum Trotz ihn verstanden und gewürdigt haben, hat wohl (abgesehen von seinen Jüngern und Freunden im engeren Sinne) keiner ein so wahres und erhebendes Bild von ihm entworfen, als der geniale Dichter Schubart, der u. a. von ihm sagt:

„Dieser so verschrieene, von Wenigen gelesene und den Wenigsten verstandene große Mann, den man unter dem Kleide, das seine Herrlichkeit verdeckt, beinahe gänzlich verkennt — ihn kennen nur, mit Klopstock zu reden:

— — — „Die wenigen Edlen,
Theuren, herzlichen Freunde des liebenswürdigen Mittlers,
Die mit dem kommenden Weltgerichte vertraulichen Seelen."

„Er wird erst von der besseren Nachwelt gehörig geschätzt und benutzt werden. Unter uns ist er jetzo ein Vogel aus der fernsten Himmelszone, der sich nach Norden verschossen hat und weder Luft, Nahrung noch Gesellschaft für sich findet. Wir sind viel zu verdorben, um solche Kraftmenschen ganz verstehen zu können. So tief ich im Schutt der Weltmeinungen stak, so versteckt mein angeborenes Wahrheitsgefühl war, so empfand ich doch die unwiderstehliche Einfalt und Hoheit dieses Mannes, die sich durch Herablassung, Duldung und Bruderfreundlichkeit im lieblichsten Lichte vor mir entfaltete, und meine Seele hatte gleichsam ein dunkles Vorgefühl von den Freuden, die dieser Mann künftig in mir wecken sollte.

„Kein Mensch beweist, wie wenig es auf Weltschätzung ankommt, als dieser Ötinger. Die Kunstrichter behandelten ihn fast wie einen Verrückten, dem man ... Schreiben und Predigen verbieten sollte. Und o, wie werden es diese Leutlein bald mit Schrecken erfahren, welch eine Gottesleuchte Ötinger war, und wie klein sie gegen ihn gewesen nach Geist, Wissen, Liebe und Glauben. In neueren Zeiten wird es schwerlich einen Mann geben, dessen Geist so vieles überblickte, der ein so ungeheures Ganzes in seiner Seele hatte, wie Ötinger. Er war in keiner Wissenschaft ein *Fremdling*, und in vielen, wie z. B. in der tiefen Theosophie oder Gottesweisheit, in der Naturlehre und Scheidungskunst ein *Meister*. Er war ein Geistessonderling, der Mystik, Magie und allem Außerordentlichen ergeben. In den orientalischen Sprachen hatte er eine ganz ungewöhnliche Kenntnis, einige schrieb und sprach er. Kurz, er stand auf einer Sonnenhöhe, und Buben auf Erdschollen standen auf den Zehen, streckten sich lächerlich und riefen ihm zu: ‚Du bist ein kleiner Mann! Ein verrückter Schwärmer bist du!‘“ Schubart erzählt sodann, wie er in der Festungshaft auf Hohen-Asperg die *Epistelpredigten* Ötingers, die ihm der Kommandant Rieger geschenkt hatte, auf dringende Empfehlung des Pfarrers Hahn gelesen habe und was für ungeahnte Aufschlüsse er darin gefunden, besonders vom ewigen Hoheprieſtertum Christi, von der oberen Mutter, vom hl. Geiste, den Zuständen nach dem Tod, der massiven Herrlichkeit der zukünftigen Welt u. s. w.,

„noch von niemand so begreiflich gemachte Wahrheiten.“ Dann fährt er fort und macht damit einen bezeichnenden Unterschied zwischen den Bestandteilen des Ötingerschen Lehrsystems: „Freilich, wer nicht Mut genug hat, seine Metaphysik hinauszuwerfen (d. h. die Glaubenswahrheiten), der wird die Lehre von der Seele, als einem aus verschiedenen Kräften zusammengesetzten Wesen, vom Geiste, dessen Teile ... wieder ein Ganzes sind, seine Meinungen von der Magie, Geisterseherei, Scheidungskunst auf die Psychologie angewandt, und mehrere andere dem Schulschlendrian entgegengesetzte Ideen für Schwärmereien und Unsinn halten.“ — Dieses Urteil ist sehr bemerkenswert, denn mancher nicht oberflächlich Urteilende, sondern ernster Nachdenkende war damals und ist heute doch versucht, um aus Ötinger klug zu werden, eine Ausscheidung vorzunehmen zwischen dem, was allgemein gültig und dem, was nur Sondermeinung in Ötingers umfassendem theologischem und philosophischem Systeme sein könnte. Darauf müssen wir noch, um ein richtiges Bild von Ötinger zu erhalten, zu sprechen kommen.

XIII. Charakteristik Ötingers

in Zügen aus seiner Lehre und seinem persönlichen Leben.

„Diese (göttliche) Kraft strömt in das individuelle Leben nur unter einer Bedingung: der des vollständigen Besitzes. Sie kommt zu den Demütigen und Einfachen, sie kommt zu dem, der alles abzuthun bereit ist, was fremd und stolz ist.“
Emerson.

Nachdem wir Ötingers Gestalt auf seinem Lebens- und Entwickelungsgang begleitet haben, drängt sich noch eine Frage auf, ohne deren Beantwortung man diese Lebensbeschreibung unbefriedigt aus der Hand legen würde. Ötinger war ein Wahrheitssucher, ein Philosoph vom Fuß bis zum Scheitel. Was ist oder was sind nun die Wahrheiten, die er zu Tage

gefördert hat? Läßt sich vielleicht eine kurze Zusammenfassung von den Grundgedanken und Haupterkenntnissen geben, durch welche er ein Lehrer vieler Generationen geworden ist? Dies die eine Frage. Und die andere: Ötinger war ein *Wahrheitszeuge*? Wie hat sich nun die Wahrheit, die er vertrat, in seinem persönlichen Leben dargestellt und ausgedrückt? Man könnte sagen: diese zweite Frage ist schon beantwortet in seiner *Lebensgeschichte*. Wir sahen ihn auf Höhen und in Tiefen, in Ehren und Schanden, in den verschiedensten Lagen des Lebens, wo er die Probe zu bestehen hatte, ob er, was er glaubte und lehrte, auch *lebte*. Und er hat, soweit es von einem Menschen und Christen zu erwarten, die Probe bestanden. Aber es ist der Mühe wert, nun noch aus einzelnen Zügen, die ihn zeigen, wie er leibte und lebte, zumal im Alltagsgewande, sich zu überzeugen, *wer er war* als Mensch und als Christ. Zuvor soll aber versucht werden, die Lehre des Philosophen und Theologen kurz zu beleuchten.

1. Das Wichtigste aus Ötingers Philosophie und Theologie.

Wollten wir einen umfassenden Überblick über das *Ganze* derselben geben, würde es uns viel zu weit führen. Aber läßt sich denn so kurz sagen, was das *Wichtigste* darin ist und das Bleibende, ewig Gültige? Dem steht eine ernste Schwierigkeit im Wege. Wer einen *kritischen* und *sichtenden* Blick auf das System Ötingers werfen und eine Auslese des Besten und Bleibenden vornehmen, die Anhängsel und Sondermeinungen ausscheiden wollte, dem müßte eine Geisteskraft zu Gebote stehen, die an die seinige hinanreicht. Wohl steht uns der seitherige Fortschritt in der Wissenschaft zur Seite und ist es von hier aus *leicht* möglich, die Einseitigkeiten und die Schranken seines Forschens sowie die Widersprüche in seinem System nachzuweisen, aber viel *schwerer* ist es, das was *Kern* ist und was *Schale*, was Goldkörner sind und was Schlacke, reinlich von einander zu sondern, und das *allerschwerste*, den noch lange nicht erschöpften Wahrheitsgehalt seiner Lehre in die Sprache und für die Bedürfnisse unserer Gegenwart zu *übertragen* und sich so ihm, *als einem Lehrer auch für unsere Zeit*, zu Füßen

zu ſetzen. Das wäre aber doch die einzig nützliche Aufgabe, denn nur ſo tritt er uns und wir ihm nahe, — und dieſe iſt eigentlich noch nie in Angriff genommen worden. Das beſte und tiefgründigſte Werk über Ötingers „Theoſophie", das im Jahre 1847 Prof. Auberlen herausgab, iſt nur für die Gelehrten geſchrieben.

Wir haben hiebei ins Auge zu faſſen I. das Erkenntnisziel, das Ötinger verfolgt, II. die Erkenntnismittel und die Methode, mit denen er arbeitet, III. die Reſultate, zu denen er gelangt.

I. Die Erkenntnis auf welche er losſteuert, hat er ſelbſt wiederholt darin zum Ausdruck gebracht, daß er die bibliſchen Grundbegriffe, welche Jeſus und die Apoſtel gehabt haben müſſen, erfaſſe. Das iſt die „bibliſche Grundweisheit", die philosophia sacra. Darum hat er ſich ſechs Jahrzehnte bemüht. Dieſe Philoſophie ſollte der Schlüſſel ſein, der ins Schloß der hl. Schrift hineinpaßt und ſie aufſchließt. Sie müßte auch allein die wahre ſein, die aller nur äußerlich bleibenden und oberflächlichen Weltphiloſophie die Spitze bietet und ſie überwindet. Denn ſie erkennt die Dinge aus dem Grunde und das darum, weil ſie aus Gott ſtammt. So iſt ſeine Philoſophie recht eigentlich Theoſophie: Ötinger iſt recht und ſchlecht ein Theoſoph. Sie iſt auch allumfaſſend, ſie umſpannt Natur und Geiſtesleben, Himmliſches und Irdiſches. Dieſe Gottesweisheit iſt endlich der Grund der wahren, lebendigen Weltweisheit; denn „weil die Wahrheit einer Sache nur darin beſteht, daß etwas exiſtiert aus dem Leben und Bewegen Gottes, ſo iſt die Wahrheit der Begriffe nur da vorhanden, wo ich die Sachen aus dem Leben und Bewegen Gottes begreife". — Daher war auch Ötinger ſeiner Sache ſo zuverſichtlich gewiß, daß er, obwohl von der Mitwelt unverſtanden, von den meiſten verlacht, alle ſeine Gegner in die Schranken fordern und ſagen konnte: „Ich will gegen alle Einwürfe logicissime (mit lauter logiſchen Gründen) beſtehen und fordere heraus alle Univerſitäten. Ich weiß, daß ich ſie alle widerlege per verbum Dei. . . . Ich fürchte ſie alle zuſammen ſo wenig wie Irrwiſche, ich blaſe ſie entzwei. Meine

Theologie enthält alles demonstrativ (beweiskräftig). Die ist unüberwindlich. Ich habe sie in 46 Jahren gemacht sub spiritu Domini (unter dem Einfluß des Geistes Gottes). So stolz und trotzig bin ich, nicht auf mich, sondern auf Gottes Führung. Rühmet alle, ihr Frommen" 2c. 2c.

Es ist aber nicht nur erlaubt, sondern es ist Pflicht, zu fragen: mit welchem Rechte kann Ötinger die Gültigkeit seiner philosophia sacra behaupten? genauer: was ist ihr Wahrheitsgehalt und was ihre Schranke, ihr Mangel? Wir müssen vor allem ihre Voraussetzungen und Grundlagen prüfen. — Ihre Voraussetzung ist eine solche, die wir nicht mehr ganz teilen können: Einmal setzt er voraus, und darin ist er Kind seiner Zeit, daß die göttliche Offenbarung hauptsächlich Lehroffenbarung ist. Ist sie das, so muß die Schrift auch Lehrbuch aller Erkenntnisse in Natur und Geisteswelt sein. Das können die gläubigsten Theologen heute nicht mehr festhalten, sondern jene ist Offenbarung göttlichen Lebens, diese die Urkunde von ihr. Darum können wir dieses Ziel Ötingers, die Grundbegriffe der Schrift zu entdecken, seine philosophia sacra, nicht mehr in dieser Form als der Weisheit letzten Schluß festhalten. Sodann ist die Frage: Woher kennt und entnimmt denn Ötinger gerade diese und keine anderen Grundbegriffe für die hl. Schrift, wie z. B. Licht und Finsternis, Leben, Herrlichkeit, Königreich Jesu Christi, Seele und Geist, Feuer, Wasser, Blut, Salz u. a. (Und sind diese Begriffe einander ebenbürtig? Man denke nur an den einen, der doch das Zentrum der Gottesgedanken darstellt, das Königreich Christi!) Diese Frage würde Ötinger und zwar teilweise mit Recht, so beantwortet haben: woher anders, als aus Gottes Geist? Der das Schloß gemacht hat, verfertigt auch den Schlüssel, der dazu paßt und muß ihn uns darreichen. So sagt er: „man muß Gott haben in der Erkenntnis", d. h. Gott muß in uns sein und wohnen, wenn wir ihn erkennen und seine Wahrheit verstehen wollen. Aber eben hier grenzt der Wahrheitsgehalt der Ötingerschen Philosophie aufs allerengste an ihren Irrtum. Der Wahrheitsgehalt ist der, daß es (wie Rothe schön sagt in der Einleitung zu Auberlens Werk) in der That „ein System

wahrhaft „wiedergeborenen“ ſtrengen Wiſſens, ein Syſtem ſtrengen Wiſſens nicht kraft des natürlichen Menſchengeiſtes, ſondern kraft des heiligen Gottesgeiſtes“ giebt. Aber dieſes muß nun auch innerhalb ſeines Gebietes bleiben und ſeine Grenzen nicht überſchreiten. Die Grundbegriffe, die Ötinger entdeckt und aufgeſtellt hat, fallen jedoch großenteils außerhalb dieſes Gebiets. Die Offenbarung Gottes iſt Heilsoffenbarung; und wenn der Apoſtel ſagt (1 Kor. 2): „der Geiſt erforſchet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit“, ſo verdeutlicht er dies durch das andere Wort: „wir haben empfangen den Geiſt aus Gott, daß wir wiſſen können, was uns von Gott gegeben iſt“. Dieſen Geſichtspunkt hat Ötinger überſchritten, wenn er in dieſe Offenbarung und die darauf beruhende philosophia sacra die Erkenntnis von Natur und Welt mit aufgenommen hat. So wird ſein Syſtem ein unbegrenztes, uferloſes.

Und warum hat er das gethan? Man ſehe ſich dieſe Grundbegriffe näher an! Hat etwa die Schrift ſelbſt und nur ſie dieſelben ihm verraten? Die Schulen, durch die er gegangen iſt, ſagen uns etwas anderes. Er war nicht umſonſt großen und kleinen Meiſtern der Theoſophie zu Füßen geſeſſen, welche inner- und außerhalb des Chriſtentums um die Wahrheit ſich mühten und die Welt als Emanation (d. h. Ausfluß) aus Gott zu begreifen ſtrebten — Böhme und Kabbala — er hatte das Gute geſucht, wo es ſich nur fand. Die Folge iſt, daß er in der Aufſtellung und Ausdeutung dieſer Grundbegriffe mit Geſichtspunkten und Maßſtäben operiert, die nicht aus der göttlichen Offenbarung in Chriſto floßen, ſondern an ſie herangebracht waren, und alſo in einer Selbſttäuſchung begriffen war, wenn er meinte, die urſprünglichen „authentiſchen“ Grundbegriffe Jeſu und der Apoſtel zu beſitzen, d. h. dieſelben Gedanken zu haben über Gott und Welt, Leib und Seele und Geiſt u. ſ. w., wie ſie. Man denke z. B. an Jak. 3, 6: Die Zunge zündet an unſeren Wandel, wörtlich „das Rad der Geburt“: hat hiebei Jakobus dieſelben theoſophiſchen Gedanken gehabt, wie Ötinger? Ähnlich iſt's mit den Rädern Ezechiels und anderen Bildern der Schrift, oder mit dem Begriff des „Salzes“ u. a. Hierüber iſt unumwunden zu ſagen: Es liegt

eine Verwechslung von theosophischen Ideen mit Offenbarungsgedanken vor. Damit soll durchaus nicht behauptet sein, daß die Theosophie wertlos oder an ihr nichts zu lernen sei. Aber man mache sie nicht zum Schlüssel der Schrift! Auch soll damit nicht das schöne und große Ziel, das Oetinger sich gesteckt, überhaupt verworfen werden.

Aber es ist ihm noch mehr zuzugeben. Man denke einmal daran, wie völlig Oetinger Recht hatte, dem Ursinn, den Urbegriffen und Anschauungen des göttlichen Worts nachzugehen, um gegen alle Verwässerung und Mißhandlung desselben durch die fremdartigen, unzulänglichen, philosophischen Begriffe ihren göttlichen Adel und Ursprung zu behaupten, worin ihm später Professor Tobias Beck mit so viel Energie nachfolgte. Solch ein einheitliches Wahrheitssystem, das Göttliches und Menschliches, Geisteswelt und Natur umfaßt, bleibt ein unausrottbares Bedürfnis des menschlichen Geistes. „Die Wahrheit kann nur eine sein“: diese wiederholt ausgesprochene Überzeugung Oetingers ist ganz richtig. Und man darf noch mehr sagen: Er war auf richtiger Fährte, wenn er den Begriff des „Lebens“ (an Stelle von dem des „Seins“) zur Grundlage aller Philosophie machte und erklärte: „ich will die Leibnitzsche Philosophie passieren lassen, wenn ich ihr den Kopf abgehauen und die Idee vom Leben aufgesetzt.“ Mit dieser Idee hat er in der That alle Zeitphilosophie mit ihren Gedankenbildern, die vom „Sein“ oder vom „Denken“ ausging, weit hinter sich gelassen. Wir können das nicht weiter verfolgen.

II. Aber die weitere Frage erfordert noch besondere Aufmerksamkeit: mit welchen Erkenntnismitteln, auf welchen Wegen und Methoden erstrebt Oetinger dieses Ziel einer allumfassenden Wissenschaft? Er hat sich ja seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Und wenn Auberlen von ihm sagt: „In dem lebensvollen Zusammenschauen der Natur und des Geistes liegt der eigentliche Mittelpunkt seines Strebens,“ so stehen wir heute, wo auf allen Seiten der Zug zur Arbeitsteilung die Losung ist, wo insbesondere die Religion und das Welterkennen im Interesse beider Gebiete möglichst gesondert werden, vor dem Unternehmen Oetingers als vor einem Rätsel, das uns unver-

ständlich ist. Er ist Naturforscher und Gottesgelehrter in einer Person und, wie wir früher gesehen, ist ihm die Chemie nicht nur Liebhaberei, sondern *Mittel* zum Verständnis der hl. Schrift und ihrer Grundweisheit. Wir mögen heutzutage darüber lächeln, aber besser als die Kritik eines überwundenen Standpunktes ist es, auf den *Sinn* zu achten, den er mit seinem Naturstudium und seinen chemischen Experimenten verband.

Da hierüber schon früher das Nötige gesagt ist (S. 120 f.), dürfen wir uns kurz fassen. Die Naturforschung und die Chemie insbesondere dient ihm zur Erkenntnis der göttlichen Wahrheit einmal als *Anschauungsmittel* oder *Unterricht*. Denn Erde und Himmel ist ihm „ein Buchstabe aufs Ewige". Das Irdische ist nur ein Gleichnis. Er berührt sich damit aufs engste mit *Hamann*, dem „Magus aus Norden", mit dem er so oft zusammengestellt wird und dem er auch in vielen Stücken ähnlich ist, wenn dieser in seinen „Brocken" (Werke von Roth I, S. 138) sagt: „Natur und Geschichte sind die beiden großen Kommentare des göttlichen Worts und dieses hingegen der einzige Schlüssel, uns eine Erkenntnis in beiden zu eröffnen." Darum spricht Ötinger in einer Predigt über die Weisen aus dem Morgenlande (Herrenb. Pred. I, 123) eingehend darüber, „wie die Natur uns auf die hl. Schrift und die Schrift uns auf die Natur weiset". Aber für ihn bedeuteten die tastenden Versuche in seiner chemischen Forschung zugleich noch mehr, als nur ein *Anschauungsmittel* für höhere Erkenntnis. Es waren doch eben Versuche, es war, so unbeholfen immer sie sein mochte, eine *Experimentalwissenschaft*. Er wollte erfahrungsmäßige Erkenntnisse gewinnen, den Wegen und Wirkungen Gottes in seinem All, den „Geburten der Dinge" auf den Grund kommen. Daß er so auf den Boden der *Thatsachen* sich stellen wollte, damit ist er gewissermaßen ein Vorläufer der neuen Naturwissenschaft gewesen, die als „exakte" Wissenschaft das ganze heutige Denken beherrscht. Nur that er es in *religiösem* Sinne, zu dem Zwecke, Gott besser zu erkennen, was heute viele so üben und betreiben, daß sie sich und andern den *Glauben* (als etwas „unsicheres") rauben zu müssen meinen. Wenn von einem frommen Naturforscher er-

zählt wird, daß er, wenn er zum Höhepunkt eines großen wissenschaftlichen Experimentes kam, seine Umgebung zu stiller Anbetung aufforderte, weil „Gott hier sei, und er im Begriff, Gott um etwas zu fragen" — so ist hiemit der Sinn bezeichnet, in welchem auch Ötinger seinen chemischen Studien oblag. — Wie könnte die Naturwissenschaft, in diesem Sinne betrieben, dem Glauben je gefährlich werden? Derselbe Zug zum Thatsächlichen und Reellen, das Bauen und Beruhen auf der Erfahrung, leitete ihn aber auch in seiner Theologie; auch sie war ihm Erfahrungswissenschaft, nämlich Wissenschaft von der Geburt und dem Leben des neuen Menschen aus dem Geiste. Seine „Theologie aus der Idee des Lebens" wird laut ihrem Titel „auf eine neue und erfahrungsmäßige Weise" („Methode") abgehandelt. Behält man dies im Auge, so steht Ötinger ebenso in seiner Theologie als der Vorkämpfer einer sowohl dem seichten Rationalismus, als der schulmäßigen Orthodoxie gegenüber auf eine gediegene, praktische, erfahrungsmäßige Erkenntnis der Wahrheit dringenden Glaubenswissenschaft da. Und nirgends anders als hierin ruht der unvergleichlich große Einfluß, den er durch seine Schriften, besonders die Predigten, bis auf den heutigen Tag mitten unter den einfachsten Leuten aus dem Volke übt. Man fühlt ihnen die Naturwahrheit ab. Er redet von Sachen, nicht von Gedanken.

Ötingers Stellung und Bedeutung ist in dieser Beziehung keine andere, als daß er ein Brückenschläger war, der von der Natur zur Gnade, vom Natürlichen zum Geistlichen die Verbindung hergestellt hat. Er ist insofern, ganz wie Hamann, ein Prophet für künftige Zeiten, zumal für die unsrige, die bei der jetzigen Spannung zwischen den Geisteswissenschaften und der Naturwissenschaft auf den großen Brückenschläger noch harrt, welcher Wissen und Glauben, Naturgesetz und Geistesfreiheit, Welterkenntnis und Gotteserkenntnis in die rechte Beziehung zu einander setzen und harmonisch verbinden könnte. (Vgl. oben S. 121.)

Ötinger hat aber auch auf das weitere Erkenntnismittel hingewiesen, durch welches das Aufsteigen aus dem

Ein zweites Bildnis Öttingers.

(Kgl. Kupferstichsammlung Stuttgart.)

Reich des Natürlichen ins Reich des Geistes und der Wahrheit geschieht. Ist die Natur teils das Anschauungsmittel, teils die Grundlage aller Erkenntnis, so ist die Handhabe oder das Empfindungsorgan für die höhere Erkenntnis der sensus communis, das allgemeine Wahrheitsgefühl, die Leuchte Gottes im Menschen. Möchte man vielleicht fragen, ob dieses ganz eigentümliche, von Ötinger sozusagen entdeckte Element nicht mehr den Wert einer Hypothese, einer Voraussetzung, als den einer bewiesenen Realität habe, so ist hierauf nicht allein durch den „consensus gentium", die Übereinstimmung aller Menschenstämme und Rassen in der Gottesahnung und Gewissensregung,*) sowie durch die inneren sittlichen Erfahrungen des Einzelnen die genügende Antwort gegeben, sondern es sei nur beiläufig darauf hingewiesen, wie ein edler Schüler Darwins (Romanes), der den Übergang vom Atheismus zum Gottes- und Christusglauben vollzogen hat — ohne die Entwickelungslehre aufzugeben — für die Entstehung und das Werden des geistlichen Lebens ein ganz entsprechendes Sensorium voraussetzt, wie Ötinger es im sensus communis vor 150 Jahren aufgezeigt hat.

Das dritte Erkenntnismittel, die hl. Schrift, bringt, wie Ötinger sagt, die „ideas directrices", die leitenden Gesichtspunkte für die Wahrheitserkenntnis herbei und diese selbst zur Vollendung. Das bedarf keiner weiteren Ausführung. Die Mitte derselben aber ist das Evangelium von Jesus Christus. „Dieses ist das Ende der Erleuchtung, daß wir alles in der Herrlichkeit Gottes, welche sich in Christum ergossen, ansehen, ohne welche kein wahrer Verstand, kein

*) Auch die tiefgesunkenen Peschehrähs, die Feuerländer, machen hievon keine Ausnahme, von denen man sagt: sie beten nicht, sie opfern nicht, sie haben kein Wort für Gott oder Schöpfer. Aber einmal glauben sie, daß des Menschen Atem beim Tod in den Himmel aufsteige — im Unterschiede von dem der Tiere; sodann hat sich ihr Gewissen geregt nach dem Morde, den sie anno 1859 an den Missionaren verübten; endlich haben sie ein Wort für „Geist", das man aber nicht aussprechen mag, aus Angst, er könne erscheinen: also auch hier die Trümmerstücke eines höheren Sensoriums, des sensus communis, die ihren Ursprung nicht verleugnen!

wahrer Zusammenschluß, keine Geistesgemeinschaft in keiner einigen Sache ist," sagt Ötinger in einer Predigt am dritten Advent (Herrenb. Pred.). Hier ist die Sonnenhöhe der Erkenntnis gewonnen.

Das führt uns zur dritten Frage:

III. Was sind die Resultate, auf welche die Philosophie Ötingers hinauskommt, beziehungsweise das große Hauptresultat?

Auberlen schließt seine Darstellung der Theosophie Ötingers mit den Worten: „Das ganze All ist aus dem Tod ins Leben, aus dem Fleisch in den Geist, aus dem Zorn in die Liebe, aus dem Gericht in die Herrlichkeit, aus der Finsternis in das Licht erhöhet; jetzt kann Gott alles in allem sein, ... ‚Licht aus Finsternis' ist der alle Entwickelungen im Gebiete der Natur und des Geistes zusammenfassende Wahlspruch, welchen Ötinger seinem Bilde beigesetzt hat und zwischen der Selbstbewegung (Gottes) in der Schöpfung und derjenigen in der Vollendung liegt mitten inne die Bewegung, welche von der Geburt und dem Tode Jesu Christi an die obere und die untere Welt durchdringt." Hiemit ist Anfang, Mitte und Ende der Gotteserkenntnis beschrieben: Gott, das unauflösliche Leben, teilt sich in der Selbstbewegung der (gefallenen) Kreatur mit zu ihrer Erhöhung in seine Herrlichkeit. Die Mitte dieser Selbstmitteilung ist Christi Sendung, Tod und Auferstehung. Das Ziel ist die Weltvollendung, welche den Spruch erfüllt: „es sollen dir danken, Herr, alle deine Werke", Ps. 145, 10.*)

*) Es mehren sich die Anzeichen, daß Ötingers „Idee des Lebens", ja noch mehr, auch die „Massivität", d. h. die Dichtigkeit seiner Begriffe, die so viel angefochten ist, heutzutage in neuer Form zu Ehren kommt. Dem Dürsten der Seele nach dem lebendigen Gott in einer vom Materialismus ausgedörrten Welt kommen Philosophen (Rudolf Eucken) und Theologen (Dr. Joh. Müller) entgegen mit der Forderung und Feststellung „der wirksamen Gegenwart eines göttlichen Lebens in unserem Lebenskreise." Der letztere scheut den Vorwurf des „massiven Supranaturalismus", die Warnung vor „einer solchen naturartigen Auffassung des Göttlichen" ganz und gar nicht, sondern ist überzeugt, daß nur „der lebendige Gott" das Schicksal der Menschheit zu wenden vermag, „der

Die einzelnen Punkte und Schritte in diesem großen Programm zu beschreiben, würde uns zu weit führen. Es erfordert aber die besondere Bedeutung und Mißdeutung, welche der eine und andere bekannter gewordene Lehrpunkt im Systeme Ötingers allmählich gefunden hat, daß wir in aller Kürze dieselben berühren.

„Leiblichkeit ist das Ende aller Wege Gottes" (mit der Kreatur) — dieser Satz aus Ötingers Schriften ist zum geflügelten Worte geworden. Ob er auch immer richtig verstanden wird? Die einen loben, die andern schelten ihn darum, die wenigsten erfassen ihn aus dem Zusammenhang des Ganzen und aus dem Gegensatz gegen den falschen Idealismus seiner Zeit, mit dem Ötinger einen Kampf auf Leben und Tod geführt hat. Er sah mit an die Verflüchtigung aller Wahrheitsbegriffe, Hoffnungsblicke und Ewigkeitsgedanken des christlichen Glaubens durch den Rationalismus jener Zeit und die matte Gegenwehr eines knöchernen Supranaturalismus der „Rechtgläubigen". Dem begegnete er mit seinen „massiven", reellen Begriffen von den göttlichen Dingen, von dem ewigen Leben, von der Stadt Gottes, dem himmlischen Jerusalem. Wer aber darin einen ob auch geistigen oder geistlichen Materialismus wittern wollte, der würde ihm Unrecht thun. Gut sagt Auberlen da, wo er das Resultat der Lehre vom Heilswerk Christi bei Ötinger zusammenfaßt: „daß der Herr der Geist ist, das war das Ziel des Lebens und Todes, der Auferstehung und Himmelfahrt Christi selbst; und die geistliche Leiblichkeit mit ihrem ewigen, unauflöslichen Leben, die Erhöhung der Geschöpfe, die Vergeistigung alles Natürlichen ist Zweck und Ergebnis seiner Wirksamkeit auf die Einzelnen, die Gemeinde, das Universum. Jetzt verstehen wir also jenes vielfach zitierte Wort unseres Theo-

---

mit überirdischer Kraft durch den Rettungsakt ‚Jesus Christus' geschichtlich eingreift, mit der zäh widerstrebenden chaotischen Masse ringt und in der Fülle seiner Übermacht sie doch schließlich zur vollendeten Herrlichkeit seiner Schöpfung hinausführen wird." (Blätter zur Pflege pers. Lebens I, S. 85): Gottes Offenbarung wird hier gefaßt als Selbst- und Lebensmitteilung: ganz Ötingers Standpunkt und Programm!

sophen, daß Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes sei." Dann redet er von der stufenweisen Verwirklichung dieser „Allleiblichkeit oder Allgeistlichkeit". Damit ist diesem Wort jeder Beigeschmack materialistischer oder sinnlicher Art abgestreift. Diese „Leiblichkeit" ist die Geistleiblichkeit, ohne welche sich ein völliger Begriff ewigen Lebens nicht fassen läßt. Vergeistigung des Natürlichen, nicht Verfinnlichung des Geistigen muß man bei Oetinger suchen.

Ein zweiter Punkt, welcher Oetinger im Verhältnis zur Kirchenlehre charakterisiert, sei nur gestreift: Mit Magdalene Sibylle Rieger, der Liederdichterin, hatte er einen interessanten Briefwechsel über die Rechtfertigungslehre. Darin schreibt er u. a.: „Die Versicherung der Vergebung hängt ab von der Ruhe über alle Vernunft, nicht von den Rechtfertigungsbegriffen, die man heutzutage in den Streit mit den Katholiken eingeführt." ... „Ich suche daher mehr eine Rechtfertigung zu einem Kind Gottes als eine Rechtfertigung von den Beschuldigungen." Da sieht man deutlich: das Leben gilt ihm mehr als die Schulbegriffe.

Wichtiger ist ein dritter Punkt, in welchem Oetinger offen mit den Schranken der offiziellen Lehre bricht: das ist die vielberufene Wiederbringungslehre, die sogar auf der Kanzel zu verkündigen er sich nicht scheut. Er ist neben Bengel der entschlossenste Vertreter derselben. Am entschiedensten hat er sich in einer Epistelpredigt, welcher das Thema zu Grunde lag: „daß Gott alle seine Werke danken werden nach dem Gerichte" (am Stephanustage), darüber ausgesprochen. In derselben schlägt er zwar auch die Saite der Menschlichkeit an, welche von jeher gegen die Furchtbarkeit der Lehre „von den ewigen Höllenstrafen" in Schwingung versetzt worden ist, z. B. mit dem schönen Wort: „Nun wird ... in unserer Kirche zuversichtlich gelehrt, daß diese Strafen der höllischen Verdammnis ohne Ende sein werden. Allein jeder Hausvater, der einen ungeratenen Sohn hat, denkt ja doch: ‚Ich thäte alles für meinen Sohn, ihn zu retten.' Und David sagte wegen Absalom: ‚Ach, daß ich könnte für dich gestorben sein' ... so werdet ihr, wenn ihr euch nicht verhärtet oder

verſchließet, müſſen denken: es ſei ein gewiſſes Maß, in welchem Gott das gerechte Blut, das vom Abel an bis auf die Letzte in der Verdammnis gefordert wird, beſchließt; und da er doch Vater von allen Nachkommen Adams iſt, und da er doch Jeſu, ſeinem Sohne, Macht gegeben hat über alles Fleiſch, ſo werde er die Ewigkeit ſo zu beſchließen wiſſen als A und O, daß ihm alle ſeine Werke danken." Dasſelbe Motiv klingt durch in dem anderen Gedanken derſelben Predigt: „Schrecklich iſt's, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Inzwiſchen muß man denken, daß Gott die Liebe ſelbſt ſei, dem der Zorn etwas Fremdes iſt und daß ſein Zorn gegen der Liebe einen Augenblick währe, wie David ſagt" (Pſ. 30, 6). Aber wichtiger als Gefühls-, ſind für Ötinger andere Gründe, die gegen die ſtreng gefaßte Kirchenlehre ſprechen. Zunächſt bibliſche. Es „fragt ſich, ob das, was aus Mißverſtand des Worts ‚Ewigkeit' nach und nach in der Welt zur Lehre worden, in hl. Schrift wirklich Grund habe? Hier mußt du freilich Verſtand brauchen, dich von allen Vorneigungen der Lehrer, der Kirche, der Welt ausleeren, ... dann wirſt du die beiderlei Erklärungen der Sprüche, die von den ewigen Strafen handeln, erſt wiſſen abzuwägen. ... Es giebt ſo deutliche Sprüche, daß ‚ewig' nicht ‚unendlich' heißt, daß es auch ein Kind verſteht." In ſeinem Wörterbuch geht er ſodann den verſchiedenen Wörtern des Grundtextes, die in der Überſetzung mit „ewig" wiedergegeben ſind, ſorgfältig nach und weiſt ihren Unterſchied auf. Zur Sache ſelbſt ſagt er ſo wahr wie ſchön: „Daraus (aus Matth. 25, 46) folgt aber nicht, daß die ewige Pein gleich ewig ſeie, wie das ewige Leben;" denn die ewige Pein hat ihre Wurzel in dem Fall, der nicht ewig iſt; das ewige Leben aber iſt für ſich ewig. ... Die ganze hl. Schrift weiß nichts vom ewigen Tod." Das führt uns noch auf einen dogmatiſchen, d. h. im ganzen Lehrbegriff ruhenden Grund, der die „Wiederbringung" gebieteriſch verlangt. Darauf hat in ſcharfſinniger Weiſe Ritſchl hingewieſen, wenn er in ſeiner Geſchichte des Pietismus ſagt (III, S. 145 f.): „Ötinger denkt ſich die Seligkeit nicht als Anſchauung Gottes in ſeiner Unendlichkeit (dies iſt das

‚mittelalterliche Seligkeitsideal'), sondern gemäß seiner Wertlegung auf den Epheserbrief als die Anschauung Gottes in der Harmonie der Kreatur mit Christus. ... Indem also Ötinger jenen Inhalt der jenseitigen Seligkeit aufstellt, so findet er, daß alle Menschen, auch die verdammten, schließlich in dieselbe aufgenommen werden." — In einer Epistelpredigt (Sonntag nach dem Neujahr) beschreibt nämlich Ötinger die Seligkeit der Anschauung Gottes in herrlicher Weise also: „Das Anschauen Gottes wird nicht nur in dem bloßen Wesen der puren Gottheit bestehen, sondern in Beschauung der Kreaturen, welche im Zusammenschluß mit Christo eine Harmonie ausmachen. Da wird Gott ein Wesen sein, nicht bloß geistlich zu sehen, sondern in herausgesetzter Offenbarung Gottes in der körperlichen Fülle der Gemeinde, welche da ist sein Leib, die Erfüllung dessen, der alles in allem erfüllet." Ganz nach dem Epheserbrief! So erhält die Lehre von der „Wiederbringung" und das Losungswort derselben „Gott alles in allem" einen großen und vollen, sowie innerlich begründeten Sinn.

Es sei genug mit dieser Skizzierung der Hauptlehren Ötingers, der Theologie und Philosophie so innig miteinander verschmolzen hat, weil er im Grunde — Theosoph war.

Wir versuchen noch, in Ergänzung dessen, was sein Lebensgang uns schon von ihm vorgeführt hat, in Kürze ein Charakterbild seiner Persönlichkeit zu gewinnen.

2. Ötinger als Mensch und als Christ.

Joh. Fr. Hartmann, Pfarrer in Kayh bei Herrenberg, sagt von Ötinger: „Sein Gemütscharakter ist schwer zu bestimmen. Er war auf verschiedene Dinge bedacht, aber er zog alles auf die Einfalt. Er hatte so viele Wege durchlaufen, daß man sein durch lauter Widerspiele gebogenes Naturell kaum kennen kann. Er war in seinen Gesinnungen gerad auf die Sache Gottes, und schlug alle Vorteile darüber aus, hoffend, Gott werde seinen Weg gerad machen, Spr. 3. In allen seinen Aktionen ist er so, daß, wenn er nach reiflichem

Bedacht weiß, es betreffe etwas Gottes Ehre, er sich nicht viel weiteres bespricht, sondern darauf losgeht und denkt: Fällt Christus, falle ich mit."

Mit dieser Charakteristik ist Hartmann tiefer als andere Beobachter in den Kern seines Wesens eingedrungen. „Er zog alles auf die Einfalt" — mit diesem einen Wort ist der Grundzug seines Charakters getroffen; dafür giebt es einen vollgültigen Beweis schon in seinen Schriften, besonders in seinen Predigten, in denen er ja aus dem Leben für das Leben redet. Darin begegnet man wohl kaum einem Elemente des menschlichen und christlichen Lebens, das er so wiederholt und mit solcher Kraft und Tiefe „treibt", als der Einfalt, Aufrichtigkeit, Lauterkeit. Man nehme als ein Beispiel anstatt vieler die Investiturrede für den Pfarrer von Eberstadt (über Matth. 6, 24—34), deren Thema lautet: „Aufrichtigkeit allen Menschen, besonders aber einem Lehrer nützlich," so hat man darin das Bild Ötingers selber. Wie schon jenes obige Urteil, so beweist das in dieser Predigt abgelegte Selbstzeugnis ganz deutlich ein doppeltes: diese Einfalt war nicht etwa eine Naturgabe, ein glückliches Naturell, sondern eine Errungenschaft, sittlicher Erwerb und Gnadengabe zugleich; sodann: sie hat mit „Gutmütigkeit" nichts zu schaffen, sondern im Gegenteil, sie ist mit Klugheit gepaart, sie ist die Aufrichtigkeit, die „des Satans Sinn" wohl kennt, aber so, daß sie ihn überwunden hat. Nur eine Probe daraus: „So kommt alles darauf an, wie ich im Anfang meiner Bekehrung anno 21 allen Leuten in ihr Stammbuch geschrieben, daß ihr euch selber hasset, daß ihr euch selbst für eine Schlange haltet, die so glatt und schlüpfrig ist, daß sie euch unter dem Anschauen entwischet: darum müßt ihr diese Schlange recht halten, genau besehen und den größten Zorn gegen euch selbst richten: alsdann habt ihr den ersten Grad der Aufrichtigkeit." Die andere, höhere Stufe aber zeigt er auf im Anschluß an das Wort: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Übrige alles zufallen: da nennt er die Aufrichtigkeit „eine Kraft ins Unsichtbare", „die Seele des

Glaubens" im Unterschied von der Vernunft, die „eine Kraft auf das Sichtbare" ist, und stellt sie einander so gegenüber: „Die Vernunft ... will und muß stets auf ihrer Hut sein, seine Zunge zu zähmen, seine Augen und Geberden zu bewahren, damit nicht sein Vornehmen verraten werde, sein Thun und Lassen nach allerlei Vorfallenheiten zu drehen; aber die Aufrichtigkeit, eine Kraft ins Unsichtbare, ist gleichsam selbander, wie das Gewissen im Menschen, darum bedarf sie dieser Mühe nicht. Die ruhige Gemütsgegenwart behütet einen und Verstand hält Wache über einen wegen der Aufrichtigkeit auf Jesum Christum." In der Anwendung auf den Lehrer (des Evangeliums) im zweiten Teil sagt er dann: „Wenn einer alle Geheimnisse weiß, und weiß das nicht, wie Gott im Gewissen selbander mit dem Menschen ist ... so weiß er nichts, denn er macht in der Applikation (in der Anwendung dessen, was er weiß) tausend Fehler, die ein jeder Laie gar wohl sieht und fühlt. Warum? weil sie auch einen Geschmack haben, was schön und weise, was recht und unrecht ist — denn der Geist ist in den Leuten, und der Odem des Allmächtigen macht sie verständig (Hiob 32, 8). Darum gehört zu einem Lehrer ganz etwas anders als der Schulsack" 2c. 2c.

Ich kann es mir nicht versagen, die entsprechende ganz großartige Beschreibung der Einfalt, die der Christ von Jesu lernt, in der Schrift „die güldene Zeit" (bei Ehmann, Ötingers sämtliche Schriften II, 6 S. 119 f.) hinzuzufügen: „Endlich, wenn man will sein, wie Jesus Christus auch war, so muß man sich von allen gezwungenen, entlehnten, affektierten Gedanken, Worten, Geberden, Manieren und Methoden los machen. Jeder Mensch hat seine eigene Gemütsart. Jeder soll die Gabe, welche aus seiner Gemüts- und Lebensart in ihm liegt, durch die gesunde Lehre, durch die Einfalt Jesu, das Vorbild Jesu, durch redliche und gerade Gesinnungen, durch liebesvollen Umgang bessern. Warum viele Leute so versteckt und zurückhaltend sind, ist Ursache, weil sie sich so vieler Unarten, so vieler gezwungenen, gespannten und harten Gewohnheiten, die sie zu bessern desperieren, vieler Vorhänge und Decken im

Dunkeln bewußt sind. Wenn sie sich aber bekehrten, würden die Decken wegfallen. Alsdann würden sie bald geschickt werden, daß die Weisheit Jesu frei und ungehindert in ihnen wirken könnte. Kinder der Weisheit sollen freimütig und ungespannt sein ... Es ist etwas sehr Wunderbares um die Seele des Menschen, welche mit der Leibesmaschine verbunden ist. Salomo sagt, die Seele des Menschen sei eine Leuchte des Herrn, sie durchdringe alle Kammern des Leibes. Eine Leuchte ist ein Licht mit Glas umstellt. Die Seele ist nach dem Innersten dem Licht und nach ihrer Auswirkung dem Schall gleich. Das Licht giebt die Bildung der Gedanken, und diese durchdringen den Leib und die werkzeuglichen Gliedmaßen des Leibes. Die Seele ergießt sich durch alle Kräfte der animalischen Maschine. Die sinnlichen Gliedmaßen der Bewegung werden so mannigfaltig von den Trieben der Seele gerührt, als die Werkzeuge des Schalles. Die Bewunderung, Erstaunen, Freude, Liebe, Abscheu, Mitleiden, welche aus der Seele kommen, bilden sich in den Zügen und allerlei Mäuslin (Muskeln) und Membranen ab; sie stellen das Bild der Empfindungen dar. Sind die Empfindungen mit wenig Licht und Verstand erfüllt, sind sie von fremden oder leeren Trieben voll, so bildet sich das alles äußerlich ab. Wenn falsche Prinzipien, unreiner Sinn und Gewissen die Empfindungen durchwirken, so ist äußerlich alles gezwungen: da will man seinen Mangel durch Lachen, statt mäßiger Freundlichkeit ersetzen, da fällt alles dem Bild Jesu unanständig aus; da schämt man sich närrisch, da verstellt man sich absurd, daß man die Verstellung gleich merkt ... Wenn nun Gnade, Wahrheit und Friede in einer Seele wohnt, so ist auch ihr Leib also; daher Chrysostomus über Philemon schreibt, man soll an den Glaubigen auf alles acht geben: auf ihre Geberden, Weinen, Lachen, Gang, Essen, Trinken, Reden u. s. w."

Das Angeführte wird genügen, um zu beweisen, was der Grundzug in Ötingers Persönlichkeit war und immer mehr wurde: eine Einfalt höherer Potenz, welche erklärt, daß er auf Nahe- und Fernestehende (wie z. B. Schubart) einen so imponierenden Eindruck machte. Rücksichtslos wahr gegen, darum im Ringen

mit sich selber, hatte er sich von Jesus retten und in sein Bild, das Bild seiner Einfalt umgestalten lassen, und als Jünger Jesu war und ward er immer mehr ein Kind des himmlischen Vaters, der als siebzigjähriger Greis bekannte: „Ich lerne alle Tage, wie ich Gott meinen Vater nennen soll, so daß er mir es selber offenbare durch nähere Aufschlüsse seines Worts nach dem 119. Psalm: Mache mich lebendig in deinen Worten."

So erklärt sich auch von selbst der weitere Zug, den der oben genannte Gewährsmann von ihm zu rühmen weiß. Es ist dieselbe Einfalt, nur nach der Seite des praktischen Handelns und direkten Zeugnisses, wenn er „gerade in seinen Gesinnungen auf die Sache Gottes" alle Vorteile darüber ausschlug. Nach dieser Seite hin geht ein heroischer Zug durch sein Wesen, seinen Lauf. Und Heroismus ist der untrügliche Stempel des großen Mannes. Er ist, wie Emerson schön sagt, „die Kriegsbereitschaft der Seele und seine letzten Ziele sind, der Lüge und dem Unrecht aufs äußerste Trotz zu bieten. ... Der Heroismus spricht die Wahrheit, ist gerecht, edelmütig, gastfreundlich und maßvoll, verachtet kleinliche Berechnung" 2c. 2c. Heroisch war es von dem Bebenhäuser Klosterschüler, daß er der Welt und ihrem Ehrengerüste ein für allemal entsagte, von dem Kandidaten der Theologie, daß er zwischen Brüdergemeine, Separatismus und Kirchendienst, schließlich auch zwischen Theologie und Medizin um des Gewissens willen hin- und hergezogen, lieber seine ganze Laufbahn riskierte und lieber Gefahr lief, aufs Trockene gesetzt zu werden, als seine Ideale kurzweg — wie die meisten thun — an die schlechte Wirklichkeit zu verkaufen; heroisch war es auch von dem Pfarrer, daß er den Dienst der Wahrheit stets der Rücksicht auf die Karrière vorzog, und von dem Greisen, daß er seine theologische und amtliche Ehre an die Verteidigung Swedenborgs wagte, weil dieser nach seiner Überzeugung ein Herold der Wahrheit war.

Die Folge solcher Entschiedenheit und zumal solcher beharrlichen Entschiedenheit, welche das Feuer der Jugend, statt es verlodern zu lassen, auch im reiferen Alter im Busen als stetige Glut treu bewahrt, pflegt bei großen Gestalten der

Welt- und Kirchengeschichte eine doppelte zu sein. Sie *selber* bleiben jung und frisch bis ins Alter: „Hier ist ewige Jugend bei nimmerversiegender Fülle“ — im Verhältnis zu den *andern* aber werden sie, meist *wider* ihren Willen, einsamer und einsamer. Denn „das Heroische kann nicht das Gewöhnliche sein, noch das Gewöhnliche das Heroische“. In beiden Beziehungen hat sich das an Ötinger bewahrheitet. „Sein Alter war wie seine Jugend“ bis in seine letzten Jahre hinein, da sein großer Geist sich in die Stille zurückzog und seine Zunge verstummte. Andererseits hat er es auch erlebt, wie die Verkennung und Vereinsamung wuchs, wie auch frühere Freunde und Brüder an ihm irre wurden und ihm ferne traten. Es sind, soviel man auch Gewicht darauf legen mag, doch nicht *nur* seine absonderlichen, andern unverständlichen Ideen gewesen, die ihn zu dem Einsamen gemacht haben, zu dem Manne mit den „wunderlichen Einfällen“, sondern ebenso sehr war daran die Entschlossenheit schuld, mit der er auf der einmal eingeschlagenen Bahn beharrte, wenn er sie für richtig erkannt hatte. Man hat ihn darum wohl *eigensinnig* gescholten, aber dieser Vorwurf darf nicht zu ernst genommen werden. Denn an wahrhaft evangelischer *Weitherzigkeit* ist er den Orthodoxen und Pietisten seiner Zeit weit voraus, wie sein Lebensbild uns schon bewiesen hat. Wohl hat er an zwei Dingen schwer getragen und seine Gestalt und sein Werk trägt schwer daran bis auf den heutigen Tag. Das bunte Vielerlei seiner Interessen, die Unübersehbarkeit der Wissens- und Forschungsgebiete, die sein rastloser Geist umspannte, erdrückte und bedeckte vielfach die großen, bleibenden und wertvollen Wahrheiten, die er ans Licht gebracht, und seine schwer verständliche Redeweise verstellte ihre Klarheit und Schönheit: *so waren sie schwer an den Mann zu bringen*. Es ist etwas Richtiges an dem Urteil Ph. M. Hahns: „Ötinger ist ein Prophet und kein Lehrer.“

Daher kommt es auch, daß man sagen kann: der unmittelbare Einfluß seiner *Persönlichkeit* war in gewissem Sinne größer als die Wirksamkeit, die er durch die wissenschaftliche Arbeit entfaltete. „Diese übte,“ wie Dr. O. *Wächter* von ihm sagt, „eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf alle Kreise

des Volks und noch heute lebt Ötinger als der volkstümlichste und mit dem Schimmer der Tradition umgebene hohe Geist, dessen Schriften, so tief sie sind, dem gemeinen, gläubigen Volk teuer bleiben." Im Leben, im gemeinen Leben war der im Felde der Wissenschaft so streitbare Mann ein *Kind des Friedens*, weil er ein Kind des himmlischen Vaters war, *demütig* vor Gott, *stark* im Glauben und Gebete und *leutselig* und umgänglich gegen seine Mitmenschen.

So lebt sein Bild unter dem Volke fort in vielen Geschichten und Anekdoten, unter denen die sagenhaften von den historisch sicheren zu scheiden meist unmöglich ist. Auch von den ersteren dürfte zum großen Teile gelten: wenn nicht *wirkliche*, so sind es doch *wahre* Geschichten. Denn sie *können* sich so ereignet haben, sie „sehen ihm gleich", sie gehören zu zu dem Gewande, das sich durch den lebendigen Eindruck seiner Persönlichkeit auf Augen- und Ohrenzeugen allmählich um seine Gestalt gewoben hat. So wollen sie gewürdigt sein. Aus allen blickt vor allem dieser Grundzug seines Wesens, die wunderbare Einfalt des Christen hervor, der sich als Gottes Kind weiß, demütig und starkmütig, sanft- und großmütig.

Wie *demütig* er war, dafür ist die bekannte Geschichte bezeichnend, die von der Herrenberger Zeit erzählt wird: Einst war bei ihm ein junger Theologe, der Vikar von Thailfingen, über Nacht. Lange Zeit sah Ötinger auf die vom Mondlicht freundlich beleuchtete Gegend hin, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich unterbrach ihn der junge Mann in seinen Gedanken mit den Worten: Was denken Sie jetzt, Herr Dekan, daß Sie so still sind? Ich dachte, erwiderte er, an die treuen Weiber in den vor uns liegenden Dörfern, die eben jetzt teils die Kleider ihrer Kinder zusammenflicken, teils ihrer Säuglinge pflegen, und dachte: es würde gut sein, wenn ich einmal einen so guten Platz im Himmel bekäme wie diese.

Diese Demut wurzelte in einem innigen Umgang mit dem Unsichtbaren: Eines Nachmittags kamen Besuche in Ötingers Haus, während er in seinem Zimmer sinnend auf- und abging. Seine Frau meldete es ihm mit der Bitte, er möchte bald hinüberkommen, was er auch versprach. Allein er kam

nicht und sie mußte zum zweiten Male mahnen, wurde aber mit den Worten abgefertigt: „Kann ich denn zum hl. Geiste sagen: geh' fort, es sind Besuche da?“ (Erzählung von Auberlen.)

Die Nähe Gottes, *vor dem er stand* wie einst die Propheten (1 Kön. 17, 1), machte ihn frei von aller Furcht. Was das Kind vorahnend ergriffen, zu wissen, „wie man zu Gott betet“ (vgl. oben S. 13), das bethätigte und erprobte der Mann. Nach der Überlieferung waren einmal Zinzendorf, Spangenberg, Dober, Ötinger und andere Mitglieder der Brüdergemeine auf dem Hutberge bei Herrnhut in einem Häuschen versammelt. Da ging ein schweres Gewitter nieder, daß es schien, „als schlüge das Wetter vor ihnen in den Boden“. Da bezeugte Ötinger, daß ihm die Blitze wie die Sonnenstrahlen seien. Er sagte: „Er wirft Schloßen wie Bissen; wie ein Vater den Kindern Bissen auf den rechten Ort legt, so weiß auch der Herr, wo er seinen Bissen hinlegen soll und will“ (vgl. Ps. 147, 17). „Desgleichen,“ heißt es weiter, „redete auch Spangenberg, welche alle beide über alle Furcht hinweg sind.“

Bei dieser Innigkeit des Gottesbewußtseins ist es verständlich, daß sich sein religiöser Sinn im Verkehr mit der Außenwelt unmittelbaren Ausdruck schaffen mußte, ebenso ungezwungen wie kräftig. Das wirkte befruchtend nach der einen, überführend nach der andern Seite, je nach der Gesellschaft, in der er sich befand. Denn wer seinen Herrn *kennt*, muß und kann ihn auch *bekennen*. Er erzählt selbst, wie es ihm einmal damit ergangen sei: „Bei Mahlzeiten ist es ein großer Fehler, daß man sich bei solchen Gelegenheiten schämt, von ernsthaften Dingen zu reden, und dagegen sich ergötzt, obenan zu sitzen und seiner Ehre des Amts etwas zu gute zu thun. Ich aß einmal bei einem Geh. Rat Seefried von Anspach (Ansbach) zu Tische. Die Frau Gemahlin forderte uns auf, jeder solle ein lustig Wort sagen. Als es an mich kam, so kam es mich sauer an zu sagen: Hinweg, du falsch Getümmel, mein Geist sehnt sich gen Himmel. Das war freilich wider den Wohlstand (d. h. Anstand), aber ich wurde gedrungen, so zu reden und die Ehre hintanzusetzen.“ — Bei einfachen Leuten konnte er — wie es in der Welt so geht — damit besser ankommen.

Die Leutseligkeit, die ihn dabei beseelte, weiß die Überlieferung in vielen Geschichten zu rühmen. Auf einem seiner Spaziergänge in der Gegend von Murrhardt begegnete ihm ein Knecht, der sich verirrt hatte und ihn nach dem Wege fragte. Dieser begleitete ihn eine gute Strecke und knüpfte mit ihm, nach seiner Weise, ein geistliches Gespräch an. Am Scheideweg zog der Knecht einen Groschen heraus, um den freundlichen Führer für seine Bemühung zu belohnen. Als dieser sich weigerte, das Trinkgeld anzunehmen, sprach der gutmütige Mensch: Nehm' er's nur an, er wird's wohl brauchen können; ich sehe wohl, daß er auch so ein armer Fechtbruder ist. Hiemit ließ sich Ötinger das Geschenk aufnötigen, fragte aber den Menschen, wer und woher er wäre? Dieser nannte einen benachbarten Ort und ein Wirtshaus, wo er Hausknecht sei. Kurz darauf fand sich Ötinger in diesem Hause ein, ließ den Hausknecht rufen und reichte dem Verwunderten eine schöne Bibel zum Andenken und weiterer Beherzigung des Gesprächs, welches sie, wie er sagte, kürzlich im Murrhardter Wald miteinander geführt hätten. So war es ihm Bedürfnis, wo er nur konnte, das selbst zu üben, was er am 5. Sonntag n. Trin. (Weinsb. Predigten) jedem Christenmenschen zu Gemüte führt, daß er geschaffen sei, „nicht nur Fische zu fangen, sondern seinem Nebenmenschen zur Erkenntnis Jesu zu verhelfen".

Diese Geschichte ist freilich beiläufig auch ein Beleg für die Eigentümlichkeit (die er mit vielen bedeutenden Männern teilt), daß er auf sein Äußeres nicht eben große Sorgfalt verwandte, sondern in äußerst unscheinbarem Gewande einherging. Ob es geschichtlich ist, daß er einmal als visitierender Dekan vor einem Pfarrhause für einen armen Reisenden angesehen wurde und mit einem halben Kreuzer-Almosen abgefertigt werden wollte, mag dahingestellt bleiben.

Nicht unterdrückt mag schließlich werden eine Anekdote, welche wohl sagenhaft ausgeschmückt, aber doch auch nicht rein erfunden sein kann: Einst begegnete Ötinger auf der Brücke zu Backnang einem kleinen Knaben, welchem soeben der Sturm die Kappe entrissen und in die Murr geweht hatte. Das Kind weinte und sagte, wenn es ohne Kappe nach Hause komme, so

bekomme es Schläge. Ötinger tröstete freundlich: sei nur ruhig, mein Kind, du wirst keine Schläge bekommen. Sofort ergriff er den Knaben bei der Hand, führte ihn zum Kürschner und kaufte eine Kappe, die er dem vor Freude strahlenden Kinde mit den Worten aufsetzte: Mein Kind, dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, so wirst du nie Schläge bekommen. Inzwischen hatte Ötinger von dem im Zimmer stehenden Bette her Seufzer und Wehklagen vernommen. Er fragte, ob jemand krank sei. Der Kürschner sagte, seine Frau liege schon Jahr und Tag am Podagra, sie habe schon mehrere Ärzte gebraucht, aber keiner könne ihr helfen, dazu habe er sechs Kinder und besitze nichts, als was er täglich mit der Hand verdiene. Das Elend sei groß. Ötinger wendete sich sofort zu der Kranken und fragte sie, ob sie gesund werden wolle? Ach freilich, erwiderte sie, aber es könne ihr niemand helfen. Er sagte, er wisse einen Arzt, der könne ihr helfen ohne Geld: warum sie denn nicht Hilfe bei dem Herrn Jesus suche? Der habe schon vielen Kranken geholfen und könne und wolle auch ihr helfen. Ob sie das glaube und ob sie das wünsche? Sie antwortete: Ja! — So wollen wir denn gleich zu ihm treten und ihn um Hilfe bitten, fuhr er fort, warf sich auf die Kniee nieder und forderte den Kürschner und seine Kinder auf, das Gleiche zu thun. Dann betete er kindlich und zuversichtlich um die Genesung der Kranken, daß alle die Kraft seiner Worte fühlten und mit Vertrauen und Hoffnung erfüllt wurden. Er schied mit der Erinnerung, sie sollten anhalten an dem Gebet zu dem Herrn Jesu, und sich diesem Arzt allein anvertrauen. Nach drei Tagen kam er wieder, erfuhr von der Kranken, daß es besser mit ihr geworden sei und that wie das erste Mal. Nach drei Tagen wieder — bis schließlich die Kranke aufstand, ihm nacheilte und rief: Ich bin ja ganz gesund geworden! Sind Sie denn der Heiland, der mir geholfen hat? Er sprach: Ich bin ein Mensch, wie Ihr; der Herr Jesus hat Euch geholfen, gebt ihm die Ehre. Sündiget hinfort nicht mehr, daß Euch nicht etwas Ärgeres widerfahre.

Wenn auch, zumal gegen den Schluß der Erzählung, das

duftige Gewebe der Sage ziemlich durchsichtig wird, so ist der geschichtliche Kern eines solchen Vorkommnisses doch kaum in Zweifel zu ziehen. An entsprechenden Erfahrungen und Thaten war sicherlich sein persönliches und seelsorgerliches Leben nicht arm. Justinus Kerner weiß von ihm zu berichten, daß namentlich in der letzten Zeit seines Lebens viele mit innerer und äußerer Not Belastete zu ihm kamen, Trost und Hilfe bei ihm zu suchen, und auch in einer Weise fanden, daß zu merken gewesen sei, „daß er mit dem Lenker der menschlichen Geschicke in einem besonders nahen Umgang stehen müsse". Wir dürfen uns hiebei einerseits daran zurückerinnern, daß er selbst in einer Predigt einmal sagte: beten heißt mit Gott wirken, andererseits im Auge behalten, daß Oetinger selbst nichts Besonderes daraus gemacht hat, geschweige davon etwas in seinen Schriften verlauten ließ, was für Erfahrungen er machen durfte. Sie gehören unter die Dinge, die dem „zufallen", der nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit trachtet.

Das größte Wunder ist der Mann selbst, in dem Natur- und Gnadengaben sich zu einem so harmonischen Ganzen verschlungen haben, und das aus dem einen Grunde, weil er seine Gaben und Kräfte, sein ganzes Leben entschlossen und rückhaltlos und — was besonders wichtig — schon in der Jugendzeit, im neunzehnten Lebensjahre, dem zur Verfügung gestellt hat, der ihm alles gegeben. Das ist im Grunde das letzte Geheimnis seiner Persönlichkeit, die inhaltliche Bestimmung dessen, was wir seine Einfalt und Aufrichtigkeit nannten: er ist ein Mensch, in dem frühzeitig die Richtung aufs Ewige das Übergewicht über die zeitlichen, irdischen, weltlichen Interessen gewonnen hat. Wir haben ein Selbstbekenntnis von ihm, in dem er dieses Geheimnis selber verrät, und wir werden nun im stande sein, die rätselhaften Worte einigermaßen zu verstehen, in welchen er von der inneren Welt Kunde giebt, in der er schon als Jüngling zu Hause war:

„Ich weiß eine Zeit in meinen Jugendjahren,*) daß ich

*) Es liegt sehr nahe, hiebei an die Zeit zu denken, da er krankheitshalber von Bebenhausen nach Göppingen, in seine Heimat, zu seiner Erholung ging, wo er sich monatelang aufhielt, viel einsam war und

immer selbzweit gewesen, wenn ich auch allein war. Daher ich oft fünf, sechs Wochen von Haus weg gleichsam in eine Wüste mich begeben, um mich mit dem allein zu besprechen, der gesagt: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Ich habe mich vor mir selbst gefürchtet, weil ich glaubte, der Geist Jesu wohne in mir. Dieses Gefühl zog mich ganz hin zu Gott, dem Vater der Herrlichkeit, und zu Christo, dem Herrn, dem Gott alles übergeben. Dieses war der Grund, daß ich nicht wollte Gott und dem Mammon dienen; dies machte mich herzhaft und unerschrocken und allein auf das Ewige gerichtet, unter tausend Mängeln, Unwissenheit und Fehlern."

Wenn diese inneren Vorgänge für ihn so entscheidend wurden und in dieser seiner bewußten Entscheidung für Gott und für das Ewige das Geheimnis seiner Kraft und Größe zu finden ist, so ist auch uns gezeigt, was die rechte Stellung zu einem solchen Geistesmenschen ist: Wir sollen ihn nicht bewundern, sondern Gott preisen, der sich an ihm und durch ihn verherrlicht hat, und die Gaben, mit denen er ihn geziert hat, dankbar benützen; aber nicht nur das — wir sollen auch zu derselben Quelle gehen, dieselbe innere Stellung zum Urquell des Lebens und der Wahrheit suchen, dieselbe innere Entscheidung treffen wie er.

Jede Biographie hat nur dann und dadurch einen Wert, wenn sie die innersten und besten Kräfte in uns aufruft: nicht Nachahmung und Nachbildung, geschweige Menschenvergötterung und Heldenanbetung soll sie bewirken, sondern umgekehrt: Selbständigkeit und Treue gegen uns selbst und Gehorsam gegen die Leitung Gottes, der die Menschen lehret, was sie wissen, und zu dem erzieht, was sie werden sollen.

Was sich aber Ötinger selbst unter einem Christen vorgestellt hat, das ist nichts Überspanntes und Übermenschliches. Der nüchterne Mann, der, wie oben angeführt, den Menschen lehrte, sich selbst als ein täglich aufzulösendes Rätsel zu betrachten, hat in einer Predigt am Bartholomäustag (Herrenb.

die schwersten Kämpfe durchmachte, aber seinen in Bebenhausen gefaßten Entschluß tiefere Wurzeln schlagen ließ.

Pred.) über das Thema: „Das Leben der Christen durch Widerspiele“ einmal darauf hingewiesen: „Man macht sich von einem Christen bald zu hohe, bald zu niedrige Vorstellungen,“ und die Worte des großen Francis Bacon zu seinen eigenen gemacht: „Er (d. h. der Christ) achtet, daß er in Gottes Augen teuer sei, ob er gleich ekelhaft ist in seinen eigenen Augen. Er ist so demütig, daß er sich aller Strafen würdig achtet, er glaubt aber doch, daß Gott nicht anders als gütig gegen ihn gesinnt sei, er fürchtet sich und ist doch getrost wie ein Löwe. Er ist oft traurig, aber allezeit fröhlich, öfters klagend, jedoch allezeit Gott lobend; er ist niedriggesinnt, und doch trachtet er nach hohen Dingen. Er verliert sein Leben und gewinnt dabei, und indem er es verliert, erhält er's. Er ist nicht eigennützig, trägt aber weise Sorgfalt für sich selbst. Er verleugnet sich selbst täglich, doch liebt sich niemand besser als er. Er wird am meisten geschmäht und doch am höchsten geehrt. Er ist mäßig und ist doch zuweilen sein Tisch köstlich. Er leihet und giebt unentgeltlich und ist doch der größte Wucherer. Er ist der beste Bruder, Freund, Mann, Kind und hasset doch Bruder, Schwester, Vater und Mutter. Er weiß, wenn er Menschen noch gefällig ist, daß er nicht Christi Knecht sein kann, jedoch sucht er allen Menschen in allen Dingen um Christi willen allerlei zu werden. Er ist ein Friedenmacher und doch ein beständiger Streiter ꝛc.“

Wenn Ötinger in diesen Worten den Niederschlag seiner eigenen Erfahrung erkennt, der Erfahrung, daß „das christliche Leben durch lauter Widerspiele und Gegensätze hindurchlaufe,“ so wird uns seine imponierende Persönlichkeit zugleich zu einer Autorität, die nicht niederdrückt, sondern erhebt und uns Mut macht, in der täglichen Lösung des größten Rätsels, das es giebt, unseres eigenen Lebens, unverdrossen fortzufahren, bis durch Gottes Gnade die letzte Lösung eine gute, eine selige werden möge.

Inhalt.

Seite

Vorwort 5

I. Einleitung 7

II. Ötingers Kindheit 10

III. Die Lehrjahre 17
1) in Blaubeuren; 2) in Bebenhausen; 3) in Tübingen.

IV. Die Wanderjahre 38
1) die erste Reise; 2) Ötinger als Repetent in Tübingen; 3) Ötingers zweite Reise.

V. Eintritt ins Amt und Gründung des Hausstandes . . . 77

VI. Ötinger als Pfarrer in Hirsau. 1738—43 84
1) Bekanntschaft mit Rektor Schill; 2) Erfahrungen mit Vogt Kraft; 3) Auseinandersetzung mit den Herrnhutern und mit Zinzendorf; 4) neue Bahnen im Berufe.

VII. Ötinger als Pfarrer in Schnaitheim. 1743—46 107
1) Katechetische Arbeiten; 2) andere Schriften; 3) Glaubensbekenntnis.

VIII. Ötinger als Pfarrer in Walddorf. 1746—52 112
1) Die Chemie in Verbindung mit der Theologie; 2) die Hauptschriften (über den sensus communis und die Theologie aus der Idee des Lebens) und die Psalmen Davids; 3) Amtsführung als Seelsorger und Erzieher.

IX. Ötinger als Dekan in Weinsberg. 1752—59 143
1) Art und Eindruck der Predigtthätigkeit; 2) Anfechtungen und Verleumdungen; 3) das Weinsberger Predigtbuch und seine Bedeutung.

Seite

X. Ötinger Dekan in Herrenberg. 1759—66 169

1) Familie; 2) Amt; 3) literarische Arbeiten; 4) tödliche Krankheit; 5) Swedenborgs „himmlische Geheimnisse"; 6) Ötinger Geisterseher? 7) Abschied.

XI. Ötinger Prälat in Murrhardt. 1766—82 201

1) Verfolgung seiner Schriften; 2) Auseinandersetzung mit Swedenborg; 3) sonstige Anfechtungen; 4) Amts- und andere Geschäfte; 5) Sorge für die Söhne; 6) Konzentration.

XII. Ötingers Feierabend und Heimgang. 1778—82 235

XIII. Charakteristik Ötingers in Zügen aus seiner Lehre und seinem persönlichen Leben 241

1) Das Wichtigste aus Ötingers Philosophie und Theologie; 2) Ötinger als Mensch und Christ.

Im Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart sind erschienen:

Oetinger, M. Fr. Ch. (Prälat), Theosophische Schriften:

I. Kabbalistische Lehrtafel der Prinzessin Antonia, mit 1 Steint. Hal. Irenäi aufmunternde Gründe. Auflösung der 177 theosophischen Fragen Böhmes. Inbegriff der Grundweisheit J. Böhmes. *M.* 3. 40.

II. Swedenborgs und anderer irdische und himmlische Philosophie. *M.* 3.—.

III. Die Psalmen Davids. Und: Etwas Ganzes vom Evangelio, nach Jes. 40—66. *M.* 4.—.

IV. Sprüche und Prediger Salomo, Hohelied, Hiob und kleine exeg. Schriften. *M.* 4.—.

V. Abriß der evangelischen Ordnung zur Wiedergeburt. Anmerkungen über Zentralerkenntnis. Schriftmäßige Erwägungsgründe vom Separatismus und von der Condescendenz. Freimütige Gedanken von der ehelichen Liebe. Gedanken über die Zeugung und Geburten der Dinge. *M.* 3. 40.

VI. Abhandlung von den letzten Dingen. (Die güldene Zeit ꝛc.) Desgleichen über Homiletik und Katechetik. *M.* 3. 60.

— — **Die Theologie aus der Idee des Lebens abgeleitet** nach dem Sensus communis, der Schrift und nach dogmat. Formeln. Deutsch von Dr. J. Hamberger. *M.* 4. 80.

— — **Homiletische Schriften.** Es sind noch zu haben:

Bd. II. Das Herrenberger (Evgl.) Predigtbuch. 2. Aufl. *M.* 3. 60.

„ V. Nachlese. Kurze Betrachtungen über alle Evangelien und Episteln des Kirchenjahres. Themata u. Predigt-Dispositionen. Anhang: Oetingers Gebete. *M.* 3. 60.

— — **Inbegriff der Grundweisheit** oder kurzer Auszug aus den Schriften des deutschen Philosophen Böhme. 60 ₰.

— — **Abhandlung, wie man die heilige Schrift lesen soll.** 60 ₰.

Ehmann, K., Oetingers Leben und Briefe. Mit Oetingers Bildnis. Herabgesetzt *M.* 3. 50, gebunden *M.* 5.—.

Im Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw & Stuttgart ist erschienen:

Württembergische Väter.

Bilder aus dem christlichen Leben Württembergs.

Von **W. Claus.**

Bd. I. Von Bengel bis Burk.

Mit 4 Porträts. Gebunden Mk. 2.—.

Inhalt: Bengel. J. R. Hedinger. G. K. Rieger. J. J. Moser. Die Wirksamkeit der Brüdergemeine in Württemberg. Oetinger. Steinhofer. Hiller. Storr. Ph. D. Burk.

Bd. II. Von Brastberger bis Hofacker.

Mit 4 Porträts. Gebunden Mk. 2.—.

Inhalt: **Brastberger.** J. Weber in Oberesslingen. Gemeinschaftsleben in Fellbach. Seiz. Gros. Oetinger. **Matth. Beckh.** **Israel Hartmann.** Oetingen und Hülben: Handel, **Fricker.** Lebensregungen in Tübingen, Böffingen, Bernloch, Pfullingen, Kirchheim, Beutelsbach. **Flattich.** **K. H. Rieger.** **M. J. Roos.** **Ph. M. Hahn.** **K. J. Hartmann.** Machtolf. Bauder. Eitel. Härlin. J. Flatt. Dann. **Mich. Hahn.** Die Separatisten. Die Pregizerianer. Die Familie **Rullen.** Kornthal: Hoffmann, Friederich. **L. Hofacker.**

„Eine solche Sammlung war längst zu wünschen; denn es liegt ein Stück Kirchengeschichte und ein Stück Christentum in den Lebensläufen der Männer beschlossen, deren Erinnerung im Gedächtnis der christlichen Kreise Württembergs zwar lebt, aber doch wohl in genaueren quellenmäßigen Darstellungen festgehalten und auch dem Ausland zugänglich gemacht werden durfte. Die Hauptsache hierbei ist das reiche zuverlässige Detail, so z. B. alle die Geschichten und Aeußerungen des originellen Flattich, Briefe, Selbstbekenntnisse 2c. hier und bei allen. Im Norden wird man mit Begier nach diesen eigentümlich anziehenden Lebensbildern greifen, Gestalten, wie sie, ohne Eitelkeit gesagt, eben nur Schwabens Boden erzeugt; in der Heimat wird man sie mit Genuß lesen, vorlesen und benützen."

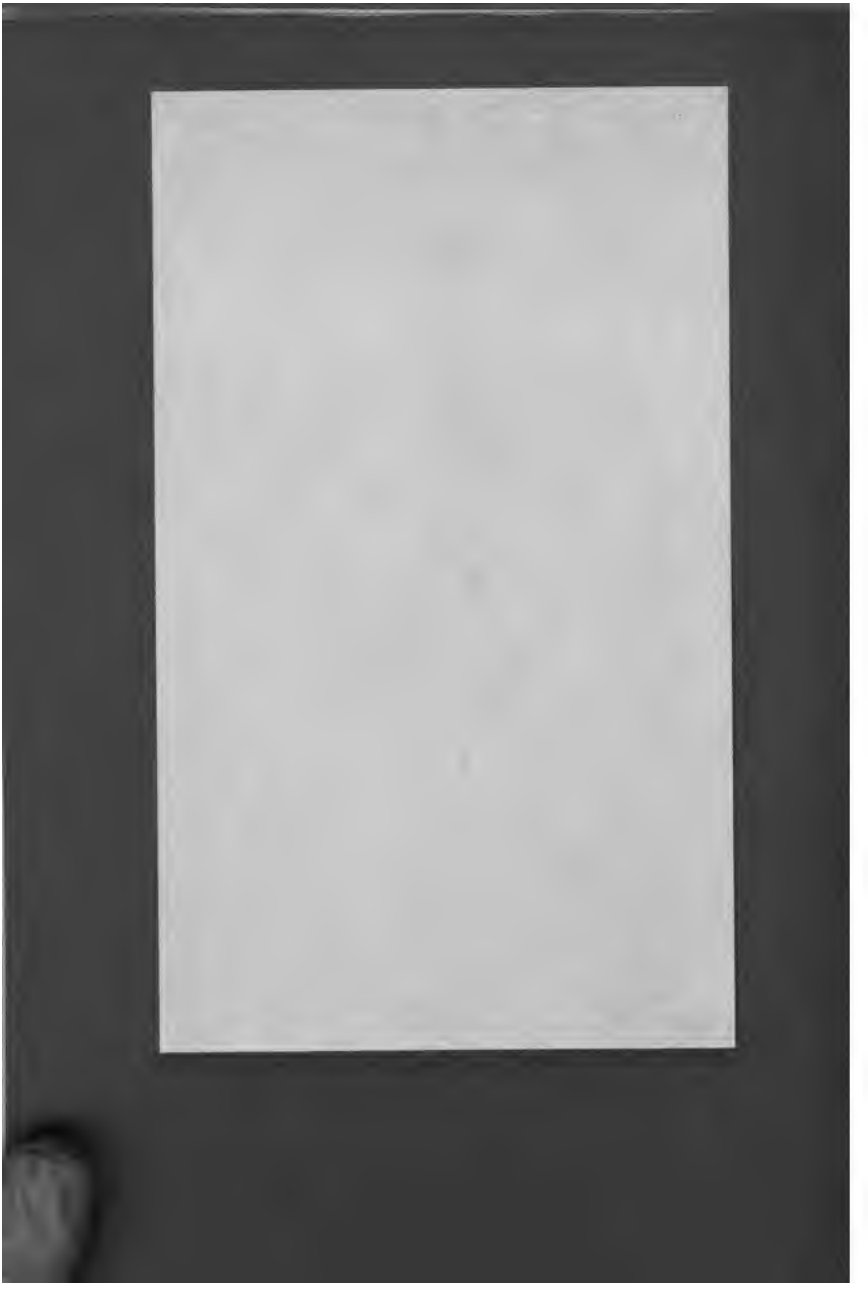
Die Verbindung mit unserer ewigen Heimat.

Von **Paul Dorsch.**

(Band 25 der Calwer Familienbibliothek.)

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. In Leinwand gebunden Mk. 2.—.

„Je mehr sich unser Diesseitsgeschlecht dem Materialismus und irdischen Realismus zuwendet, um so nötiger wird es, mit unverblümter Offenheit und freimütiger Entschiedenheit den Zusammenhang zu betonen, der thatsächlich zwischen der streitenden und triumphierenden Gemeinde besteht. In diesem Sinn begrüßen wir freudig das Erscheinen der vorliegenden Schrift, die in gründlicher und zarter Weise den geheimnisvollen Zusammenhang der irdischen und überirdischen Welt behandelt und gegründet ist auf Schrift, Geschichte und Erfahrung."



BX8080.O4H4
Friedrich Christoph Otinger,
Andover-Harvard 001754606
3 2044 077 978 104

1 2 3 4 5 6 7 8 9

HERZOG, Johannes

AUTHOR
Friedrich Christoph

TITLE
Otinger.

Call Number
BX
8080
.O 4
H4

HERZOG, Johannes
Friedrich Christoph
Otinger.

BX
8080
.O 4
H4